Joachim-Carl Friedrich: Bergwald (Aquarell).

Der Berliner Bergmaler Prof. Joachim-Carl Friedrich hält in seinen Arbeiten bewußt keine in sich ruhende, zeitunabhängige Landschaftsform fest. Er schildert vielmehr — gleichsam in einem durch Farbe formulierten Fahrtenbericht — landschaftliches Geschehen, fängt in der Gegenwart, im Ebenjetzt, keinen Zustand, sondern den Übergang vom Vor- zum Nachher ein.

Malen als Auseinandersetzung mit der Zeit?

Die Technik des Aquarellierens legt diese Deutung nahe:
Wasserfarben, einmal angetupft, nach eigenen Gesetzen zer- und ineinanderfließend wie Wolken, Licht und Schatten, lassen sich nur naß zum Ausdruck bringen, einmal getrocknet nicht mehr korrigieren . . .

Alpenvereins-Jahrbuch 1975

(„Zeitschrift", Band 100)

Schriftleitung:

MARIANNE UND ELMAR LANDES
(DAV)

Herausgegeben vom Deutschen und vom Österreichischen Alpenverein
München, Innsbruck 1975

Umschlagbild: Der Fußstein, im Profil die Nordkante, links im Hintergrund der Olperer.
Foto: R. Obster

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.
Drucktechnische Gesamtausführung: Bergverlag Rudolf Rother, 8 München 19, Postfach 67

Inhalt

		Seite
Rüdiger Finsterwalder:	Die Neubearbeitung der Alpenvereinskarte Zillertal-West	5
Bernd Lammerer:	Geologische Wanderungen in den westlichen Zillertaler Alpen	13
Doris Lieb:	Tal im Hochgebirge: Das Tux	27
Emmi Böck:	Aus der Sagenwelt des Tuxer Tales	31
Heinrich Klier:	Eiswände in den westlichen Zillertalern	37
Walter Klier:	Gneiskletterei im Tuxer Hauptkamm	47
Henriette Klier:	Skitouren in den westlichen Zillertalern	55
	Auch im Begönnern liegt der Irrtum	63
Shashi P. B. Malla:	Das Himalaya-Königreich Nepal als touristisches Reiseziel	65
Hermann Huber:	Hochland-Papuas — Menschen am Ende der Steinzeit	75
Klaus Schreckenbach und Hans Saler:	Dhaulagiri III	79
Hermann Warth:	Gehma wieda! — Deutsche Lhotse Expedition 1974	89
Reinhold Messner:	Aconcagua — direkte Südwand	95
Josef Heinl:	Muchas Grazias Amigos! — Bayrisch-Allgäuer Andenkundfahrt	97
Friedhelm Bertelmann:	Bergerlebnisse in Australien	103
Herbert Klawonn:	Mit dem Kajak in den Orient	109
Dokumentation:	Kundfahrten und Expeditionen 1973/74	119
	Zum hundertsten Band der Alpenvereinsjahrbücher	137
Nils Faarlund:	Bergsteigen — warum?	141
Hermann Huber:	Norwegen	149
Bruno Friedrich:	Yosemite	153
Renate Katarina Oswald:	Rettet die Wildnis	167
Michael Schweikert:	Umweltprobleme im Alpenraum	171
Peter Baumgartner:	Dumpfe Täler, lichte Höhen und umgekehrt	179
Franz X. Wagner:	Matterhorn — Anatomie einer Nichtbesteigung	189
Helmut Kiene:	Erstbegehung an den Grandes Jorasses	195
Ludwig Bertle:	Südtirol — „ein Land, das zu lieben es viele Gründe gibt ..."	201
Wolfgang Brunner:	75 Jahre Wetterstation Zugspitze	207
Pit Schubert:	Ein Vorschlag zur Verbesserung der Führerliteratur	215
Kartenbeilagen:	Alpenvereinskarte Zillertaler Alpen, westliches Blatt 1:25 000 Geologische Karte der westlichen Zillertaler Alpen	

Die Neubearbeitung der Alpenvereinskarte Zillertal-West

Ein Beispiel für die Fortführung von Karten vergletscherter Gebiete

RÜDIGER FINSTERWALDER

I. Einführung

Dem Alpenvereinsjahrbuch liegt heuer die Neubearbeitung eines zum erstenmal im Jahre 1930 erschienenen Kartenblattes der Zillertaler Alpen bei. Solche Berichtigungen älterer Karten gehören heute neben der Kartenneuherstellung zu den wichtigsten Aufgaben für die Alpenvereinskartographie, da nur auf den neuesten Stand gebrachte Karten für den Bergsteiger ihren vollen Wert besitzen. Karten veralten in unserer raschlebigen Zeit wesentlich schneller als früher. Die Veränderungen im Landschaftsbild zeigen sich besonders auffällig in den Talgebieten, ausgelöst durch die verstärkte Siedlungstätigkeit und Erschließung durch Straßen; doch sind sie auch im Mittel- und Hochgebirge — teils natürlich bedingt, teils vom Menschen verursacht — nicht unbeträchtlich. Neben der auch im Gebirge zunehmenden Siedlungstätigkeit sind die folgenden, das Kartenbild verändernden Faktoren zu nennen:

a) Die Neuanlage von mit Kraftfahrzeugen zu befahrenden Güterwegen im Bereich der Almen und Forsten.

b) Der Bau von Seilbahnen und Skiliften bis in die Gletschergebiete.

c) Der Kraftwerksbau, verbunden mit einer Veränderung des Gewässernetzes und der Anlage von Werkstraßen.

d) Schwankungen der Gletscher, insbesondere deren Rückgang. Dabei kommen zum Zurückweichen des Eisrandes noch das Einsinken der Gletscheroberfläche, das Ausapern von Fels- und Schuttinseln, Veränderungen der Spaltensysteme, Verlagerung der Gletscherbäche, Freiwerden von Moränenmaterial und die Bildung von Sandern. Nicht zuletzt wird davon auch die Wegführung zum und auf dem Gletscher beeinflußt.

Die aufgeführten Veränderungen sind im Bereich des Kartenblatts Zillertal-West reichlich vorhanden, so z. B. die vermehrte Siedlungstätigkeit und Erschließung mit Wegen in der Umgebung von Hintertux und Ginzling, die Skilifte im hintersten Tuxer Tal, der Stausee im Schlegeistal, die Straße in den Zamser Grund und die zurückgegangenen Gletscher im Bereich der Berliner Hütte. Für den Bergsteiger am auffallendsten und für die Darstellung im Kartenbild am gravierendsten sind zweifellos die Veränderungen im Gletschergebiet. Die Erfassung dieses neuen Zustands bedingt im wesentlichsten auch das ganze Verfahren der Kartenberichtigung, weshalb im folgenden auf die Gletscherveränderungen und deren Feststellung ausführlich hingewiesen wird.

II. Gletscherveränderungen im Bereich des Kartenblatts

Das Kartenblatt Zillertal-West enthält neben den höchsten Gipfeln der Gebirgsgruppe (Hochfeiler, Möseler, Olperer) auch das Gebiet mit der stärksten Vergletscherung. Sowohl die Gletscher der Nordabdachung als auch die etwas kleineren der Südabdachung des Hauptkammes haben an dem Rückgang seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts merklich teilgenommen. Um das Ausmaß der Veränderungen seit der Aufnahme des Kartenblatts aufzuzeigen, soll der Rückzug je eines charakteristischen Gletschers diesseits und jenseits des Hauptkammes kurz verfolgt werden.

Waxeggkees

Von den drei großen Gletschern nördlich des Hauptkamms (Horn-, Waxegg-, Schlegeiskees) liegt verschiedenes Beobachtungsmaterial vor, das meiste vom Waxeggkees. Der Anfang mit genaueren flächenhaften Aufnahmen wurde anläßlich des vom Alpenverein geförderten ersten sog. „Gletscherkurses" auf der Berliner Hütte im Juli 1913 gemacht. Bei dieser Gelegenheit erfolgte der Aufbau eines Dreiecknetzes im Anschluß an die österreichische Landestriangulation, und auch einige terrestrisch photogrammetrische Standlinien wurden angelegt. Eine Auswertung dieser Aufnahmen sowie eine Fortset-

Links: Furtschaglhaus und Großer Möseler. Foto: H. Hruschka

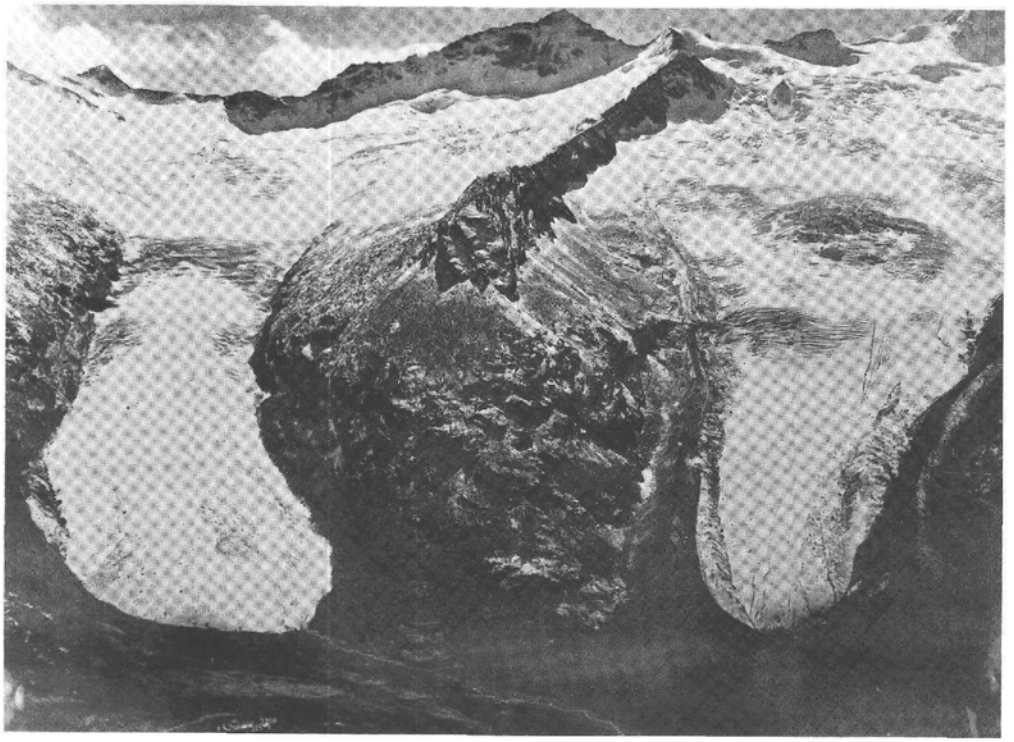


Abb. 1: Horn- und Waxeggkees im Jahre 1921.

zung der Arbeiten verhinderte der erste Weltkrieg. Im Jahre 1921 glückte sodann unter der Leitung von Sebastian Finsterwalder, dem Altmeister der ostalpinen Gletscherforschung, eine genaue stereophotogrammetrische Aufnahme der vier Gletscher des Zemmgrunds (Schwarzenstein-, Horn-, Waxegg- und Schlegeiskees) im Maßstab 1:10 000. Eine kartographische Bearbeitung des Schlegeiskees wurde in der Zeischrift für Gletscherkunde [5] veröffentlicht, während sich der Originalplan der drei anderen Gletscher am Institut für Photogrammetrie und Kartographie der TU München befindet. Der Aufnahmezeitpunkt war aus der Sicht des Gletscherforschers insofern recht günstig, da gerade der in den Ostalpen stattgefundene letzte Gletschervorstoß erfaßt worden war. Dieser Stand hat sich nur geringfügig geändert, als einige Jahre später, im Sommer 1925, wieder anläßlich eines Gletscherkurses die Aufnahmen für das AV-Kartenwerk der Zillertaler Alpen im Bereich des hintersten Zemmgrundes gemacht wurden [1]. So zeigt die AV-Karte bis jetzt einen relativen Hochstand der Gletscher, der nur in den zwanziger Jahren angehalten hat und dann einem stetigen Rückgang gewichen ist. In dieser Zeit reichte die Zunge des Waxeggkees noch über die jetzt eisfrei gewordene Felsstufe herab und endigte in einer Höhe von 1956 m.

Die nächste flächenhafte Aufnahme erfolgte im Jahre 1950 unter der Leitung von Richard Finsterwalder. Die seit den zwanziger Jahren bis dahin stattgefundenen Veränderungen zeigen recht eindrucksvoll die Abbildungen 1 und 2. So hat das Waxeggkees seine Zunge verloren und endigt oberhalb einer Felsstufe in 2236 m Höhe. Der Weg von der Berliner Hütte zum Schönbichler Horn, der 1925 noch über das Eis geführt hat, bleibt nunmehr in großer Entfernung vom Eisrand. Seit dem Jahre 1950 wurde das Waxeggkees bis jetzt jedes Jahr terrestrisch-photogrammetrisch aufgenommen. Diese vom Institut für Photogrammetrie und Kartographie der TU München und in

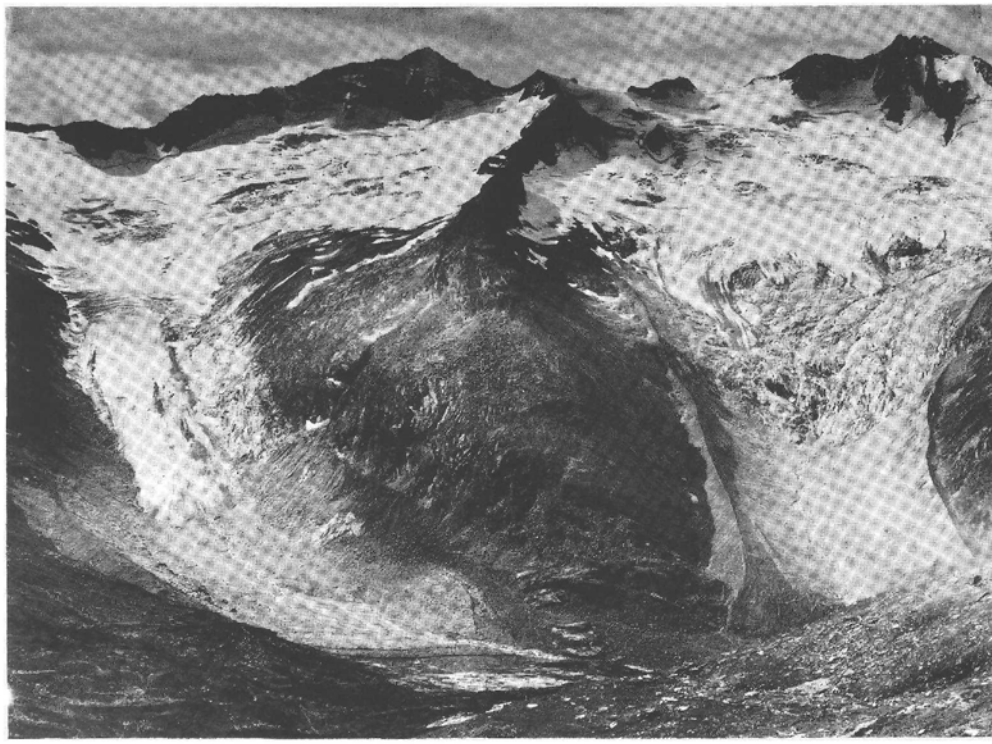


Abb. 2: Horn- und Waxeggkees im Jahre 1950.

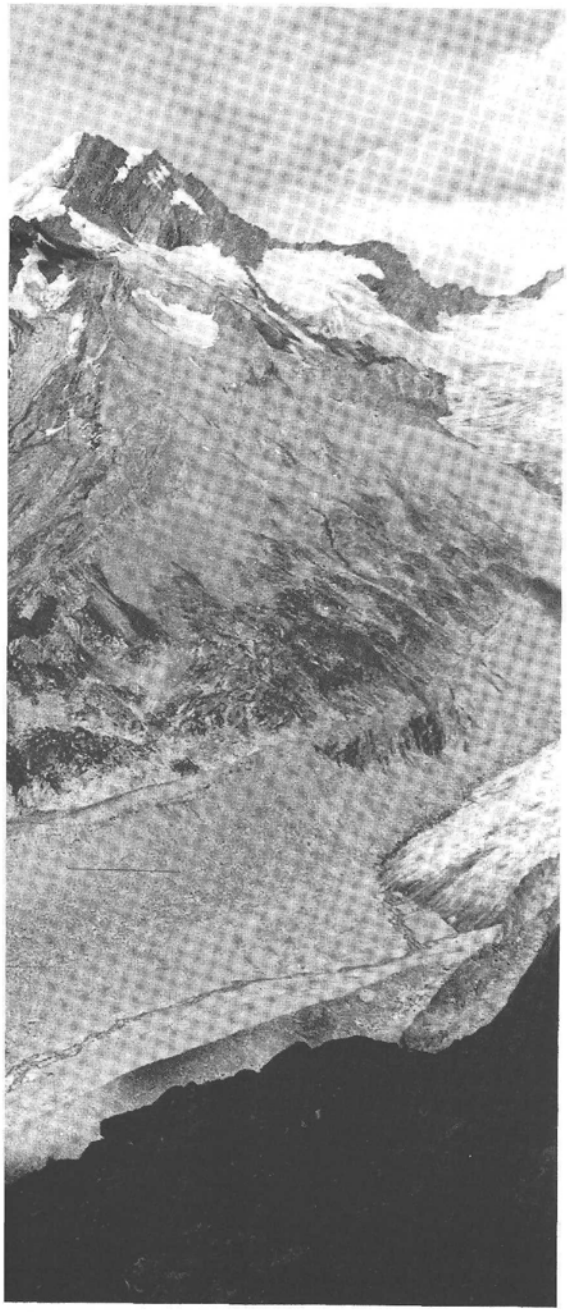
der letzten Zeit von der Kommission für Glaziologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften durchgeführten Aufnahmen lieferten eine wohl einmalige und recht aufschlußreiche Meßreihe. So zeigte bereits die Aufnahme vom Jahre 1950, daß das Einsinken der Gletscheroberfläche in größeren Höhen, etwa ab 3000 m, im Vergleich zu den tieferen Regionen gering blieb [2]. In den folgenden Jahren konnte sodann in dem Bereich über etwa 2700 m Höhe eine Aufhöhung der Oberfläche festgestellt werden, während darunter ein Einsinken der Oberfläche zu beobachten war und das Gletscherende sich noch weiter zurückzog [3]. Diese Aufhöhung der Oberfläche setzte sich allmählich in die tieferen Regionen fort und erreichte etwa im Jahre 1963 das Gletscherende. Letzteres zeigt seit dieser Zeit an verschiedenen Stellen eine steile Stirn und bewegt sich abwärts, so daß der Gletscher eindeutig vorrückende Tendenz aufweist. Verschiedentlich lösten sich von der Stirnwand Eisbrocken, die heute bereits über die erwähnte Felsstufe stürzen und zu Eisansammlungen führen.

Ganz ähnliches Verhalten zeigt auch das Schlegeiskees, während das nahe Hornkees nur mit starker Verzögerung und in abgeschwächtem Ausmaß der Tendenz seines Nachbargletschers folgt. Noch weniger Ähnlichkeit im Verhalten weist das Schwarzensteinkees auf, dessen Rückgang erst im Jahre 1973 zum Halten gekommen ist. Dieses Beispiel zeigt deutlich, daß eine kartographische Aufnahme nur einen Augenblickszustand festhalten kann, der selbst bei ganz nahe aneinanderliegenden Gletschern zu recht unterschiedlicher Weiterentwicklung führt.

Gliderferner

Dieser Gletscher im hintersten Pfitscher Tal liegt auf der Südseite des Zillertaler Hauptkamms und wurde bereits verhältnismäßig früh von der glaziologischen Forschung erfaßt. Im Jahre 1885 erfolgte die erste tachy-

Die Südseite des Zillertaler Hauptkammes: links Vordere und Hintere Weißspitze, rechts Hochfeiler, dazwischen der Weißkarferner. Ganz rechts der obere Teil und die Zunge des Gliderferners. Die ausgeprägte Moräne zeigt recht eindrucksvoll den starken Rückgang dieses Gletschers. Aufnahme 1974.
Foto: B. Lammerer



metrische Aufnahme der Zunge durch S. Finsterwalder im Maßstab 1:3333, die zwei Jahre später ergänzt und in verkleinertem Maßstab veröffentlicht wurde [4]. Seit dieser Zeit wurde unter seiner Mitwirkung das Zungenende messend verfolgt, bis der erste Weltkrieg diese Arbeiten zum Erliegen brachte. Eine Aufnahme des gesamten Gliderferners im Maßstab 1:10 000 erfolgte in den Jahren 1908 und 1910 ebenfalls durch S. Finsterwalder. Damit war eine wichtige Grundlage für den Vergleich der Gletscheroberfläche mit weiteren Aufnahmen geschaffen. Sieht man von einer recht flüchtigen Vermessung der Gletscherzunge im Jahre 1929 ab [6], so wurde eine Totalaufnahme des Gletschers erst wieder im Jahre 1959 durch das Militärgeographische Institut in Florenz im Rahmen der Herstellung der amtlichen topographischen Karte 1:25 000 durchgeführt. Diese Aufnahme ermöglicht es, in Verbindung mit den Finsterwalderschen von den Jahren 1885 und 1908/10, sowie den Zungenstandsmessungen, einige zahlenmäßige Angaben über die Veränderungen des Gliderferner zu machen:

Lage des Zungenendes

Jahr	Höhe des Gletscherendes	Rückgang (vertikal)	Rückgang (horizontal)
1885	2350 m		
		10 m	30 m
1910	2360 m		
		85 m	620 m
1959	2445 m		

Mehr als der Rückgang des Zungenendes sagt für das Verhalten eines Gletschers das Einsinken bzw. die Aufhöhung seiner Oberfläche aus. Es steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Volumensänderung und ist in der Regel nicht für alle Teile eines Gletschers konstant, sondern von der Höhenlage abhängig. Für den Zeitraum 1910 bis 1959 ergeben sich aus dem Kartenvergleich folgende Werte:

Änderung der Gletscheroberfläche 1910—1959

Höhe	Einsinkungsbeträge (gesamt) ca.	(pro Jahr) ca.
2445 m	80 m	1,6 m
2500 m	60 m	1,2 m
2600 m	35 m	0,7 m
2700 m	30 m	0,6 m
2800 m	20 m	0,4 m
2900 m	15 m	0,3 m
3000 m	10 m	0,2 m
3100 m	5 m	0,1 m
3200 m	unsicher	unsicher
3300 m	unsicher	unsicher

Planimetriert man die Fläche des Gletschers in den beiden Kartierungen, so ergibt sich ein Flächenverlust für den Zeitraum 1910 bis 1959 von 70 ha, das sind etwa 19,5 %, bezogen auf die alte Fläche oder 24 % der neuen. (Der durch die Abtrennung vom Hauptgletscher entstandene selbständige Teil westlich der unteren Weißzintscharte ist bei der neuen Fläche mitgezählt.) Diese Zahlen zeigen sehr deutlich den starken Rückgang dieses Gletschers. In der gleichen Größenordnung etwa dürften auch die Verluste der anderen größeren Gletscher auf der Südseite des Zillertaler Hauptkammes liegen, während kleinere Gletscher noch wesentlich stärker vom Rückgang betroffen sind. Die dadurch bedingten Veränderungen im Kartenbild sind also nicht unbeträchtlich.

III. Die Übernahme der Veränderungen in das Kartenbild

Die Erfassung der umfangreichen Veränderungen, sowohl im Siedlungsbereich als auch in der Gletscherregion, läßt sich wirtschaftlich nur durch Heranziehung von Luftaufnahmen bewerkstelligen. Solche Aufnahmen standen vom sog. österreichischen Gletscherflug vom Jahre 1969 zur Verfügung. Diese Befliegung war vom Hydrographischen Zentralbüro in Wien zur Erfassung der vergletscherten Gebiete Österreichs im Rahmen der „Internationalen Hydrologischen Dekade" in Auftrag gegeben und vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen in Wien durchgeführt worden. Bei der gewählten Flughöhe von 7000 m über dem Meer hatten die Bilder in der Gletscherregion von durchschnittlich 3000 m Höhe einen Maßstab von 1 : 27 000.

Die Auswertbarkeit derartiger Bilder hängt sehr stark von ihrer Durchzeichnung in den schneebedeckten Geländeteilen ab. Deshalb sollen Gletscheraufnahmen möglichst am Ende längerer Schönwetterperioden im Spätsommer geflogen werden, damit in den Firngebieten durch den Einfluß der Einstrahlung, der Schmelzwässer und der Verschmutzung die Bilder noch eine gewisse Durchzeichnung aufweisen. Eine recht gute Struktur ergeben neben Gletscherspalten die durch Wasserabfluß im Schnee verursachten Rinnen, die in regelmäßigen Abständen von mehreren Metern in der Fallinie verlaufen. Sie sind in Bildern vom Maßstab 1 : 20 000 und größer oft recht gut erkennbar und lassen eine verhältnismäßig sichere Führung der Meßmarke in einem Stereoauswertegerät zu. Leider erwiesen sich die Aufnahmen vom Gletscherflug 1969 als nicht besonders günstig, da kurz vor dem Flug nach einer langen Schönwetterperiode Neuschnee gefallen war und die höchsten Firngebiete bedeckte, so daß dort kaum eine Zeichnung vorhanden war. Auch der Bildmaßstab von 1 : 27 000 zeigte sich für die Erkennung von Schneestrukturen als nicht ganz ausreichend; dafür hatte er den Vorteil, daß die Bilder größere Flächen überdeckten und immer wieder genügend schnee- und eisfreies Gebiet umfaßten, um sie ohne zusätzliche Paßpunktbestimmung auf die vorhandene Karte einpassen zu können.

Die Stereokartierung erfolgte im Maßstab 1 : 15 000 am Aviographen B8 des Instituts für Photogrammetrie und Kartographie der TU München. Die gewonnenen Schichtlinienpläne der einzelnen Gletscher wurden in den gletscherfreien Teilen möglichst gut an die vorhandene Karte angepaßt. Dabei zeigte sich fast überall eine sehr genaue Übereinstimmung mit den in den Jahren 1925 bis 1927 nach dem Verfahren der terrestrischen Photogrammetrie gewonnenen Höhenlinien der alten Karte.

Etwas schwieriger erwiesen sich die Verhältnisse im Südtiroler Gebiet, wo der Kartenstand wesentlich älter ist. So stammt die

Der Kraftwerksbau im Schlegeisgrund, verbunden mit einer Veränderung des Gewässernetzes und der Anlage von Werkstraßen, machte unter anderem eine Berichtigung der AV-Karte Zillertal-West erforderlich.

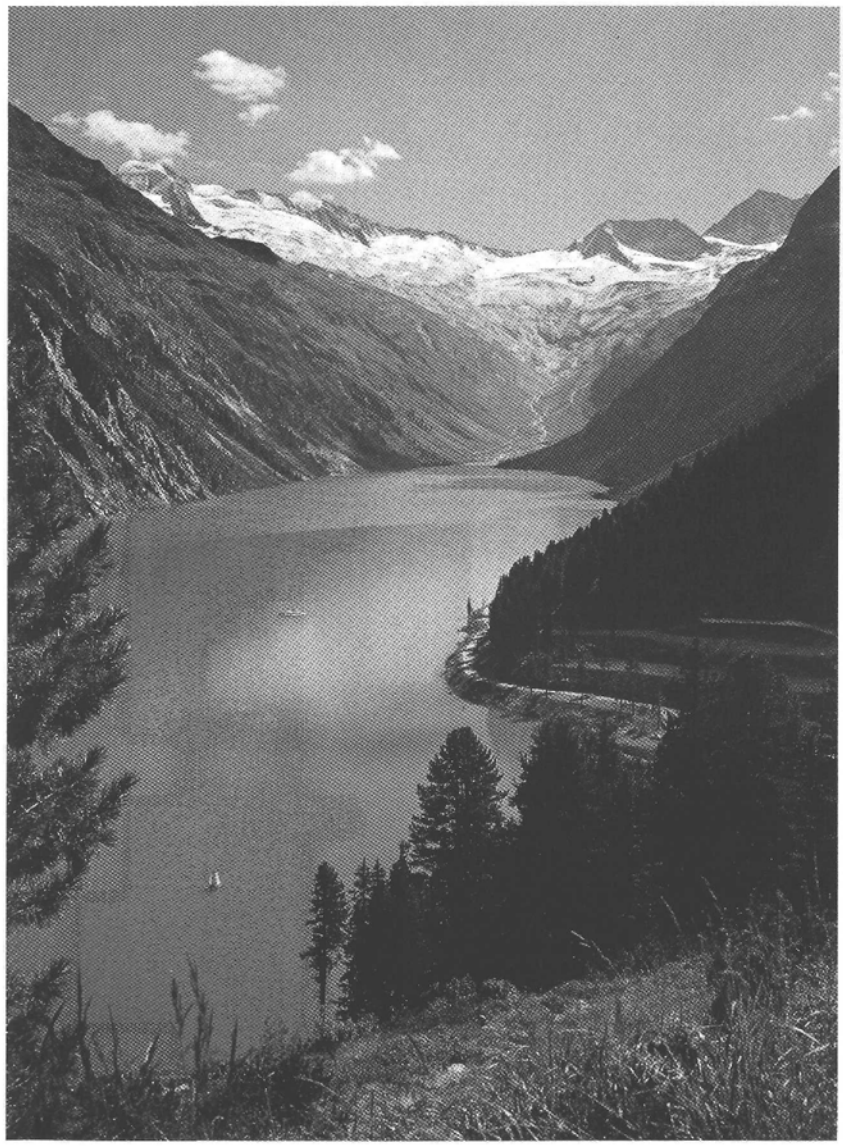


Foto: H. Hruschka

Aufnahme des Gebiets um den Gliderferner und Weißkarferner im hintersten Pfitscher Tal aus den Jahren 1908—1910. Sie wurde zwar nach dem damals modernsten Verfahren der Einschneidephotogrammetrie durchgeführt, doch sind die Höhenlinien hier noch durch punktweise und nicht durch linienhafte Messung entstanden. Ähnliches gilt für das übrige Südtiroler Gebiet, das wegen der politischen Verhältnisse Ende der zwanziger Jahre nicht aufgenommen werden konnte, sondern nach den amtlichen österreichischen Aufnahmeblättern vom Jahre 1912 bearbeitet worden war. Leider konnten wegen der für die Freigabe von Luftbildern geltenden zwischenstaatlichen Vereinbarungen auch die Bilder des Gletscherflugs vom Jahre 1969 nicht über die österreichische Landesgrenze hinweg ausgewertet werden, so daß die Bearbeitung des Südtiroler Gebiets wiederum nach den amtlichen italienischen Karten erfolgen mußte. Als solche

standen zur Verfügung die Blätter der Carta d'Italia 1 : 25 000, herausgegeben in den Jahren 1967 und 1969 sowie die Blätter der Kartierung der Provinz Bozen 1 : 10 000. Gerade das letztere Werk, das den Gletscherstand vom Jahre 1969 bei einem Höhenlinienabstand von 10 m zeigt, erwies sich als äußerst wertvoll. So konnte trotz der verschiedenartigen topographischen Unterlagen auch in diesem Teil der Karte eine befriedigende Anpassung des neuen Standes an den alten erzielt werden.

Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß zur Kontrolle und Ergänzung der photogrammetrisch erfaßten Veränderungen eine gründliche Begehung des Geländes notwendig war. Bei dieser Begehung wurden insbesondere die seit dem Bildflug vom Jahre 1969 eingetretenen Neuerungen im sog. Kartengrundriß (Wegenetz, Siedlungen usw.) berücksichtigt, daneben aber auch die Auswertung der Gletschervorfelder kontrolliert. So war es notwendig, die im Luftbild oft nicht ganz eindeutig zu erkennenden Abflüsse der Gletscher genau zu lokalisieren und die Abgrenzung zwischen Eis und Schutt an Ort und Stelle zu überprüfen. Dabei erwiesen sich vielfach photographische Aufnahmen aus nicht zu großer Entfernung als sehr nützlich.

Nicht unbedeutend sind weiter die kartographischen Arbeiten, die die Fortführung eines Kartenblattes eines vergletscherten Gebietes mit sich bringt. Sieht man von den auch sonst anfallenden Ergänzungen des Kartengrundrisses (Schwarzplatte) ab, so erfordern die Veränderungen der Gletscheroberfläche in der Horizontalen und Vertikalen, sowie die teilweise Verlagerung der Gletscherbäche und Spaltensysteme eine völlige Neubearbeitung der Blauplatte (Höhenlinien auf Eis und Gewässer). Dazu kommen umfangreiche Arbeiten an der Schwarzplatte in den vom Gletscher freigegebenen Gebieten durch die Neuzeichnung der Höhenlinien, der Schutt- und Felsflächen, insbesondere der Moränen. Bei geschummerten Karten müßte auch das Relief verändert werden.

Neben diesen inhaltlichen Änderungen zeigt das neubearbeitete Kartenblatt Zillertal-West auch rein äußerlich einige Neuerungen. So wurde zur Darstellung der Waldflächen zusätzlich zur alten Ringelsignatur ein leichter grüner Flächenton verwendet, der die Waldgebiete etwas besser zusammenfaßt, ohne daß das nur auf die drei Farben Schwarz, Braun und Blau aufgebaute Kartenbild von Hans Rohn allzusehr beeinträchtigt worden wäre. Ferner wurde der Umfang des Kartenblattes durch Beschneidung im Norden auf ein für die Leporellofaltung abgestimmtes Maximalformat verändert. Der dadurch bedingte Wegfall der Tuxer Voralpen im Bereich der Lizumer Hütte ist zwar bedauerlich, muß aber im Hinblick auf eine bequemere Handhabung der Karte in Kauf genommen werden. Außerdem ist dieses Gebiet auch in der bereits erschienenen AV-Karte der Umgebung von Innsbruck im Maßstab 1 : 50 000 enthalten. Abschließend sei noch erwähnt, daß das Kartenblatt auf synthetischem und daher weitgehend wetterfestem Papier gedruckt ist. So ist zu hoffen, daß durch die Neubearbeitung das Kartenblatt Zillertal-West wieder ein zuverlässiger Führer für den Wanderer und Hochtouristen durch eines der beliebtesten Gletscher- und Felsgebiete der Ostalpen geworden ist.

Verfasser: Prof. Dr.-Ing. R. Finsterwalder, D-8035 Gauting, Untertaxetweg 84

Literatur

[1] *Biersack, H.:* Begleitworte zum Kartenwerk der Zillertaler Alpen. - Zeitschr. d. DuOeAV 1934, S. 1—11.

[2] *Finsterwalder, Rich.:* Die zahlenmäßige Erfassung des Gletscherrückgangs an Ostalpengletschern. - Zeitschr. f. Gletscherkunde 1953, S. 189—239.

[3] *Finsterwalder, Rich.:* On the Measurement of Glacier Fluctuations, Publication Nr. 54 of the I.A.S.H. Snow and Ice Commission, S. 325—334.

[4] *Finsterwalder, S.:* Der Gliderferner. - Zeitschr. d. DuOeAV, Bd. XIX, Jahrgang 1888, S. 42—49.

[5] *Finsterwalder, S.:* Der Talschluß des Schlegeisgrundes im Zillertal. - Zeitschr. f. Gletscherkunde, Bd. XIII, 1923—24, S. 1—7.

[6] *Peretti, I.:* Osservazioni glaciologiche in Val di Vizze. Pisa, Arti Grafiche Nistri, 1930 (Estratto dal Bolletino N. 21 del Comitato Nazionale Geodetico-Geofisico).

Geologische Wanderungen in den westlichen Zillertaler Alpen

BERND LAMMERER

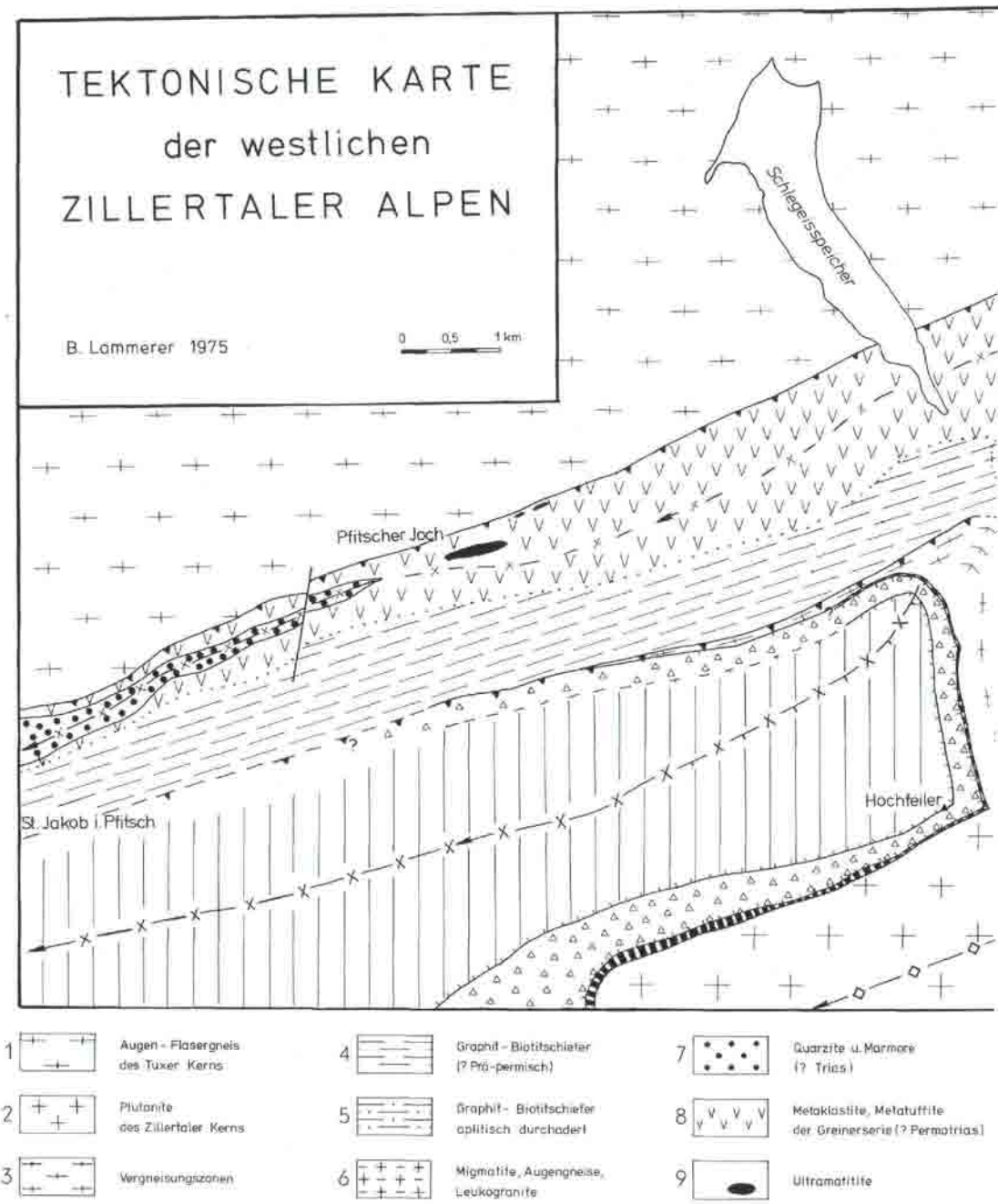
Die AV-Karten „Zillertaler Alpen" überdecken einen Teil der Zentralalpen, der nicht nur touristisch, sondern auch geologisch und mineralogisch ganz besonders interessant erscheint. Daß dieses Interesse eine zunehmend breitere Bevölkerungsschicht erfaßt, zeigt die jährlich steigende Zahl an Bergsteigern, die mehr oder weniger verstohlen einen Geologenhammer im Gepäck mitführen. Für solch geologisch und mineralogisch interessierte Wanderer seien hier einige, vielleicht nützliche Hinweise gegeben.

I. Geologischer Überblick

Um das Gebirge der Alpen entstehen zu lassen, benötigte die Natur mehr als 200 Millionen Jahre. Dabei stellt die Heraushebung der Gesteinsmassen in die luftigen Höhen nur den Abschluß der Gebirgsbildung dar. Zuvor sammelten sich auf einem stetig absinkenden Meeresboden große Massen von Ablagerungsgesteinen, vorwiegend Kalken an, zu denen in landferneren Regionen untermeerische Vulkane noch basaltische Laven und Aschen (Tuffe) förderten.

Dieser Zustand hielt über 100 Millionen Jahre durch Trias, Jura und Kreide an. In der Oberkreide und im Alttertiär (80 bis 30 Millionen Jahre) erfolgte ein Zuschub dieses Meeresbeckens von Süden her. Riesige Gesteinsplatten wurden als sogenannte „Decken" über mehr als 100 km nach Norden verfrachtet, gefaltet und über jüngere Gesteine geschoben, wie die gesamten nördlichen Kalkalpen, deren Heimat südlich der Hohen Tauern angenommen werden muß. Andere Bereiche wurden dagegen in die Tiefen der Erdkruste verschluckt und hierzu gehören auch die Gesteine der Zillertaler Alpen. Sie erfuhren eine besonders tiefe Absenkung, dafür aber wurden sie anschließend stark herausgehoben. Diese Hebung dauert heute noch an, wie äußerst präzise Höhenmessungen zeigen konnten, die im Abstand von 60 Jahren zwischen Bad Gastein und dem Drautal durchgeführt worden sind. Hebungen bis maximal 1,2 mm pro Jahr ließen sich dort nachweisen und für die Zillertaler Alpen dürfte ähnliches gelten. Da hier eine Hebung von durchschnittlich 0,5 mm pro Jahr über etwa 50 Millionen Jahre anhielt, sind heute Gesteine an der Oberfläche, die einst 15 bis 20 m tief im Erdinneren versenkt waren. Man kann dies am Gesteinscharakter erkennen, denn die ehemals tief versenkten Gesteine haben sich bei den dort herrschenden hohen Drücken von 5—6 kb (entspricht der Auflast von 5 bis 6 t/cm²) und Temperaturen von 500 bis 650° C verändert — sie wurden „metamorph". Tabelle 1 gibt einen Überblick, aus welchem Ausgangsmaterial die metamorphen Gesteine der Zillertaler Alpen aufgebaut sind.

Ausgangsgestein	Metamorphes Gestein
Kalkstein	Marmor
kalkhaltiger Ton („Mergel")	Kalkglimmerschiefer
oder tonig-sandiger Kalk	Kalkglimmerschiefer
Ton mit etwas organischer Substanz	Graphitschiefer
Ton	Phyllit, Glimmerschiefer
Sand, Sandstein	Quarzit
vulkanischer Tuff	Hornblendegarbenschiefer
Geröll	Meta-Konglomerat
Grauwacke, Arkose (feldspathaltiger Sandstein)	Paragneis, Zweiglimmergneis
Basalt	Amphibolit, Prasinit
Granit, Quarzdiorit	Orthogneis



Durch die Metamorphose entsteht eine Vielfalt an Mineralen aus vorher für den Sammelfreund weniger anziehenden Gesteinen: Glimmer, Hornblende, Granat, Turmalin und Disthen finden sich z. B. jetzt in ehemaligen Tonen. Über die wichtigsten Gesteinseinheiten verschaffen wir uns anhand der Tektonischen Karte Abb. 1 einen Überblick.

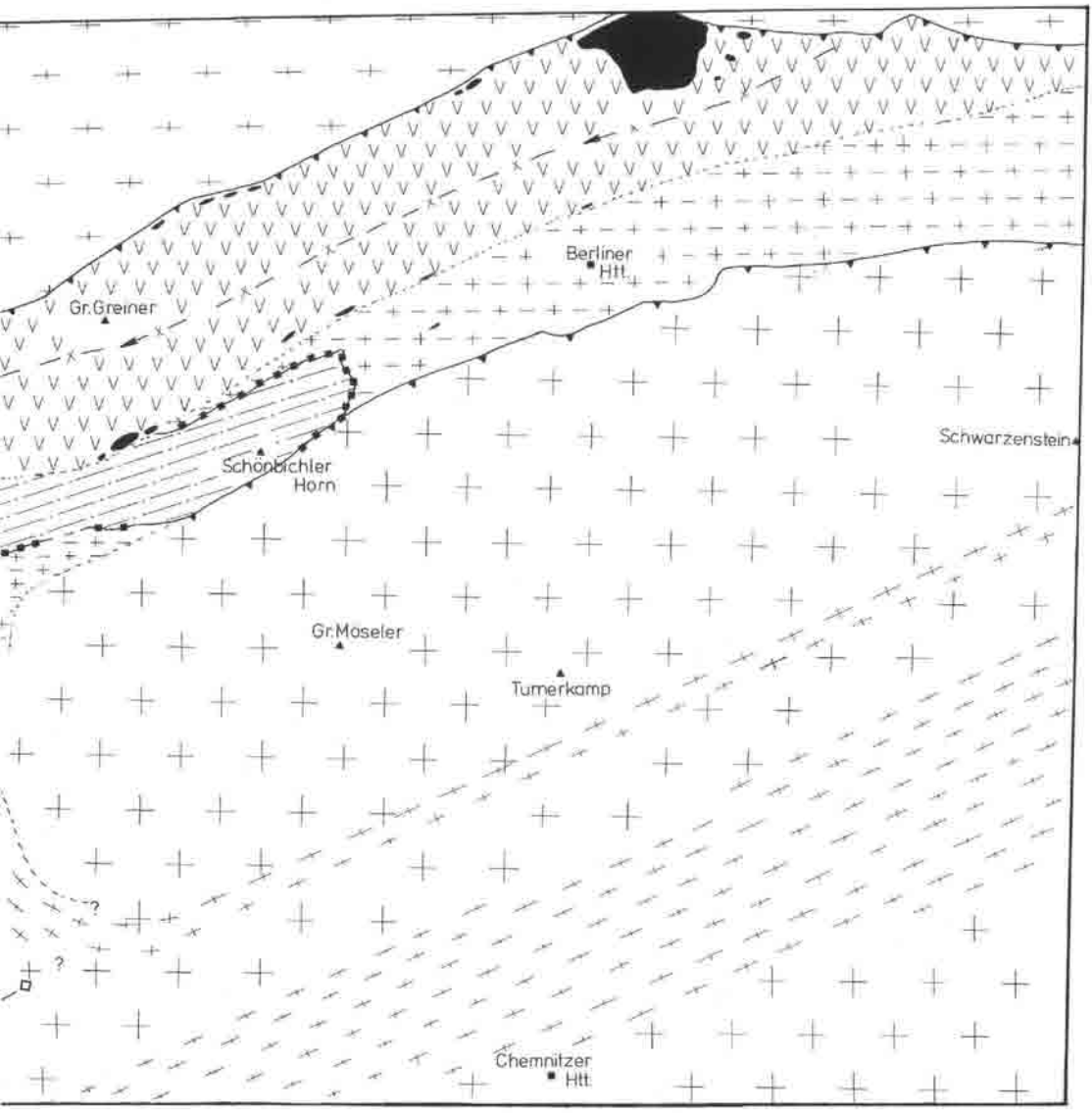


Abb. 1: Die „Tektonische Karte" zeigt die großen Baueinheiten der westlichen Zillertaler Alpen. Die im Text beschriebenen Großeinheiten sind hier noch weiter untergliedert. Es umfassen: Komplex I (Legende-Nr. 1), Komplex II (4, 7, 8, 9), Komplex III (5, 6), Komplex IV (2, 3), Komplex V (10, 11, 12).

Komplex I — Die Zone des Tuxer Gneises

Im Nordteil des betrachteten Gebietes bewegt sich der Wanderer durch eine verhältnismäßig eintönige Gesteinseinheit: den Tuxer Gneis. Hier sind vor etwa 240 Millionen Jahren* — in der Zeit des Perm — noch ältere Sedimentgesteine in der tiefen Erdkruste (ca. 20 km) aufgeschmolzen worden, dann als granitisches Tiefengestein („Granit", „Granodiorit") in seichterem Niveau (ca. 5 bis 15 km) erstarrt.
Es gibt noch Reste darin, die nicht ganz aufgeschmolzen werden konnten, und diese „Restite" findet man vereinzelt als etwa handtellergroße, linsenförmige schwarze Flecken im Granit wieder.
Während der alpidischen Metamorphose wurde auch dieser Granit bzw. Granodiorit durch die gebirgsbildenden Kräfte verändert; aus der regellosen Anordnung der Mineralien entstand das parallelausgerichtete „Gneisgefüge". Wegen seines Aussehens wird er allgemein als „Augen-Flasergneis" bezeichnet.

Komplex II — Greiner Schieferserie

Etwa geradlinig zwischen Wirthaus Grawand und Pfitscher Joch zieht sich eine markante Grenzzone durch das Gebiet, die stets durch Gräben, Bäche oder Kammeinschnitte gekennzeichnet ist. Sie trennt den Tuxer Gneis von der südlich folgenden „Greiner Schieferserie". Diese ist es, die die Gesteins- und Mineraliensammler vorwiegend anlockt. Eine bunte Folge von metamorphen Ablagerungsgesteinen, gemischt mit metamorphen vulkanischen Bildungen baut sie auf. Alle Gesteine sind steil aufgestellt, d. h. die ehemals etwa horizontalen Schichtflächen stehen jetzt fast senkrecht.
Auffälligstes Gestein ist zweifellos der sog. Hornblende-Garbenschiefer, dessen Oberflächenmuster durch schwarze Strahlenbüschel geprägt ist, die an kleine Strohgarben erinnern. Zunächst denkt mancher Laie an versteinerte Pflanzenreste. Das ist aber absolut falsch, vielmehr handelt es sich dabei um schwarze, stengelige Hornblenden, die von einem Zentrum aus in verschiedene Richtungen gewachsen sind. Ihr Aussehen wechselt von zerbrechlich dünnen, langen Gebilden bis zu großen, daumenstarken Hornblenden, die dem Gestein ein massiges, düsterschwarzes Gepräge geben.
Der Greiner Schieferserie sind westlich des Pfitscher Joches gelbe Marmore und Quarzite aufgelagert, die in die Zeit der Trias eingestuft werden. Möglicherweise liegen sie sedimentär auf der Greiner Serie, damit wäre diese älter als Trias.
Die Südgrenze der Greiner Schiefer wird im westlichen Teil von schwarzen Graphitschiefern gebildet, die in der Gegend der Berliner Hütte nicht mehr vorhanden sind, weil sie dort aufgeschmolzen und von den granitischen Magmen verdrängt werden, wie im nächsten Abschnitt gezeigt wird.

Komplex III — Die „Migmatitzone"

Gelangt ein Gestein in immer tiefere Zonen der Erdkruste, so steigen Druck und Temperatur. Normalerweise verhindert der hohe Druck, daß die Gesteine aufschmelzen (andernfalls müßten wir auf einem in 20 km Tiefe liegenden flüssigen Magma-Ozean schwimmen, was nicht der Fall ist). Es kann aber vorkommen, daß lokal die Temperatur in der Erdkruste erhöht ist („Wärmebeule" oder „positive geothermische Anomalie"). Dann kann es dazu kommen, daß Gesteine vollständig oder teilweise aufschmelzen. Den Tuxer Gneis hatten wir schon kennengelernt als ein ehemals (fast) vollständig aufgeschmolzenes Gestein — ebenso entstanden sind die unten besprochenen Zillertaler Granite und Quarzdiorite. In beiden Fällen ist — von den dunklen Restiten abgesehen — von dem Aufschmelzvorgang nichts mehr zu sehen, die Gesteine sind weitgehend homogenisiert und umkristallisiert.
Anders aber in der sog. Migmatitzone. Von einem Migmatit spricht der Geologe, wenn die Temperatur nur ausgereicht hatte, einen Teil des Gesteins — nämlich den leicht schmelzbaren, hellen Anteil (Quarz und Feldspäte) in den flüssigen Zustand überzuführen, nicht aber die dunklen Anteile (Glimmer, Hornblenden usw.). Die Schmelzphase sammelt sich zunächst in dünnen Bän-

* Durch Altersbestimmungsmethoden auf Grund radioaktiven Zerfalls von Rubidium (^{87}Rb) zu Strontium (^{86}Sr) ermittelt.

Abb. 2: Beginnende Gesteinsaufschmelzung. Die hellen quarz- und feldspatreichen Gesteinsanteile sind bereits geschmolzen, die dunklen Anteile, reich an Biotit und Hornblende, befinden sich noch im festen Zustand.
Die Schmelze sammelt sich zunächst in parallelen (hellen) Bändern, dringt auch verschiedentlich quer zur Schieferung vor und beginnt damit eine Zerlegung der dunklen Gesteinsteile in Schollen (Schönbichler Kees, Gletscherschliffe).

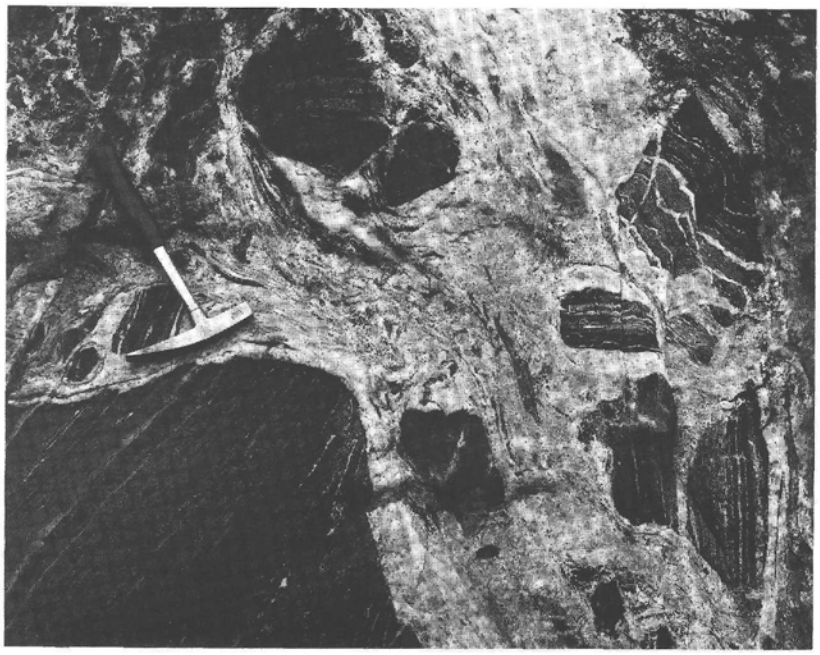


Abb. 3: Bei zunehmendem Schmelzanteil verlieren die noch festen Anteile ihren Zusammenhalt und zerbrechen in einzelne Schollen, die in der Schmelze schwimmen (Berliner Hütte, Ausgang der Zemmbachschlucht).
Fotos: B. Lammerer

Abb. 4: Ein feinkörniger Zweiglimmergranit (links) dringt in gröberkörnigen Biotit-Plagioklas-Gneis ein. Der Gneis befindet sich im Zustand der Aufschmelzung, sein Gefüge ist plastisch deformiert, Schmelzanteile sammeln sich in unregelmäßigen Gebilden und große Kalifeldspäte (helle, rechteckige Flecken) wachsen. Im Granit verläuft parallel zum Kontakt eine feine Streifung, die beim Einströmen des zähen Granitmagmas entstand. Eine jüngere Bildung ist der quer beide Gesteine durchschlagende weißliche Pegmatitgang. Die beim Erstarren und Erkalten aufbrechenden Risse wurden sofort mit der pegmatitischen Restschmelze gefüllt (südlich der Berliner Hütte). Foto: B. Lammerer

dern. Wenn sie mengenmäßig zunimmt, vereinigt sich die Schmelze zu dickeren Lagen und Schlieren, bis endlich die dunklen, noch festen Teile zu eckigen Schollen zerbrechen, die sich bei weiter zunehmender Temperatur ebenfalls auflösen zu Schlieren und diffusen, nebelartigen Gebilden. So entstehen „gebänderte Migmatite", „Schollenmigmatite" und „nebulitische Migmatite", die in dieser Zone klassisch schön ausgebildet sind.

Komplex IV — Granit-Diorit-Komplex des Zentralkammes

Sowohl im Alter als auch in ihrer Entstehungsgeschichte sind sich Tuxer Gneis und die granitischen Gesteine des Zentralkammes ähnlich; sie sind deshalb in der geologischen Karte unter „Zentralgneiszone" zusammengefaßt. Doch besteht der Tuxer Gneis aus ziemlich monotonem Granitgneis, während im Zentralkammbereich doch eine buntere Gesteinsabfolge ansteht. Auch hier herrschen helle Granite weit vor, aber im Bereich der Hornspitzen I bis V finden sich dunkelgrüne, massige Tiefengesteine, Gabbros, und neben den hellen Biotit-Graniten trifft man die etwas dunkleren „schwarz-weißen" Quarzdiorite, die reichlich schwarze Hornblenden führen (die Hornblenden sind vom Biotit durch ihren geringen Glanz leicht zu unterscheiden).

Für eine weitere Bereicherung sorgen Vergneisungszonen, die in Ost-West-Richtung die Gesteinskomplexe durchziehen und die aus dem sonst regellos körnigen Granit einen parallel strukturierten Granitgneis, einen „Orthogneis" erzeugen.
In einer schmalen Zone starker Zerscherung konnte es dann sogar zu größeren Stoffumsetzungen kommen. Neue Minerale sind gewachsen: Granat und Chlorit. Aus diesen, nur wenige dm-mächtigen, aber lang aushaltenden Störungszonen wurden seit alters her die berühmten Zillertaler Granate gewonnen. Durch die in den letzten Jahren stark zurückgegangenen Gletscher wurde ein neues Vorkommen am Hornrücken freigegeben, das schon viele Sammlerrucksäcke mit zum Teil über walnußgroßen, schönen Granaten füllte.

Komplex V — Schieferhülle

Im Südwesten des betrachteten Gebietes verschwindet der Zillertaler Zentralgneis langsam in der Tiefe („er taucht nach Westen ab") und seine Bedeckung, seine „Hülle" wird sichtbar — erstmals am Hochfeiler-Hochferner (Abb. 6). Sie enthält vorwiegend Kalkglimmerschiefer, Marmore und Grüngesteine („Prasinite"). Erstere stellen die kalkreichen Ablagerungen eines Meeres dar, die Prasinite sind Zeugen untermeerischer Vulkane, die ihre Laven und Tuffe auf dem Meeresboden ablagerten.
Direkt auf dem Granit liegt ein Marmor des oberen Jura, d. h. zur Zeit des Jura lagen der Tuxer Gneis und die Zentralkammgesteine einschließlich der Greiner Schieferserie schon etwa wie heute vor und bildeten zunächst eine Landoberfläche, die dann im oberen Jura vom Meer überflutet wurde, aus dem sich über einem dünnen basalen Sandstein der als „Hochstegenkalk" bekannte Marmor abschied. Die darüberfolgenden 100 bis 200 m mächtigen Trümmergesteinssedimente (Sandsteine, Arkosen, Grauwacken) mit Marmoren und die mächtigen Kalkglimmerschiefer (auch „Bündner Schiefer" genannt, wegen großer Verbreitung in Graubünden) mit Vulkaniten sind während der alpidischen Gebirgsbildung als „Decken" überschoben worden (Wolfendorn- und Glocknerdecke).

II. Geologische Wanderungen

1. Gebiet der Berliner Hütte

Der Bereich der Gletscherschliffe südlich der Berliner Hütte gewährt einen hervorragenden Einblick in die Vorgänge der Gesteinsaufschmelzung („Anatexis") und in die Platznahme von Granitintrusionen.
Die Hütte selbst steht auf einem gebänderten „Migmatit" (Lokalität 1 in Abb. 5), der sich schon sehr gut vor dem Haupteingang studieren läßt. Im cm-Bereich wechseln hier helle und dunkle Bänder ab, erstere reich an Quarz und Feldspat, letztere stark biotitführend. Dieses Gestein befand sich gerade in einem Temperatur- und Druckbereich, in dem die leichter schmelzbaren hellen Gesteinskomponenten aufgeschmolzen wurden, die dunklen Lagen (mit höherem Schmelzpunkt) hiervon aber nicht berührt wurden. Die Schmelzphase sammelte sich in den dünnen hellen Bändern.
In geringer Entfernung hiervon, am Ausgang der Zemmschlucht (2) ist dieser Prozeß noch weiter fortgeschritten. Das Gestein ist in einzelne Schollen zerfallen, die auch schon in Auflösung begriffen sind. Prachtvoll läßt sich hier beobachten, daß schon fast alles des mobilen hellen Bestandes sich selbständig gemacht hat, es sammelt sich zu größeren Einheiten, in denen noch die „Restite", die dunklen Altbestände schwimmen. Etwas höhere Temperatur noch, und auch diese Partien lösen sich auf.
Dieses weitere Stadium läßt sich weiter südlich auf den Gletscherschliffen verfolgen (3). Ein Gneis ist schon völlig erweicht, mobil geworden und homogenisiert. Eine Unzahl von Feldspäten ist neu in diesem „Brei" gebildet worden (weiße, rechteckige Flecken). Helles, feinkörniges Granitmaterial sammelt sich in unregelmäßigen Gebilden. Daneben, an scharfen Grenzen abgesetzt, kann man die Ursache für die lokal erhöhte Wärme sehen: ein feinkörniger Biotitgranit ist eingedrungen, schwach erkennt man eine Streifung parallel zum Kontakt, die durch die Einströmungsbewegung verursacht ist. Altersbeziehungen zwischen verschiedenen hellen Aplitgängen lassen sich studieren; einige finden sich nur im alten Gneis und überschreiten die Grenze zum Granit nicht — sie sind älter als der Granit, andere sind

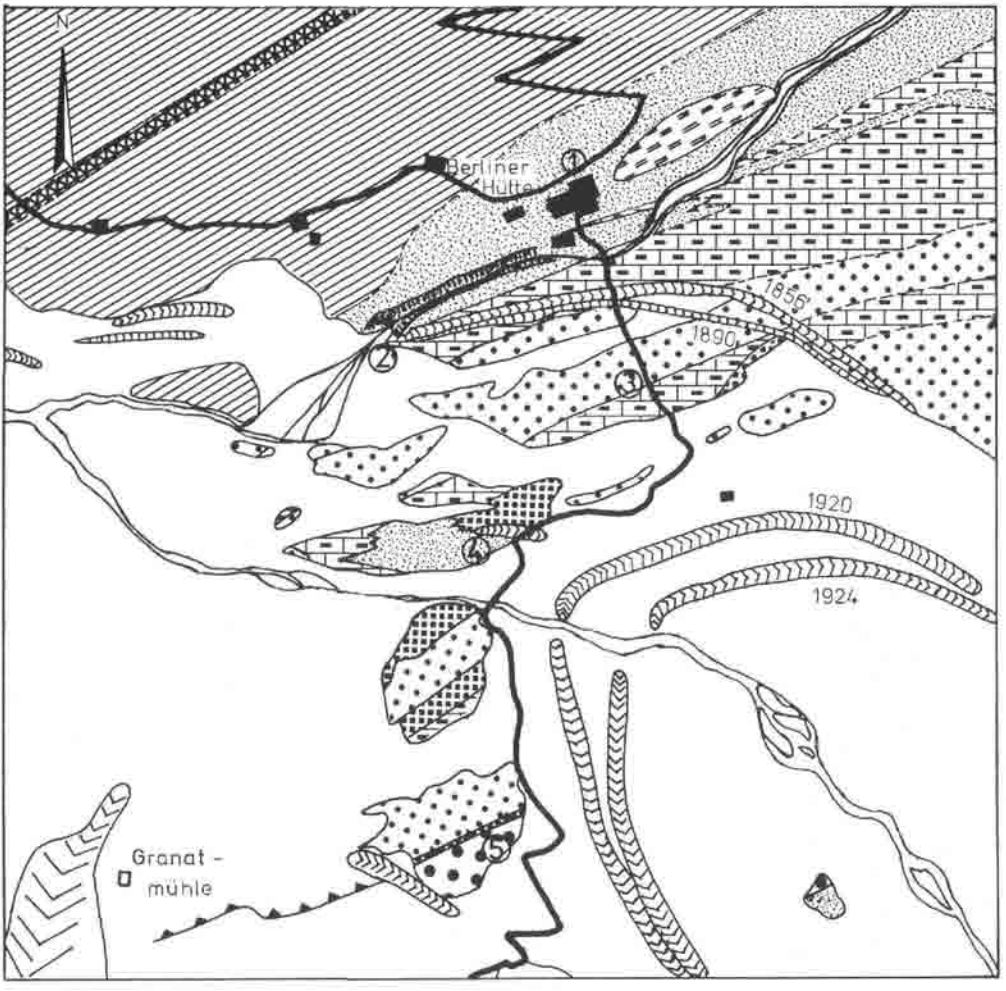


Abb. 5

jünger, da sie auch den Granit durchsetzen. Bei Regen, wenn die Felsen naß sind, kann man die besagten Strukturen viel besser studieren als bei Trockenheit (die Aufnahmen sind auch bei Regen gemacht). Mehrfach läßt sich der Wechsel: alter, migmatischer Gneis und jüngerer Granit (das genaue Alter ist noch nicht klar) beobachten. Dazu kommen teils scharfkantig zerfallende, dann wieder diffus sich auflösende biotitreiche Zonen (z. B. bei Nr. 4) und erst der Anstieg gegen den Roßrugg läßt uns diese turbulente Zone verlassen, in der wir „der Gesteinsküche in die Töpfe schauen konnten". Der einigermaßen homogene Zillertaler Zentralgneis, der hier beginnt (5), ist zwar auf ähnliche Weise entstanden wie u. a. die zahlreichen dunklen linsenförmigen „Restite" zeigen; doch hat hier die Gesteinsaufschmelzung, die „Anatexis", gründlicher gewirkt und das Gestein wesentlich besser homogenisiert.

2. *Das Gebiet des Ochsners*

Für das Studium der Greiner Schieferserie, wie auch von der Mineralvielfalt her, kommt kein Gebiet dem zwischen Kirchlgrat und Ochsner-Schwarzsee gleich. Prachtvolle Garbenschieferplatten aller Varietäten und bestimmt zwei Dutzend verschiedener Minerale

Zweiglimmergneis

Amphibolit

Augengneis, migmatisch

Migmatit, gebändert und Schollenmigmatit

Granit, feinkörnig

Gabbroide Gesteine

Granit, Quarzdiorit der Zentralzone

Moräne mit Jahreszahl

Anmooriger Boden

Schutt, Lockergesteine ungegliedert

Zeichnung: B. Lammerer

kann der Eifrige nach Hause tragen. Wie kommt es zu diesem auch für ein metamorphes Gebiet außergewöhnlichen Mineralreichtums? Zwei Faktoren wirkten dabei zusammen:

Die Greiner Schiefer zeichneten sich schon bei ihrer Sedimentation (irgendwann im Paläozoikum, im Erdaltertum) durch eine bunte Gesteinsvielfalt aus. In engem Wechsel lagerten sich dunkle Tonschiefer, Mergel, Sandsteine, gröbere Konglomeratschüttungen zusammen mit vulkanischen Tuffen und basaltischen Laven ab. All diese Lagen waren nicht sehr mächtig, selten mehr als 100 m, oft nur wenige Meter oder gar Zentimeter. Dies spricht schon für einen besonders unruhigen Ablagerungsraum, was durch die vulkanischen Bildungen unterstrichen wird. Die Metamorphose hat zwar die meisten Gesteinsmerkmale ausgelöscht — doch aus reliktischen Gefügen und vor allem aus dem Chemismus, der chemischen Zusammensetzung des Gesteins, kann man obige Aussagen bekräftigen.

Als zweiter Faktor tritt hinzu, daß ein ganz merkwürdiges Gestein in großer Menge vorkommt: der Serpentinit des Ochsner-Rotkopf-Massives.

Dieses Gestein ist offensichtlich magmatischen Ursprungs, aber von so extremem Chemismus wie es gegenwärtig von keinem Vulkan geliefert wird. Magnesium- und Eisensilikate bauen es fast ausschließlich auf. Um aufzuschmelzen benötigt es 1500° C und mehr (zum Vergleich: Granit ca. 650 bis 750° C, Basalt ca. 1100—1300° C). Wenn es in fremde Gesteine eindringt, müßte es diese durch Hitzeeinwirkung verändern, was aber nie zu beobachten ist. Viel Gelehrtenhirnschmalz wurde schon zur Lösung des „Serpentinitproblems" aufgewendet. Sicher ist bis jetzt nur, daß die „Ultramafitite", wie solche Gesteine im Sammelnamen heißen, Abkömmlinge aus einem sehr tiefen Erdbereich sind — aus dem oberen „Erdmantel", der unter den Tauern erst in etwa 45—50 km Tiefe beginnt. Wie sie in ihre heutige Umgebung gelangt sind, ob als Festkörper vom oberen Mantel einst abgeschert und durch enorme Überschiebungen in ihre heutige Umgebung eingepreßt — wie viele Forscher glauben — oder ob sie als Magma auf einen Meeresboden ausgeflossen und so in ihre Sedimentumgebung gelangt sind — wie andere wieder meinen, das soll uns weniger berühren. Wichtiger für uns ist, daß es am Kontakt zu anderen Gesteinen zu vielfältigen Mineralbildungen kam.

Es gibt auch innerhalb der Serpentinitmassen kleinere Linsen mit sog. Kalksilikatkörpern unregelmäßig verteilt — die durch ihre Mineralfülle den Sammler locken.

Es lohnt sich schon allein in den gewaltigen Schuttmassen des Ochsner-Rotkopfes nach grün-weißem Diopsid, Magnetit-Oktaedern, Tremolit, schwarzen Hornblenden oder braunen Granaten (Hessoniten) zu suchen,

keiner wird ganz leer ausgehen. In den Gesteinen westlich und östlich des Ochsners findet sich reichlich Fuchsit, ein leuchtend grüner Chromglimmer und smaragd-grüne, verfilzte Aktinolithstengel; am „Sargdeckel"-Serpentinit, bei dem kleinen Eissee oberhalb des Schwarzees dazu noch massenhaft Asbest.

3. Schönbichler Horn — Furtschaglhaus

Ein vielbegangener Höhenweg führt von der Berliner Hütte über das Schönbichler Horn zum Furtschaglhaus. Von der Berliner Hütte kommend, überquert man zunächst die Gletscherschliffe des Hornkeeses, wandert an der verfallenen Granatmühle vorbei, wo man noch Reste kleiner, rundgeschliffener und klarer Granate sammeln kann, steigt dann über die mächtige Moräne des Gletschervorstoßes vom Jahre 1850 aufwärts, und bewegt sich schließlich im Grenzbereich zwischen Zentralgranit und Migmatitzone, bei der aber intrusive Granite und Granitgneise überwiegen. Erreicht man den Grat, der vom Schönbichler Horn zum Krähenfuß herabzieht, etwa auf Höhe 2750 m, so gelangt man in die interessante Grenzzone zwischen hellen Graniten und mächtigen Graphitschiefern, die von hier bis ins Pfitschtal hinabziehen. Wir haben das „Dach" einer Granitintrusion erreicht, darüber bleibt der metamorphe Sedimentmantel bestehen. Eine große Zahl von „Apliten" (hellen Restmagmen) wurde schieferungsparallel in die Graphitschiefer eingepreßt, so daß die Gesteine eine im Zentimeterbereich wechselnde Schwarz-Weiß-Bänderung erhalten. Schwarz ist also das ältere, ehemals bitumenreiche Sedimentgestein, weiß ist der später eingedrungene Aplitgranit. Wer sich dem Studium der Kontaktverhältnisse näher widmen will, sollte nicht versäumen, die jüngst freigewordenen Gletscherschliffe am Schönbichler Kees zu besuchen, wo alle möglichen Gesteine vom Granit „aufgezehrt" werden. Am Rückweg kann er sich dann noch den Rucksack voll Talk, Aktinolith und großen Breunneriten packen, die mit einem kleinen Serpitinit zusammen nördlich der Schliffe auf ca. 2420 m vorkommen.

Einige mächtigere Aplitgänge erreichen den Kamm des Schönbichler Hornes, sie sind aber durch jüngere Bewegungsvorgänge in einzelne Stücke zerbrochen (boudiniert), die jetzt isoliert als helle Bruchstücke im Graphitschiefer schwimmen. Von weitem schon erkennt man den Unterschied zwischen den dunklen, in kleine Platten zerfallenden Schiefern und den grauen, massigen Granitgneisen, die südlich davon Furtschaglspitze und Mösele aufbauen.

Vom Gipfel des Schönbichler Hornes interessiert uns besonders der Blick gegen den Hochfeiler. Die vom Schönbichler Kees jüngst freigegebenen und glatt polierten Gesteine sind noch den Graniten der Zentralkammregion zugehörig, ebenso der Gipfel des Weißzint. Am Hochfeiler-Hochferner erkennt man dagegen unschwer schon aus dieser Entfernung, daß dort völlig andere Gesteine dem Granit aufgelagert sind. Auffällig sticht ein hellgraues Band hervor, das zur Griesscharte hin abfällt, dort aber plötzlich scharf nach oben abgebogen wird. Es ist eine Schicht aus Marmor, wahrscheinlich der Trias. Die bräunlichen Kalkglimmerschiefer darüber sind im Jura (und Kreide?) abgelagert.

An einer steilen Störung wurde die Zone der Greiner Schiefer um mindestens 800 m, wahrscheinlich um mehr als 1500 m stärker herausgehoben als der südlichere Teil. Dabei wurden die Gesteine im Störungsbereich zu dünnplattigen Schiefern ausgewalzt, und in einer bis über 100 m mächtig werdenden Zone konnte in dem zerriebenen Gestein eine Unzahl großer Kalifeldspäte neu wachsen. Als weitere Folge wurden die Gesteine der karbonatischen Schieferhülle an dieser Störung mitgeschleppt und nach oben verbogen. Daher rührt der asymmetrische Muldenbau, der also nichts mit einer sonst üblicherweise angenommenen Einengung zu tun hat (Abb. 6).

Im Abstieg vom Schönbichler Horn bleibt man in der Zone der Graphitschiefer bis zum Furtschaglhaus. Von hier kann man anderntags einen Abstecher zum Serpentinitstock des Totenköpfls unternehmen, der berühmt ist für seine bis bleistiftgroßen, dunkelgrünen Aktinolithe im fast weißen Talk. Doch auch hier nagt der Zahn der Zeit in Form von Pickel und Hammer unersättlicher Sammler. Im dahinterliegenden

Reischbergkar liegen dafür schöne Garbenschieferplatten, roter Granat, schwarze Hornblenden und weiße Glimmer erzeugen dekorative Gesteinsplatten. Der Glückliche wird unter (oder auf) den Talggenköpfen Platten mit reichlich blaßblauem Disthen finden. Ansonsten trifft er auch hier auf die typischen bunten Schiefer der Greiner Serie.

4. Pfitscher Joch

Wer vom Schlegeisstausee in Richtung Pfitscher Joch wandert, durchmißt zunächst den Tuxer Gneis. Zwischen „Klobenstein" und den Rotmoos-Almen bedingen zwei Bergstürze vom Geier etwas buntere Gesteine am Weg. Die roten, eisenhaltigen und schwefelsauren Wässer, die hier ausfließen, sind von der pyritreichen Phylliten der Rotbachelspitze abzuleiten. Kurz vor Erreichen der Jochhöhe berührt man einen der zahlreichen geheimnisvollen, dunkelgrünen Serpentinit-Knödel, die weiter östlich, dem Haupental zu, oft schönen Magnetit und Talk führen. Das obere Haupental und der Kamm der Rotbachlspitze sind zudem noch für großen, schwarzen Turmalin berühmt. Am Pfitscher Joch angelangt, sollte der geologisch Interessierte nicht versäumen, in Richtung Langsee dem Landshuter Höhenweg kurz zu folgen. Nicht nur, daß die kleinen Tümpel die ausgeräumte Nord-Grenze der Greiner Schieferserie markieren und zudem den abgehärteten Bergfreund zu einem (sehr!) erfrischenden Bade einladen, sondern weil dort ein ehemaliges Konglomerat zu finden ist, das trotz der Metamorphose (die hier allerdings schon schwächer ist als weiter östlich) als solches noch gut erkennbar ist.

Westlich des wieder eröffneten Pfitscher-Joch-Hauses zieht sich eine Rinne das Windtal hinab. Ein weißer Quarzit streicht dort von unten herauf und endet in einer spitzen Muldenstruktur. Zwei Dinge sind an ihm interessant: Er repräsentiert schon ein jüngeres Stadium der Gesteinsablagerung, gehört gar nicht mehr zur eigentlichen Greiner Schieferserie, sondern zu der mesozoischen Auflagerung. Weiter nach Westen schalten sich zunehmend Marmore und Quarzite dazu. Als zweites kann ein aufmerksamer Betrachter in ihm ein azurblaues Mineral sehen, das er sicher noch nicht in seiner Sammlung besitzt: Lazulith (und dazu noch blasser Disthen).

Zur Straße zurückgekehrt und sie abwärts marschierend findet man grünlich-hell-seidenglänzende Phyllite, die voll von feinen, schwarzen Nädelchen sind: Turmalin, der in der gleichen Gesteinsserie nahe der Rotbachlspitze mehr als fingerdick werden kann, wie Stücke bei den Sammlern des Pfitschtales beweisen. An der Straßenkurve bei 2205 m kann der geübte Betrachter wieder ein mächtiges Konglomerat identifizieren mit bis über handtellergroßen, elliptischen, aber völlig plattgewalzten Geröllen. Darauf folgen die hellen pyritführenden Phyllite, die von der Rotbachlspitze herabziehen und für weitere rote Quellen auf dieser Talseite verantwortlich sind. Danach durchmißt die Straße eine sehr mächtige Serie von grauen, graphitreichen Granat-Biotitschiefern, die als ehemalige, organische Substanz führende Tonschiefer eine ruhige Meeresbecken-Sedimentation anzeigen. Wer gegen St. Jakob im Pfitschtal absteigt oder fährt, wird dort, wo die Jochstraßenkehren weit nach Südosten vorstoßen, einzelne Marmorbänke zwischen Biotitglimmerschiefern entdecken. Hier wurde die Südgrenze der paläozoischen Greiner Schieferserie überschritten, die an einer Störung endet, und man bewegt sich schon in Gesteinen der Trias (?).

Bei Stein kann ein Steinbruch aus dünnplattigen Quarziten besucht werden, mit etwas Fuchsit oder spärlich Turmalin. Er gehört der „Wolfendorndecke" an.

Steigt man von St. Jakob den Holzerbach oder den Noggerbach hinauf, durchmißt man zunächst die Graphit-Granat-Biotitschiefer der Greiner Serie und helle Phyllite und kann dann gut die vielfache Wechselfolge von hellem Quarzit und gelblichem Marmor verfolgen, die sich bis zum Wolfendorn kurz vor dem Brenner hinzieht und dort den Tuxer Gneis ganz überdeckt.

III. Hinweise für Mineraliensammler

Es gibt Minerale, wie Bergkristall, Glimmer, Adular, die man in fast allen aufgeführten Gesteinen finden kann, ein Fund ist daher häufig Zufall. Man kann seine Chancen aber schon beträchtlich erhöhen, wenn man ver-

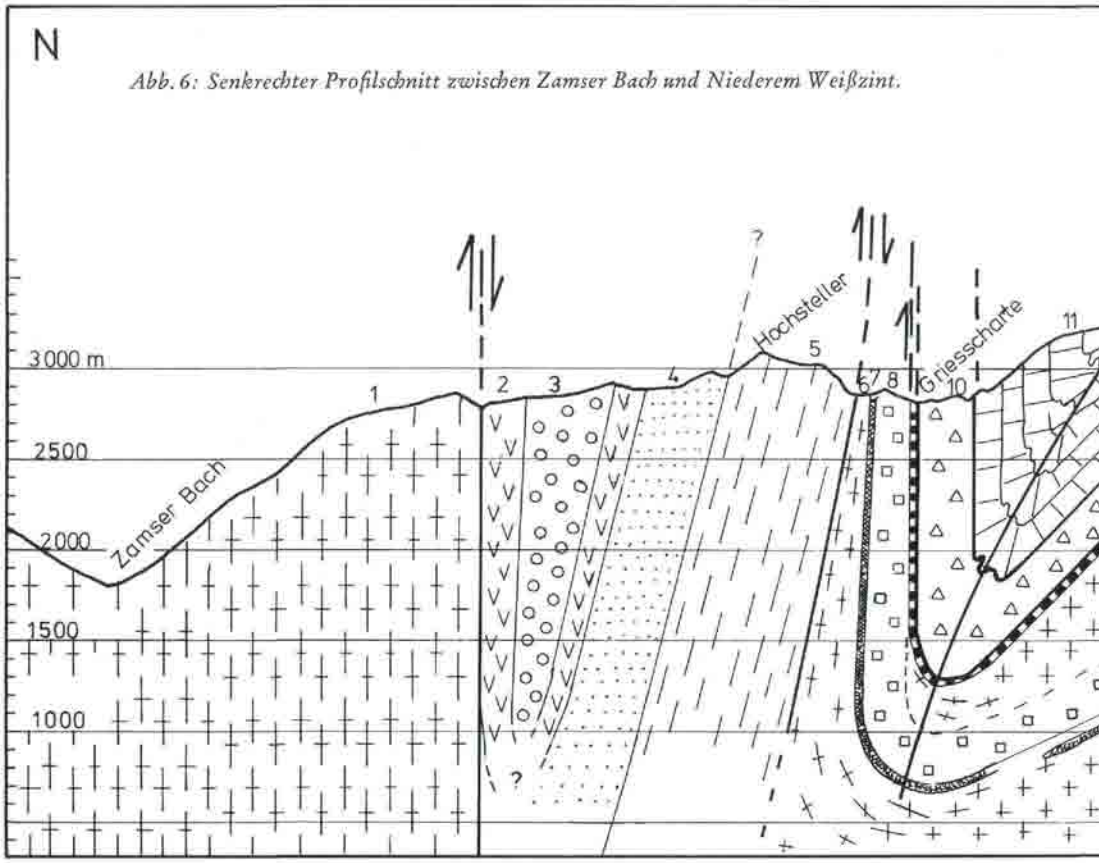
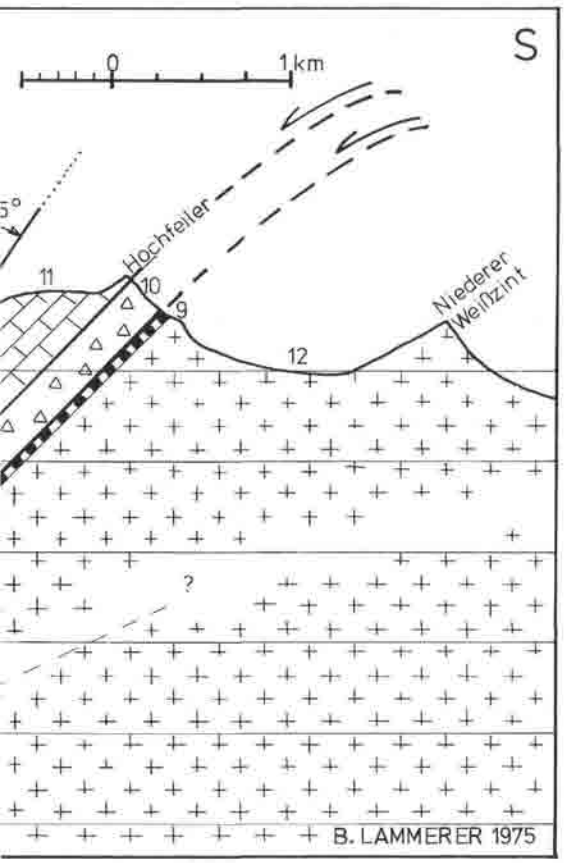


Abb. 6: Senkrechter Profilschnitt zwischen Zamser Bach und Niederem Weißzint.

1. Tuxer Augen-Flasergneis
2. Schiefer u. Gneise d. Greinerserie
3. Meta-Konglomerate d. Greinerserie
4. Meta-Grauwacken o. Arkosegneise
5. Graphit-Biotitschiefer
6. Zentralgneislamelle, ausgewalzt
7. Amphibolit
8. Kalifeldspatporphyroblastengneis

schiedene Dinge beachtet. Um in der begehrten hübschen Form des Bergkristalles (oder seiner Verwandten Rauchquarz, Amethyst, Citrin) auskristallisieren zu können, braucht es einen Hohlraum. Den Anfänger sieht man häufig auf einer derben, weißen, solid gefüllten Quarzkluft herumhacken — dies ist nicht nur mühsam und vergeblich, die scharfen Splitter können auch sehr böse ins Auge gehen. Vielmehr suche man nach Löchern oder offenen Klufthohlräumen. Diese sind freilich oft mit Erde zugeschwemmt und bewachsen, doch auf den frischen Gletscherschliffen liegen sie häufig noch frei. Nur dort, wo der Quarz speckigdurchsichtig wird, sechseckige Glimmerplättchen die Kluftwände bedecken — und in all den armdicken Löchern im Fels ist eine Chance nach einem hübschen Fund. Es gibt natürlich Zonen, in denen offene Klüfte häufiger auftreten — das sind dann die berühmteren Plätze — z. B. der Mörchner, der neben Bergkristall auch Rauchquarz, Amethyst, Adular, Eisenrosen usw. liefert. Allerdings ist die seit Jahrzehnten ausgebeutete Gegend nur noch selten lohnend. Abgelegene, schwer zugängliche oder frisch vom Eis freigegebene Gebiete bieten noch die größten Chancen. Anders die Minerale, die an gewisse Gesteine gebunden sind.



9. Hochstegenmarmor
10. Wolfendorndecke
11. Bündner-Schiefer der Glocknerdecke
12. Zillertaler Plutonite u. deren Orthogneise

Leicht zugänglich und lohnend sind z. B. die Serpentinite, die eine Fülle von Mineralen — meist am Kontakt zum Nebengestein oder an eingeschlossenen Gesteinspartien — ausbilden (siehe Tabelle).

Nach den einzelnen Gesteinskomplexen seien die Fundmöglichkeiten aufgegliedert:

I *Tuxer Gneis* (meist wenig lohnend): Bergkristall, Rauchquarz, Adular, Mukowit (selten Aquamarin).

II *Greiner Serie:* Bergkristall, Rauchquarz, Adular, Periklin, Granat, Hornblende, frei gewachsener Muskowit und Biotit, Chlorit, Fuchsit, Rutil, Turmalin, Disthen, Titanit, Anatas; speziell um Serpentinit: Talk, Breunnerit, Aktinolith, Diopsid, Tremolit, Magnetit, Fuchsit, Vesuvian, Titanit, Epidot, Thulit, rosa Turmalin, Uwarowit, Hessonit, Grossular, Chlorit (Pennin), Phlogopit, Asbest, Zoisit u. a.

III *Migmatitserie:* Bergkristall (Szepterquarze); Amethyst (Szepter), Rauchquarz, Eisenrose, Adular (Mondstein), Chlorit, Periklin.

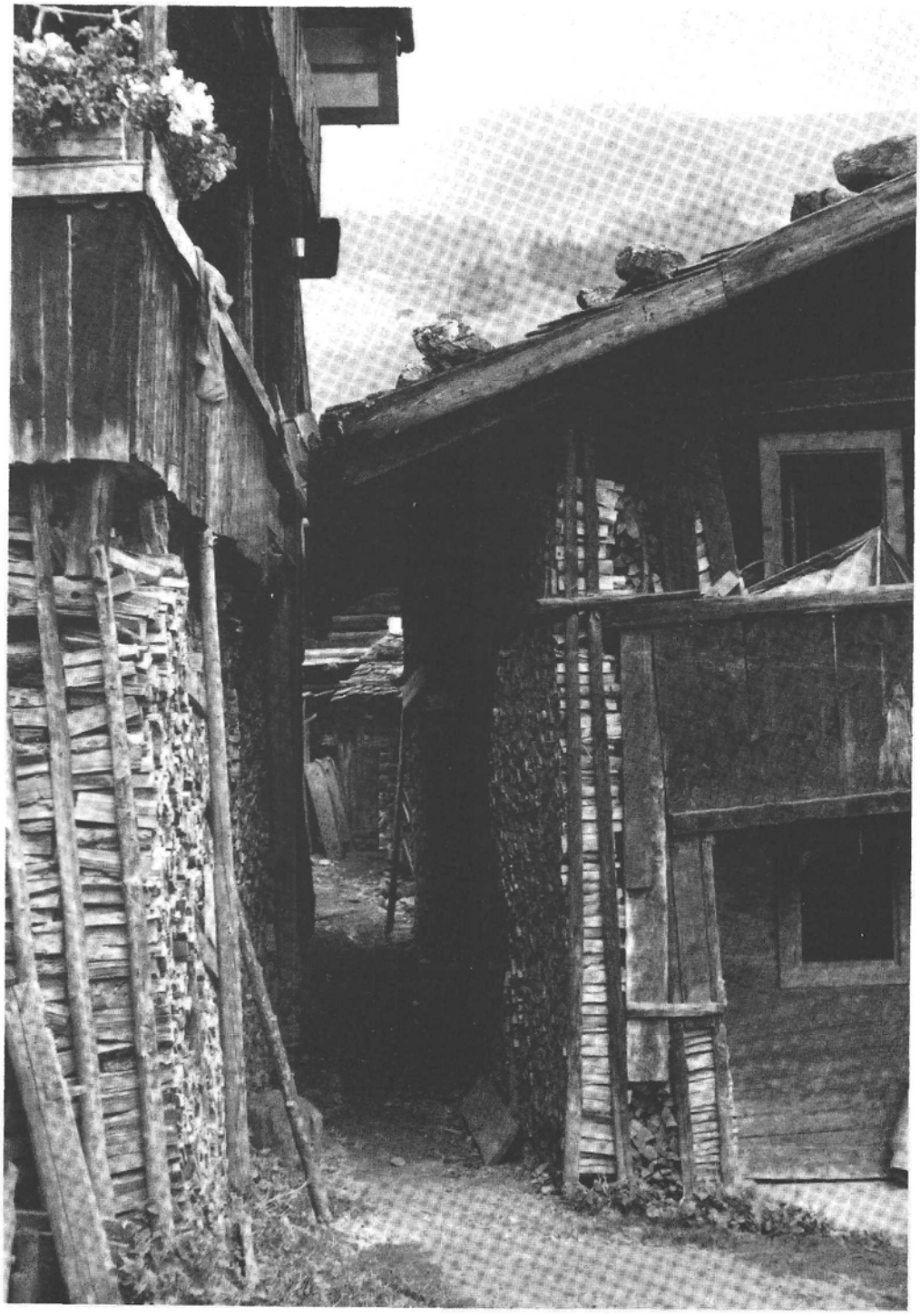
IV *Zentralgneis:* Bergkristall, Rauchquarz, Adular, Periklin, Apatit, Laumontit, Desmin; Chlorit, Titanit, Aquamarin, Granat, Musowit, Biotit.

V *Schieferhülle:* Bergkristall, Titanit (an Grüngesteine gebunden, sonst meist wenig lohnend).

Für diejenigen noch ein Trost, die trotz aller Hinweise kein seltenes Prachtstück ausgraben konnten: Das „Nichts Finden" ist der Normalfall, denn der Berge Schätze sind meist wohl gehütet. Auf die Dauer viel beglückender ist, mit offenen Augen alle Schönheiten und Wunder zu genießen, die die Bergwelt samt ihrer Tier- und Pflanzenwelt bietet. Und dieser Beitrag versucht zu zeigen, daß auch die Gesteinswelt voller Leben ist, daß sich Gesteine ablagern, umwandeln, aufschmelzen, um an anderer Stelle verjüngt wieder zu erstarren. Sie werden über weite Strecken transportiert oder tief in den heißen Schoß der Erde versenkt, wieder herausgehoben bis in große Höhen, abgetragen und freigelegt, um den Kreislauf von neuem zu beginnen. Jedes Stadium der oft viele hundert Millionen Jahre währenden Geschichte hat im Gestein seine Spuren hinterlassen. Diese Spuren lesen und deuten zu können, ist schöner, als ein Stück kristallisiertes Kieselsäureanhydrid, genannt Bergkristall, nach Hause zu tragen.

Anhang: Geologische Karte der westlichen Zillertaler Alpen.

Verfasser: Dr. Bernd Lammerer,
Institut für Allgemeine und Angewandte Geologie der Universität,
D-8 München 2, Luisenstraße 37



Alte Häuser im Weiler Gemaiß über Vorderlanersbach.
Foto: D. Lieb

Tal im Hochgebirge

Zum Beispiel: Das Tux

Doris Lieb

Es ist interessant, eine Ferienlandschaft über Jahrzehnte zu beobachten. Als regelmäßig wiederkehrender Gast registriert man die Wandlungen, bemerkt das Neue, das von Sommer zu Sommer, von Winter zu Winter entsteht, und den Verlust von manchem was war.

Die heute jung sind, tun sich viel darauf zugut, den Zauber der Vergangenheit für sich entdeckt zu haben. Sie meinen genau zu wissen, wie es in der Welt der Großeltern zugegangen ist, ohne daß sie dabei die Zeugenberichte jener, die einst persönlich dabei gewesen sind, viel in Anspruch nehmen.

Zur Abwechslung sei es einer Älteren erlaubt, sich der hochgejubelten Historie zu erinnern. Sie hat sie in Kinder- und Jugendjahren als Gegenwart erlebt. Vor Augen steht uns das Tuxer Tal der späten zwanziger und der dreißiger Jahre.

Da war noch lebendig, was derzeit per Literatur, Bildschirm und Kino die Gemüter erwärmt: Einsamkeits- und Kerzenlicht-Idylle, Almenrausch und Edelweiß in überschäumender Fülle — noch nicht als schutzbedürftig erachtet. Trachten, noch kaum der Obhut von „Erhaltungsvereinen" anvertraut. Jodler und Volkstanz, um die sich keine Fremdenverkehrsorganisation zu kümmern brauchte. Das Fensterln war in Schwang. Die Gletscher breiteten sich üppig aus. In Hütten konnte der Bergsteiger mit freien Lagern rechnen.

Indessen hatte der Urlauber jener Zeit das meiste von dem zu entbehren, was ihm heute, im eigenen Heim wie auf Reisen, selbstverständlichen Komfort bedeutet. In Wirtshauszimmern und häufig auch im feudaleren Hotel fehlten fließendes Wasser und Zentralheizung. Bäder waren selten. Radio so gut wie unbekannt. Das Fernsehen mußte erst noch erfunden werden. Nachrichten vom Weltgeschehen waren meist zwei bis drei Tage alt — so lange brauchte die Post, bis sie Zeitungen in entlegenere Gebiete brachte. Von der telefonischen Verbindung war nicht viel zu erwarten.

Dafür gab es Freuden, die inzwischen untergegangen sind. Man war umfangen von einer ofenknisternden, weinfaßlduftenden Gemütlichkeit. Die Vollpension garantierte gehäufte Teller mit landesüblichen, herzhaften Speisen, von rundlichen Wirtinnen zubereitet, von aufmerksamen Kellnerinnen serviert, von gutgelaunten Gästen lüstlich verzehrt, denn Kalorienfurcht beschwerte noch keinen. Nach gehabtem Mahl ging der Herr Wirt von Tisch zu Tisch, um zu fragen: „Hat's geschmeckt? Seid Ihr zufrieden? Habt Ihr auch genug?"

Die Menschen in der Gaststube paßten zueinander. Nicht wie heute von Touristik-Unternehmen wahllos zusammengeworfen, bildeten sie entweder von vornherein eine Gemeinschaft, oder sie erkannten sich rasch als Wahlverwandte. Die ein bestimmtes Hochgebirgstal zum Ferienziel machten, waren gleichen Schlags. Auch wenn sie aus verschiedenen Kreisen und Schichten kamen. Von „Hoch und Niedrig" sprach man damals noch, ohne daß sich daraus Trennendes zu ergeben brauchte.

Ob man in Finkenberg oder Vorderlanersbach, in Lanersbach oder Hintertux sich eingemietet hatte, die Verhältnisse waren im wesentlichen dieselben. Wie aber kam man mit seinem Gepäck, das einen vom Fußmarsch abhielt, hinauf in das geliebte Tal? — Anfangs per Fuhrwerk. Doch bald schon rollten Postautos, die sich, samt ihren PS, von Wägen mit wiehernden Pferdestärken bezüglich Tempo und K.u.k.-Gehaben zunächst nur wenig unterschieden. Auf der äußerst schmalen Straße mit wenigen Ausweichen waren die hohen, leise schwankenden Busse oft zum Halten gezwungen, obgleich der motorisierte Gegenverkehr gering war, ein paar Lkw's der Frächter, damit hatte sich's. Aber gestoppt wurde auch, wenn der eine oder andere auf offener Strecke zuzusteigen verlangte. Man hatte noch Zeit. Man war human.

Das Tal mußte versorgt werden, vor allem mit Lebensmitteln, denn beim Dorfkrämer gab es nur wenig. Umfänglicherer Lasten

nahmen sich die Frächter an. Doch Bestellzettel der Privathaushalte vertraute man der Bötin an. Die ging zu Fuß mit ihrer mächtigen, schwer beladenen Kraxe die Strecke zwischen Mayrhofen und Hintertux auf und ab. Das hieß allemal in einer Richtung vier bis fünf Stunden, denn nur selten hatte sie das Glück, irgendwo aufsitzen zu können. Das „Basl", wie man die letzte der wackeren Bötinnen des hinteren Tals nannte, lieferte die gewünschten Waren aus Mayrhofener Geschäften. Wer denkt heute, da man auch oben im Tux in wohlsortierten Selbstbedienungsläden kauft, noch an die freundliche, unverdrossene alte Frau?

Das „Basl", gezeichnet von Prof. Fritz Döllgast 1931.

Im Standort Mayrhofen sah es zur gleichen Zeit freilich schon anders aus. Da war man dem Tux ein Stück voraus. Bereits vor der Jahrhundertwende hatte man mit Fremden umzugehen gelernt und die gepflegte Gastlichkeit wirkte fast schweizerisch. Man hatte es vergleichsweise natürlich leichter als „die oben". Das große Dorf war nicht außer der Welt, wie damals noch das Tux. Früh schon besaß es seinen Bahnanschluß. Außerdem sind die Mayrhofener von anderer Art als ihre Angrenzer. Sie sind wendige Zillertaler, die sich gern auch in der Fremde umsehen und viele von ihnen stammen aus dem noch weltoffeneren Inntal.

Das Tux hingegen ist vom Brenner her, über Schmirntal und Joch besiedelt worden. Die landesfürstliche Regierung in Innsbruck kannte die „Wilden Tuxer" einst als eigenen Begriff und Kaiser Maximilian war den Wildschützen von dort gar nicht hold.

Wer sich ein paar hundert Jahre später das Tal als Sommerfrische erkor, suchte dort die Großartigkeit der Natur, Ruhe, und die relativ leichte Erreichbarkeit seiner Dreitausender. Vom heute berühmten Tuxer Winter hörte man noch nicht viel. Es sei denn, man dächte an den engen Raum von Rastkogel und Wattener Lizum. Dort tat sich wintersportlich schon einiges.

Das Hintertuxer Bad aber galt bereits früh als etwas wie ein Geheimtip. Zwar existierten „Badln" da und dort, insbesondere in Südtirol, doch sie waren vorzugsweise von Einheimischen besucht, während sich nach Hintertux auch der Herr Hofrat aus Wien mit Frau Gemahlin, der Herr Obermedizinalrat aus Oldenburg mit Gattin und der Herr Schlossermeister aus München mit Frau bemühten.

Der Badgasthof, damals der einzige am Ort, begrüßte voll Herzlichkeit seine „internationalen" Gäste. Auf einer Holztafel über der Tür standen die Worte: „Willkommen müder Wanderer im bescheid'nen Alpenbade." Aufs erste fanden sich hier nebst den Wannen nur zwei sogenannte Kogel als aufgeheizte Minischwimmbäder. Dann kam das Freiluftbecken hinzu. Eines, in das die mit etwa 20 Grad dem Höllensteinhang entspringenden Quellen noch heute sprudeln. Der Gletscher spiegelt sich in der Wasserfläche — eine blendende Attraktion! Inzwischen verfügt Hintertux, das sich zum respektablen Fremdenort entwickelt hat, auch über Hallenbäder.

Von den zwanziger bis in die vierziger Jahre hinein änderte sich im Tal nicht allzuviel. Etliche neue Gasthöfe und Fremdenheime wurden gebaut und die bestehenden modernisierten sich. Doch außerhalb der Dörfer verharrte man in Tradition. Die seither ebenfalls dem Fremdenverkehr erschlossenen hübschen Weiler Juns und Madseit hielten sich lange als rein bäuerliche Siedlungen. Erst nach dem zweiten Weltkrieg gewannen sie, wie die zahlreichen Einzelhöfe an den Hängen, Anschluß ans Stromnetz. Zuvor brannten hier in den schönen alten Holzhäusern Kerze und Petroleumlampe; in ihrem Schein saßen die Frauen des Abends am Spinnrad.

Um so jäher kam die Wandlung. Die Straße

Ein alter Tuxer. Franz Geisler — der „Lexner".

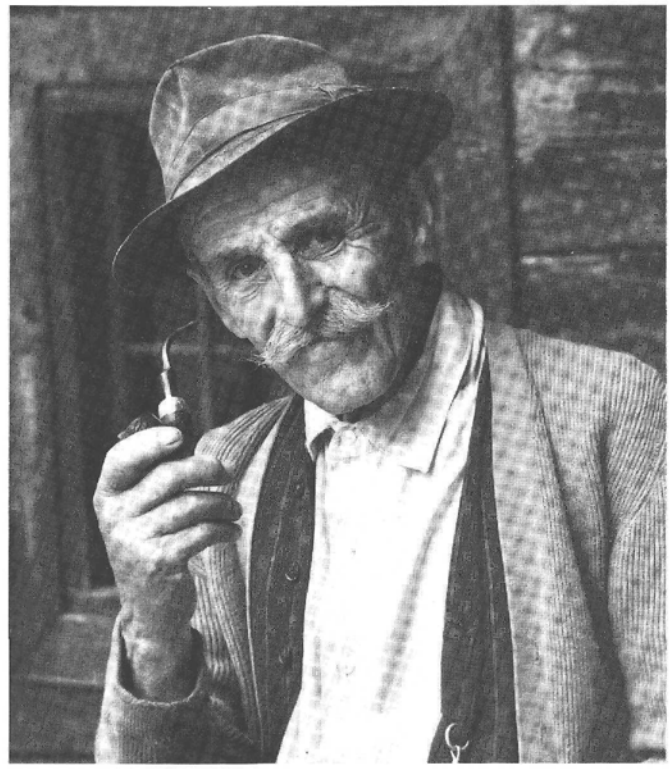


Foto: D. Lieb

betreffend hieß die Parole: So kann's nicht weitergehen! Die vehement motorisierten Deutschen drängten danach, mit ihren Pkw's auch das Tux zu erobern, und wer hätte ihnen, die als devisenbringende Gäste zu kommen begehrten, das verwehren wollen. Bald gab die Straße, nun intensiv verbreitert, verbessert und zuletzt auch für den winterlichen Verkehr durch Lawinengalerien sicher gemacht, ausreichend Raum. — Wenn auch an Sonnentagen zur Saison immer noch nicht genug.

Längst ist auch die Höhenregion für Alpinisten, Skiläufer, und leider auch den „Sandalentouristen" durch insgesamt acht Gondelbahnen und Lifte bequem zugänglich gemacht. Im Winter kommen noch viele Schlepper hinzu. Auf dieser Basis ist zum Beispiel ein bei den Münchnern als schick angesehenes Olperer-Wochenende, verbunden mit sommerlichem Liften auf den Skipisten der Gefrornen Wand, bestens zu bewältigen. Man reist in hellen Haufen an.

Und eben darum: was wäre und bliebe vollkommen? Während der vergangenen fetten Jahre hat sich der Automobilismus in den Alpentälern oft unerträglich aufgebläht und er setzt Einheimischen wie Fremden gleichermaßen zu. Zu Stoßzeiten gibt es auf den Straßen einen Stau, fast wie auf Großstadtstraßen.

Wieder wird — diesmal mit umgekehrten Vorzeichen — der Ruf laut: So kann's nicht weitergehen! Der Gast, dem die Werbung Stille und reine Bergluft versprach, weigert sich nachgerade — so er das Pech hat, direkt an einer Hauptverkehrsader zu wohnen — Zustände wie in der Stadt hinzunehmen. Nahezu alle Feriengebiete — nicht nur die der Alpen — leiden unter dieser Misere.

Was tun? Der Schweiz ist es, dank klug organisierter Zubringerdienste (Bahn, Bus, Monstregondeln), aber auch mancher Umgehungsstraße, gelungen, einige ihrer schönsten Orte vom Auto freizuhalten. Seitdem weiß man sich dort vor dem Zustrom an Gästen kaum zu retten.

In Bayern, Österreich, Italien werden ähnliche Maßnahmen vorerst nur diskutiert. Zuviel der unwägbaren Schwierigkeiten! Zu-

„Man reist in hellen Haufen an" — zu den Skipisten der Gefrornen Wand. *Foto: H. Hruschka*

dem lassen sich Chancen der Zukunft derzeit weniger denn je überblicken. Bei schrumpfender Wirtschaft und Finanzkraft, einem in etwa reduzierten Fremdenverkehr und in der zunehmenden Unsicherheit unserer Tage ist es schwer, Pläne zu machen. Möglich, es pendelt sich manches von selber wieder ein und wird „normaler". Eines ist jedenfalls sicher: Auf Fortschritt und technische Weiterentwicklung kann nur noch sehr bedingt gerechnet werden. Ein anderes aber ist ebenso gewiß: Vergangenes kehrt nicht wieder! Zumindest nicht in gleicher Gestalt und Intensität. Die nostalgische Szene verflossener Zeiten wird uns also nicht wiedergeschenkt, was nicht ausschließt, daß demnächst dies und jenes nostalgische Züge annehmen könnte. Denkbar etwa, daß es für Bergbauern eines Tages wieder interessant sein wird, auch in Hochtälern und auf steilen Rasenhängen das Gras zu mähen. So wie sie es früher taten: mit Steigeisen. Derzeit droht bekanntlich in diesem Bereich etwas wie Versteppung, die ihre gefährlichen Folgen haben kann. Außerdem ist der spazierengehende Urlauber, der sich auf blumige Almwiesen und Kuhglokkengeläut gefreut hatte, bitter enttäuscht, wenn sein Pfad stattdessen durch eine stumme, struppige Wildnis führt. Möglich auch, daß Bauernsöhne, die bisher vom Hof in die Industrie abzuwandern trachteten, künftig eher wieder daheimbleiben und dem Vater zur Hand gehen. Womit Probleme der Landwirtschaft teilweise gelöst wären. — Es läßt sich im Moment wirklich nicht sagen, wie es weitergeht, doch könnte es sein, daß unser Blick in die Vergangenheit zugleich auch Bilder der Zukunft umfaßt.

Die Schreibweise „das Tux" in diesem Aufsatz — statt der geläufiger erscheinenden „die Tux" — beruht nicht auf einem Irrtum. Wie uns die Autorin nachweisen konnte, sagen die Einheimischen nur „das Tux". Sprachwissenschaftlich zu begründen sind nach Prof. Dr. Karl Finsterwalder beide Schreibweisen.

(Red.)

Verfasserin: Doris Lieb,
D-8 München 40, Isoldenstraße 28

Aus der Sagenwelt des Tuxer Tales

Emmi Böck

Vom Zillertal zweigt unweit von Mayrhofen das Tuxer Tal ab, eine westöstliche Hauptscheidelinie der Zillertaler Alpen und der breiteste aller vier Quellgründe des Ziller. Seine Orte, so das von dem zum Tuxer Hauptkamm gehörenden Gebirgsmassiv des Grinbergs überragte Finkenberg zu Beginn und Lanersbach in seiner Mitte sowie Hintertux sind empfehlenswerte Ausgangspunkte für folkloristische Gebietserkundungen.

„In Tux im schian Tal" — wie es im Volkslied heißt — hat sich eine Fülle an volkskundlichem Gut bewahrt, Sagen vor allem, oder, wie Friedrich Ranke noch in unserem Jahrhundert definieren konnte: Erzählungen von einem sonderbaren Erlebnis, das geglaubt oder für wahr gehalten wird. Selbst die Herkunft der Tuxer ist mythisch verschleiert: „Der Stamm der Breonen vom großen Illyrervolk soll es gewesen sein, der sich hier eine neue Heimat gesucht hat. So ist das Tal also nicht vom Norden her besiedelt worden, wie man gemeinhin anzunehmen pflegt, sondern über das Joch her kamen die ersten Menschen und drangen nach und nach weiter vor, bis sie zu den Weideplätzen der Zillertaler gelangten, wo ihnen ein gebieterisches Halt geboten wurde. Darum gehörte Tux bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts auch nicht zum Bezirk Schwaz, sondern in kirchlichen Belangen zur Pfarrei St. Jodok und verwaltungsmäßig zur Gemeinde Schmirn, Gericht Steinach am Brenner und zum politischen Bezirk Innsbruck" (Hupfauf).

Daß in einem Gebiet, in dem zahlreiche Einzelhöfe, Schwaigen, Weiler, Asten (Voralmen) und Almen die Landschaft bestimmen — die Täler bieten kaum Platz für ausufernde Dorfrundlinge! — volkskundliches Erzählgut sich mehr und besser hält als in größeren Siedlungs-Zusammenballungen, wo man nicht so begierig sein muß auf Kommunikation, weil sie sich tagaus, tagein von selbst darbietet, scheint einleuchtend. Die Sage als karges, holzschnittartiges, alles andere als farbiges Erzählgut ist in ihrer Knappheit und lapidaren Art am ehesten ein angemessenes, weil einprägsames Objekt der Mitteilung und somit der Überlieferung für einen Menschenschlag, von dem es heißt, knorrig gewachsen sei er und schwarzäugig, von brauner Hautfarbe, mit dem steinigen Boden verwurzelt und ein wenig derb in seinen Sitten. Schließlich speichert die Sage ja, indem sie verfremdet bzw. für ganz natürliche Vorgänge eine übernatürliche Erklärung bringt, in ihrer Knappheit auch für das einfachere Gemüt faßbare, das heißt merkbare „Vorfälle". Da Sagen, die sich übrigens durchwegs als Psychogramme ihrer Erzähler ausweisen, Geistes- und Phantasieerzeugnisse von Menschen eines relativ geringen Aufklärungsgrades sind — zudem nach C. G. Jung Vorgänge im kollektiven Unterbewußten manifestieren —, müssen sie folglich auch von jenen verstanden werden können: Schließlich wird doch nur weitererzählt, was den allgemeinen Vorstellungen entspricht.

Die Volkssagen aus unserem Gebiet zeigen die gleichen Motive wie sonst im Gebirg. Mit dem Berg ist das Denken der Bauern aufs engste verbunden. Dort haben sie ihre Almen, dort grast ihr Weidevieh. Vom Berg kommt die Bedrohung in Form von Felsstürzen oder Lawinen. Der Berg ist im wahrsten Sinn des Wortes ihr Schicksal. Und so ranken sich denn auch die meisten Sagen um die felsigen Grate, um Gletscher und Almen. Unübersehbar und eindeutig wurde hier die Interessen- und Milieudominanz eines Standes und einer Landschaft in die Sagen eingebracht!

Markante Sagen sind es, typisch für die Alpen: Vom gefräßigen Tuxer Riesen erzählen sie, gegen den die Talbewohner die „Wilden Fräulein" zu Hilfe rufen, die u. a. in dem wild zerklüfteten Geschröfe bei der Teufelsbrücke in der Finkenberger Gegend — einem eigenhändigen Werk des Satans! (mehr als 50 m geht es dort in die Tiefe!) — ihren Unterschlupf haben. Sie warnen vor dem Stier im Torsee (etwa dreistündiger Aufstieg von Lanersbach über die Grüblspitz!), der, wollte ein übermütiger Bergsteiger dort ein kühlendes Bad nehmen, sein Maul aufsperren würde, wobei ein unheim-

licher Strudel den Leichtsinnigen in die Tiefe risse. Auf der Loschbodenalpe ging ein „Almputz“ um, ein ehemaliger „Melchar“, der es zu Lebzeiten mit der Ehrlichkeit nicht so genau genommen und Butter und Käse veruntreut hatte und deshalb als büßender Almler auf seine Erlösung durch ein noch reines Mädchen warten mußte. Vom bevorstehenden Untergang der Lämmerbichlalm (= Lämperbichl) oberhalb Vorderlanersbach informierte ein verhutzeltes Weiblein die Almleute. Die folgten ihm und verließen gerade noch rechtzeitig vor einem Felssturz die Alm, vergaßen aber „Vergeltsgott“ zu sagen, weshalb die Alte vielleicht heute noch dort ihrer Erlösung harrt.

In Elseck, an der Grenze zwischen Finken-

berg und Tux, versäumen Bauer und Knecht die Christmette. Als dann der Knecht, einer Wette wegen, zur Geisterstunde auf die Elsalm geht, findet er dort zu seinem Entsetzen in der Stube ein riesenhaftes Pferd auf dem Boden liegen. Das Untier verfolgt ihn und zermalmt den Frevler unter seinen Hufen, denn in der Christnacht soll kein Mensch das Haus verlassen, außer zur Mette! Auf der „Plese“ (= Felsplatte) aber sind seit jener Nacht die Eindrücke der riesigen Pferdehufe zu sehen. Man nennt sie daher die „Roßplatte“. (Am Jochberg übrigens gibt es eine „Steinbockplatte“, auf der angeblich noch die „Gspoar“ [= Fußspur] eines Steinbocks zu sehen ist, und in den Hintertuxer Bergen kann man noch die Tritte des Tuxer Riesen in den Felsen wahrnehmen.) Obwohl die Sennerin vom „Untröggarbaur z Aschtegge“ — Astegg, einem bereits 1324 urkundlich erwähnten Schwaighof — das Reißende, Beißende und Hupfende (= Hund) zum Schutz mitnimmt, als der Bauer auf der Alm die „Seiche“ (= Milchseiher) vergessen hat, und sie sie holen soll, ergeht es ihr kaum besser als dem Elsecker Knecht. Auch ihr begegnet ein riesenhaftes Pferd — „a glianigs

Eine der markantesten Tuxer Sagen ist die von der Gefrornen Wand. *Zeichnungen: Guido Zingerl*

(= glühendes) Rouß". Weil sie den Hund dabei hat, kann es ihr nicht an. „Abr sovl a Schreckn ischt iar eingfahrn gewösn, assd sie aft krank ischt woarn und glei drau gschtoarm ischt."
Eine der markantesten Tuxer Sagen sei hier — in zwei Versionen — aufgeführt.

Die Gefrorne Wand

Ganz hinten im Tal, wo heute das Spannagelhaus steht — „der Name ‚die Schralen' unter der Gefrornen Wand bezeichnet treffend die schiefen Wände, zu denen der breite Rücken, auf dem das Spannagelhaus steht, von der Gletscherzunge abgeschrägt wurde" (K. Finsterwalder) —, also ganz hinten im Tal lag einst, inmitten der blauweiß blinkenden Firnfelder, die größte Alpe des Tuxer Tales. Das Gras, das dort wuchs, soll so fett gewesen sein, daß den Kühen die Milch dick wie Rahm aus den Eutern floß. Könnt euch denken, daß damals niemand gehungert hat im Tuxer Tal. Ja, in schlechten Jahren hat diese Alpe sogar das ganze Zillertal mit Butter und Käse versorgt.

Aber die Menschen sind halt so, daß sie den Herrgott nur dann kennen, wenn es ihnen schlecht geht. Haben sie alles, was sie brauchen zum Leben, dann kümmern sie sich nicht mehr um ihn und lassen ihn einen guten Mann sein. Denken auch gar nicht mehr daran, woher der Segen kommt, dem sie ihr Wohlergehen verdanken und dünken sich erhaben über alle Welt. Und kommt dann einer, der warnend den Finger hebt und sie zu rechtzeitiger Umkehr mahnt, so fallen sie über ihn her wie eine Meute kläffender Hunde.

Auf jener Alpe ist es nicht viel anders gewesen. Eines Sonntags, als die Glocken zur heiligen Messe riefen und die Almler schon längst im Dörflein hätten sein müssen, lagen

sie noch in ihren Strohschlennen (= einfaches Lager mit Strohsack) und gähnten faul in die Luft.

„Was brauchn miar in die Kirche gian", sagte ein ganz Gottloser, „wo miar dêt genuag z'essen habn!" Worauf die andern beistimmend lachten. Zwei von den Melchern aber besannen sich noch rechtzeitig und liefen, so schnell sie ihre Füße trugen, bergab und talaus zur Kirche, um den Gottesdienst nicht zu versäumen. Da höhnten die übrigen und riefen ihnen nach: „Betbrüadr, Betbrüadr!" Dann standen sie auf, und in ihrem teuflischen Übermut fingen sie an, mit den großen, gelben Butterkugeln Kegel zu schieben. Hei, wie die dahin flogen über die saftgrünen Wiesen! Und wenn sie weit drüben am Waldrand an einem Baumstamm zerplatzten, dann sprangen die gottverlassenen Sünder vor Freude in die Luft, warfen ihre Hütchen hoch hinauf und jauchzten dazu. Mit der Zeit wurde ihnen auch dieses Spiel doch zu langweilig, und sie begannen, die Butterkugeln über die Leiten ins Dorf zu rollen. Gerade auf das Kirchlein hin zielten sie.

Als aber die erste Kugel die Kirchentür traf, da krachte ein furchtbarer Donnerschlag. Blitz auf Blitz zuckte vom blauen Himmel nieder, schwarze Wolken stiegen auf und hüllten die Alm in Nacht und Rauch. Und jetzt begann es zu regnen und zu schneien, kalt wurde es wie im ärgsten Winter, so daß alles Leben da droben zu Eis erstarren mußte. Drei volle Tage dauerte das Unwetter.

Als es dann endlich zu schneien aufhörte und die Wolken sich allmählich verzogen, war die Alm verschwunden. Wo einstmals grüne Weiden gewesen, lag nun metertief der Schnee. Er hatte Alm, Vieh und die frevlerischen Senner begraben. Der Berg aber war zu Eis erstarrt und heißt heute noch die „Gefrorne Wand" (nach E. Hupfauf).

In der anderen Fassung dieser Sage ist ein „Klemmseckl" (= Geizhals) die Hauptperson:

Da, wo heute die vereiste Alm aufragt, stand vor alten Zeiten einmal die schönste Alb im ganzen Tal. Aber der Bauer, dem sie gehörte, der konnte nicht genug kriegen. Je mehr er zusammenraffte und je dicker seine Brieftasche wurde, desto mehr hat ihn der Geiz gepackt. Einem armen Teufel hätte er nie das geringste Bröckl Brot gegeben, und das Vieh und sein Gesinde hat er zusammengeschunden, daß es zum Grausen war.

Einmal am „Hoachn Fraunabnd", dem Vorabend von Maria Himmelfahrt, war der Bauer mit seinen Dienstboten auf der Alb droben beim Heuen. Sonst war es Brauch, an diesem Tag mittags schon Feierabend zu halten. Der geizige Bauer hat sich aber einen Dreck um diesen Brauch gekümmert und bei sich gedacht: Abgemäht muß alles werden, und sollten wir selbst den ganzen Frauentag hindurch noch Arbeit haben!

Die Leute aber, die er immer zum Mähen angestellt hatte, haben sich von dem Brauch nicht abbringen lassen, weil es her und her so gewesen war. Deshalb sind sie nachmittags heimgegangen. Der eigensinnige Bauer ist mit seinem Großknecht allein oben geblieben.

Bis gut in die Nacht hinein haben sie gemäht. Vom Tal herauf haben sie wohl ein schweres Wetter aufziehen sehen. Auf die Alb hat sich schwarzer Nebel gelegt, im Tal unten hat's begonnen zu regnen, und auf den Bergen droben hat es angefangen zu schneien.

Am Morgen nach dem „Hoachn Frauntag" hat es oben ausgeschaut, als würde die Sonne scheinen wollen. Da haben sich die Mäher gedacht: Jetzt gehn wir doch wieder hinauf zum Mähen! Heißt doch ein Zillertaler Sprichwort: „Hagn muaß mr, wenn die Sunne scheint!" (= heuen muß man, wenn die Sonne scheint).

Unterhalb der Alb sind überall kleine Bächlein geronnen, weil der Schnee wieder geschmolzen ist. Und es hat schon wieder das schönste Gras hervorgelugt. Die Alb aber von dem geizigen Bauern ist nimmer aper geworden! Vom Bauer und seinem Großknecht haben sie nichts gefunden. Und wie die Leute den Schnee wegschaufeln wollten, ist drunter lauter Eis gewesen, beinhart und bockgefroren. Und das ist heut die „Gefrorne Wand", der größte Gletscher im Tuxer Tal.

Es ist der nämliche, der das Tal an seinem Ursprung abschließt und seine Zunge einst

bis nahe an den Talboden herabstreckte, und aus dessen wuchtiger Wand die Tuxe oder der Tuxbach kommt und bei der — der Sage nach — die „Wilden Fräulein" in einem Felsloch Zuflucht gesucht haben vor dem Riesen: „Da brüllte er vor Wut, streckte seine mächtigen Pranken aus und kratzte über die Wand herunter. Die Eiswand hat seither zahlreiche Risse und Sprünge in ihrem Gesicht."

Inhaltlich verwandte Sagen sind in der Gebirgswelt nicht selten: Im Wallis gibt es die vom Untergang der Blümlisalp, wo ein Austragsbauer von seiner Tochter schäbig behandelt wurde. Unfern des Wendelsteins kennt man die Sage von der „verwüsteten Alpe" in den „Kaiserer". In Tirol weiß man vom schrecklichen Schicksal der Frau Hütt, die mit Brosamen das verschmutzte Röcklein ihres Sohnes reinigte. Versteinert muß sie nun stehen wie die kindsmordende Agnes bei Reichenhall oder der König Watzmann, der mit Gattin und sieben Kindern als ewiges Wahrzeichen herab ins Berchtesgadener Land blickt. Die „übergossene Alm" ist ein weiteres Beispiel für die Bestrafung von Frevlern. Franz von Kobell hat diese Sage in Gedichtform gefaßt:

„Bals d' aufi steigst zum Blimbachtor,
da sichst den ewign Schnee,
wo dort jetz alls derfrorn, is sunst
wohl gstanden schöner Klee
und Woad für vieli hundert Küh . . ."

Ein ähnliches Schicksal wie der „übergossenen Alm" widerfuhr jenem Ort beim Langtauferer Ferner — einem Arm des gegen Schnals und das Ötztal sich hinziehenden Vernagtferners —, von dem es heißt:

„Stadt Tanneneh,
weh dir, weh!
Es schneiet Schnee
und apend nimmermeh."

In all diesen Fällen, deren sozialgeschichtlicher Zusammenhang und Hintergrund bemerkenswert ist, weil ja auch — unsere Gesellschaft hat bis heute noch nicht gelernt, dies einzusehen! — das normabweichende Verhalten kultur- und gesellschaftsbedingt ist, handelt es sich um den Bruch einer Norm, um eine Normabweichung, eine Tabuverletzung, die nicht unbestraft bleiben kann: „Das volkstümliche Rechtsgefühl entspringt einem moralischen Rigorismus, der das frevelhafte Vergehen sichtbar und in aller Schärfe geahndet sehen will" (L. Petzoldt).

Die ältere Gruppe der Frevelsagen entstammt einer agrarisch-bäuerlichen Kulturschicht. In einer wirtschaftlich unterentwickelten bergbäuerlichen Welt muß es geradezu wie ein Donnerschlag anmuten und bewegen, wenn einer Grundnahrungsmittel, Brot also oder — wie in der Sage von der Gefrornen Wand (Fassung I), der verwüsteten Alp und der Übergossenen Alm — Butter mißbraucht. Was lag da näher, als daß die agrarische Welt ihren Nahrungsproblemen in der Sage Ausdruck gab, um dadurch normsetzend zu wirken!

In unserer zweiten Version, in der das aus der bäuerlichen Arbeitswelt stammende Arbeitstabu christlich interpretiert wird (Hinweis auf den Großen Frauentag!), ist die Strafe für den Normverletzer, einen Geizkragen und Leuteschinder, stark sozialkritisch akzentuiert. Sie nähert sich dadurch der Gruppe jüngerer Frevelsagen, die von Konflikten zwischen Angehörigen verschiedener sozialer Schichten berichten, wobei — in unserem Fall — Mißachtung einer Konvention und vor allem Ausbeutung ins Verderben und zum Untergang führen.

Die Sage von der „Gefrornen Wand" ist — wie die von den Rissen an ihr, wie die von der Roß- und Steinbockplatte — eine ätiologische oder explanatorische, also eine Erklärungssage, zu der wesensmäßig das kausale Fragen gehört: Warum ist das so? Früher war es anders (oder könnte es zumindest anders gewesen sein), und warum ist es dann so geworden, wie es jetzt ist? Warum ausgerechnet so? Was ist da passiert, das dieses Andere hervorgebracht hat?

Eigenartige Bildungen in der Natur haben zu solch explanatorischen Sagen geführt: Aus einem bestimmten Geschehnis heraus wollen sie eine Naturtatsache erklären. So wird z. B. — wie in unserer Sage — eine vorzeitliche Steinsetzung im volkstümlichen Sinn als Versteinerung von Frevlern . . . gedeutet.

Verfasserin: Emmi Böck,
D-807 Ingolstadt, Münchner Straße 74

Eiswände in den westlichen Zillertalern

HEINRICH KLIER

Als die Schriftleitung vor der Frage stand, für dieses Jahrbuch Autoren für Beiträge über die bergsteigerischen und skiläuferischen Möglichkeiten in den westlichen Zillertalern zu gewinnen, lag für sie nichts näher, als sich zunächst an den bekannten Führerautor Dr. Heinrich Klier zu wenden. Sicher auch zur Freude unserer Leser ließ nicht nur er selbst, sondern die ganze Familie Klier — Frau Henriette, Vater Heinrich und Sohn Walter — sich entgegenkommend für diesen Auftrag gewinnen.

Eiswände unterliegen — im Gegensatz zu den Felswänden — keinem Domestizierungsvorgang. Viele der großen Felswände (z. B. Badile NO, Große Zinne N, Dru W, Fleischbank SO) haben unter den vielen Begehungen stark gelitten, und — wenn schon nicht ihren Charakter — so doch ihren Schwierigkeitsgrad eingebüßt. Eiswände bleiben rein. (Höchstens einmal in einer Randkluft findet man einen verlorenen Pickel, eine Taschenlampe oder einen ganzen Rucksack, Spuren menschlichen Tatendranges oder menschlichen Versagens.) Die Eisflanke gehorcht nur ihren eigenen Gesetzen: sie panzert sich mit Blankeis oder lockt mit gutgriffigem Firn, sie sperrt dem einen den Weiterweg mit grauslichen Schründen oder Eisbalkonen, und dem nächsten baut sie durch eine schöne Eislawine eine Brücke über den Schrund; und die Wächte am Gipfelgrat wächst und wuchtet meterweit über dem Abgrund und bricht schließlich ab — und wehe dem, der jetzt in der Wand steht. Eiswände zähmt der Erstbegeher nicht und nicht der, der sie zum hundertsten Mal durchsteigt; sie bleiben jungfräulich.

Mit 3510 m ist der Hochfeiler der höchste Berg der Zillertaler Alpen. Seine nach Norden abstürzende Eisflanke ist zugleich eine klassische und eine ganz moderne Eiswand. Sie ist zugleich eine Postkarteneiswand und ein großes alpines Erlebnis. Einen Kilometer westlich des Hochfeilers ragt der Hochferner auf, 3463 m hoch. Von seinem Gipfel stürzen nach Nordwesten zwei schmale Hängegletscher über die gewaltige Flanke hinab; und sobald nach der ersten Verwendung des Eishakens durch Willo Welzenbach in der Nordwestwand des großen Wiesbachhorns der Mensch den Dreh mit dem senkrechten Eis heraus hatte, waren diese beiden wilden und gefährlichen Eiskaskaden fällig. 1929 erstieg die bekannte Innsbrucker Seilschaft Kuno Baumgartner und Willi Mayr die Abstürze des Hochferners, 1942 die Seilschaft Feiglhuber, Hackl und Herbst den Griesferner. Dieser war allerdings im Abstieg im Winter bereits teilweise von Pirchner, Tillmann und Zetzwitsch 1930 begangen worden.

Verglichen damit ist die Hochfeiler-Nordwand natürlich ein „historischer" Anstieg. 1887 erstieg Dr. Franz Dyck mit dem berühmten Führer Hans Hörhager aus dem Zillertal die Hochfeiler-Eiswand in der Geraden vom Bergschrund bis zur Gipfelwächte. Alle kleinen Varianten zwischen Eis und Fels werden nur hie und da aus der Not geboren, wenn die Wand in den obersten Seillängen blitzblau und blank ist. Dr. Kehl und Gefährten beschreiben im Jahrbuch des Akademischen Alpinen Vereins München 1929 eine Wegänderung, Erich Vanis querte ein Stück unter dem Gipfel aus dem Eis hinein in die Felsen, mit Seilzug, sicher auch eine spannende und schöne Sache, und Wastl Mariner stieg links der klassischen

Links: „... und sobald nach der ersten Verwendung des Eishakens ... der Mensch den Dreh mit dem senkrechten Eis heraus hatte, waren diese beiden wilden und gefährlichen Eiskaskaden (links Griesferner, rechts Hochferner) fällig."
Foto: B. Lammerer

Führe durch die Eiswand. Die klassische Linie aber, die sich beim Anblick der Nordwand vom Furtschaglhaus aus auch heute aufzwingt, hat der große alte Hörhager schon vor 90 Jahren gezogen.

Noch ein anderer berühmter Name verbindet sich mit der Nordwand des Hochfeilers: Eugen Guido Lammer, der bereits drei Jahre vorher im Jahr 1884 am Hochfeiler — man möchte fast sagen — „herumgefummelt" hat. Er kam vom Süden her auf den Gipfel. In seiner eigenartigen Mischung aus Kaltblütigkeit und sicherem Instinkt für das gerade noch Mögliche stieg er über eine brüchige Gratschneide etwas westlich der eigentlichen Eiswand bergab, zunächst über eine fast 60 Grad geneigte Firnwand, sodann über eine Felsschneide und brüchige Schrofen bis knapp über das Schlegeiskees. Wie er die letzten Probleme dieses kühnen Alleingangs meistert, beschreibt er in seinem Bericht in den Mitteilungen von 1884:

„Einige Eisrinnen übersetzte ich ohne Stufen, bloß durch Stampfschritte mit meinen trefflichen Steigeisen. Einmal aber warf ich mich über eine Eisschicht allzu vertrauensvoll auf einen Klotz zu, der mir treulos in beiden Armen blieb. Die anstrengende Bewegung, welche nötig war, um die zentnerschwere Last seitlich hinabzuschleudern, ertrug mein schlechter Tritt nicht, und während der Fels links hinabdonnerte, glitt ich über einige Wandpartien, den Pickel fest in der Rechten, bis die Steigeisen sich verankerten. Ich stieg nun weiter ab bis zu einem Schneestreifen, der zur Randkluft des Schlegeiskeeses und vermutlich über diese hinabführte. Ich setzte mich in die Rinne, welche Schneerutschungen und Schneefälle ausgehöhlt hatten, vermied alles Bremsen und ließ mich durch die Schnelligkeit des Abfahrens über die Randkluft auf die ebene Firnterrasse des Kessels hinauswerfen . . ."

Etwas von dieser unbekümmerten Art des Dr. Lammer hatten auch wir im Jahr 1956 in den Zillertaler Hauptkamm mitgebracht. 1954 hatte ich das Glück, an der ersten Andenkundfahrt des Österreichischen Alpenvereins in die Cordillera Huayhuash teilzunehmen. Dieser Expedition gelang die erste Ersteigung des Sarapo, 6250 m, die zweite des Rasac, 6050 m, und einer Reihe von hohen, formenschönen Fünftausendern (Tsacra Grande, Puscanturpa, Jirishanca chico, Ninashanca). Das Hauptziel der Expedition jedoch, die Ersteigung des Nevado Jirishanca, des Matterhorns von Südamerika, glückte uns damals nicht. Ich ließ eine ganze Reihe meiner persönlichen Ausrüstungsgegenstände bei Paul Dallago, dem großen Bergwerksherrn und Freund der Tiroler in Lima, mit dem Versprechen, so bald als möglich wiederzukommen. Gleich nach der Heimkehr ging ich an die Planung für eine neue Expedition.

Was wir 1954 gesehen hatten, machte uns klar, daß nur eine Supermannschaft Chancen an diesem unwirklichen Riefelfirnzacken haben würde. Ich suchte die Mannschaft aus ganz Österreich zusammen. Um aber nicht erst vor Ort mit dem komplizierten Leben von Extrembergsteigern vertraut zu werden und das Zusammenspiel in der Gruppe rechtzeitig zu testen und dann auch die letzte Entscheidung zu treffen, lud ich meine kommenden Expeditionskameraden im Jahr 1956 zu einer Eistourenwoche in den Zillertaler Hauptkamm ein.

Das große Ziel jenseits des Ozeans beflügelte uns: wir waren uns klar, daß wir auch die schwersten Wege in den Zillertalern spielerisch bewältigen mußten. Offenbar ist die „Einstellung" einer der wesentlichsten Aspekte für den bergsteigerischen Erfolg. Verglichen mit der düsteren Stimmung, die Erich Vanis in seinem sehr lesenswerten Bericht über die Ersteigung der Hochferner-Nordwand schildert, war unsere Besteigung ein fröhlicher Waldlauf.

Schon der Zugang zum Furtschaglhaus, das wir als Zentrum für unsere Woche gewählt hatten, war einigermaßen ungewöhnlich. Wir wollten das Furtschaglhaus durch die Hochferner-Nordwand über das Schlegeiskees erreichen.

Die Mannschaft: Herbert Raditschnig, der Benjamin des Unternehmens, damals 22 Jahre alt und einfach nicht zum Halten vor Auftrieb, Kraft und Kletterlust. Aus Oberösterreich kam Siegfried Jungmair, Erich Krenmayr, und ein weiterer Gefährte, der dann nicht nach Südamerika ging; Toni Egger aus Lienz sollte später zu uns stoßen.

Damals gab es die Günther-Messner-Ge-

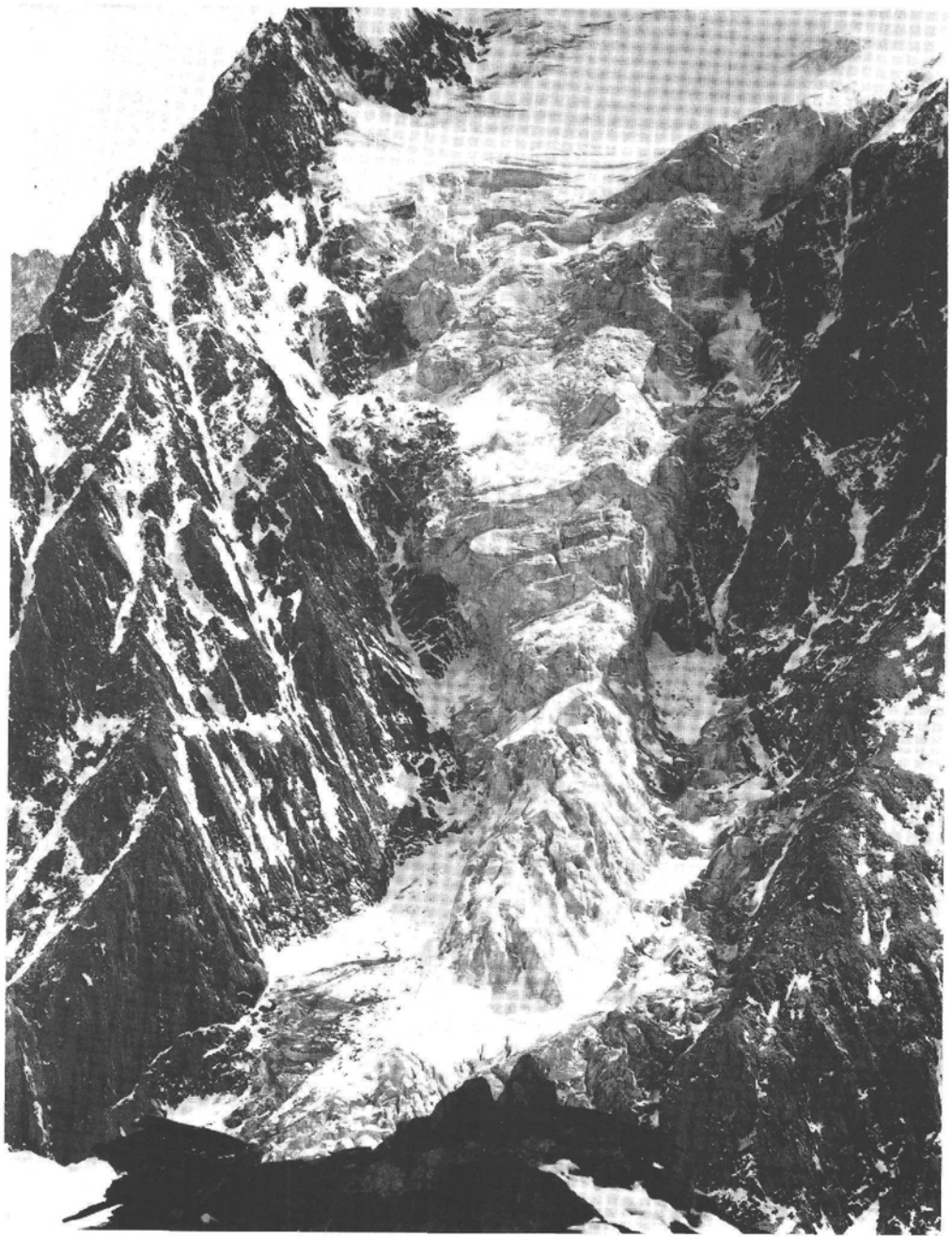
Die Hochfeiler-Nordwand über dem Schlegeis. Foto: H. Hruschka

dächtnis-Biwakschachtel am Fuß der Hochferner-Nordwand noch nicht. Wir blieben deshalb in Stein im hintersten Pfitschtal zur Nacht, standen sehr früh auf und marschierten ziemlich schwer beladen (Verpflegung und Ausrüstung für eine Woche) durch das grandiose hinterste Pfitscher Oberbergtal, vorbei an den Nordwänden des Filtuidenkopfes und der Weißspitzen an den Fuß der Hochferner-Nordwand.

Bei hellem fröhlichem Sonnenschein schnauften wir über die Lawinenkegel und das zerbröselte Eis von Eisstürzen bergan, unangeseilt, bis uns der erste Steilaufschwung bremste. Jetzt hackte sich jeder seinen kleinen Standplatz ins Eis und band die Zwölfer an die Schuhe. Auch das Anseilen war an dieser Stelle natürlich besonders unangenehm und wir hatten also wieder einmal gegen eine alte Alpinistenweisheit verstoßen, die besagt, daß es beim Bergsteigen vor allem auf die Bequemlichkeit ankomme. Wir gingen über die 50 Grad geneigte Blankeiszone gleichzeitig, kamen rasch in die etwas überfirnte, weniger steile Fläche. Über dieser baut sich nun der wild zerrissene Gletscher mit einer Neigung von 55 bis 60 Grad auf.

Nach etwa fünf Seillängen erreicht man wiederum ein etwas weniger geneigtes Eisfeld. Durch die gefürchteten und oft sehr gefährlichen Eistürme kamen wir im Zick-Zack rasch durch. An einigen Stellen betrug die Neigung 65 Grad. Hier nahmen wir nun die

Vom Gipfel des Hochferners stürzen nach Nordwesten zwei schmale Hängegletscher über die gewaltige Flanke hinab. Seite 41: Der Hochferner — sehr gut läßt sich auf dem Bild der beschriebene Anstieg verfolgen. Unten: Ein Teil der Eiskaskade des Griesferners. Beide Aufnahmen von der Rotbachlspitze. Fotos: H. Steinbichler



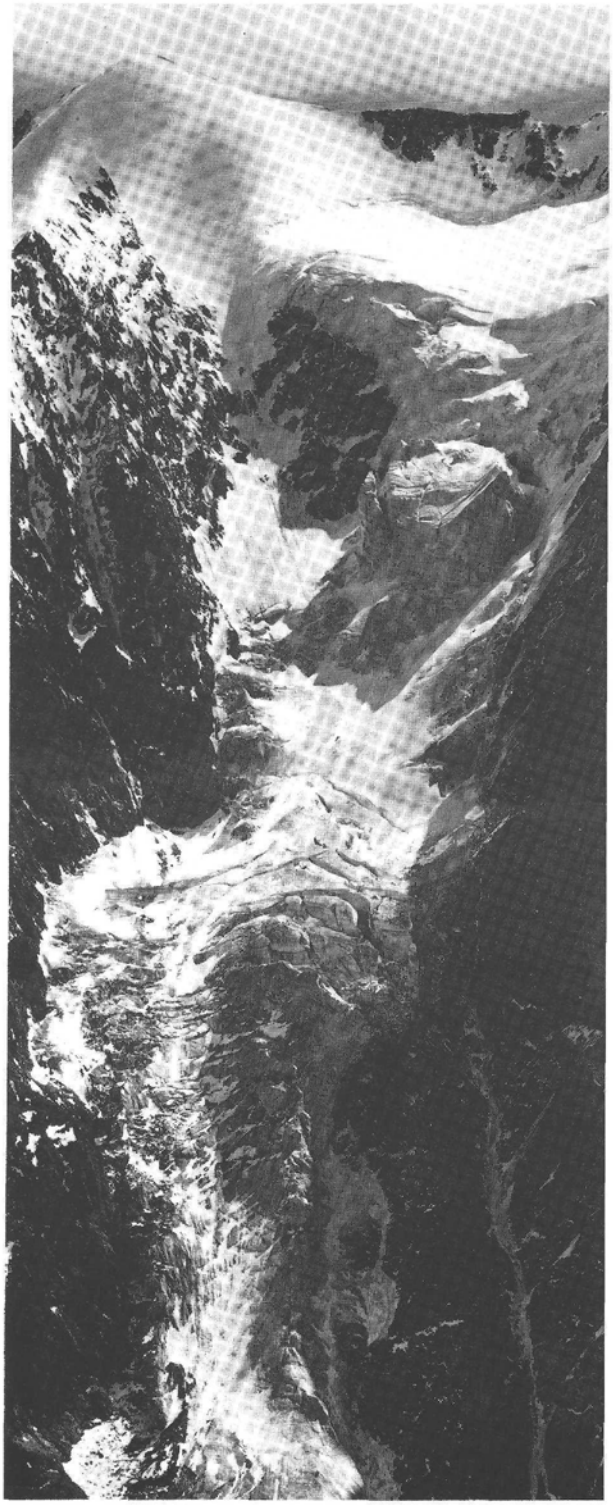
Sicherung doch ernst. Die sehr oft den Aufstieg sperrende Querspalte überwanden wir leicht über einen ziemlich frischen Eissturz. Herbert, der mein Seilgefährte war, zeigte in dieser ersten schweren Eiwand seines Lebens, daß er auch im Eis ein Naturtalent war. Auf der ganzen Fahrt verwendeten wir keinen Eishaken und schlugen keine Stufen. Auch über 65 Grad geneigtes Eis marschierte Herbert mit seinen Zwölfzackern elegant hinauf.

Die Originalführe hält sich im obersten Teil etwas rechts und weicht der Steilrinne aus, die direkt zum Gipfel führt. Für uns gab es natürlich keinen Zweifel; Herbert ging ohne Diskussion die Direkte an. Guter Firn lag auf dem steilen Eis und wir stapften mehrere Seillängen gleichzeitig empor zum Gipfel. Knapp drei Stunden brauchten wir für die 900 m hohe Eiswand. Bald kamen auch unsere Gefährten aus dem Abgrund herauf.

Eine fröhliche, aber kurze Gipfelrast, dann stiegen wir weiter. Der Schneegrat zieht sich ostwärts fast eben hinüber zum Felsabsturz ins Schlegeiskees. Wir fanden so recht und schlecht den Grüngrat, jenen Grat, den Alfons Hörhager und Stefan Schneeberger mit den Begleitern Grün, Köhn und Stöhr im Jahr 1906 als Anstieg auf den Hochfeiler benutzt hatten. Wir mußten dicht beieinanderbleiben, um uns nicht gegenseitig zu erschlagen. Der Fels ist ungemein brüchig, aber für eine versierte Gruppe eine rasche Abstiegsmöglichkeit in das gewaltige Gletscherbecken — genannt Schlegeis.

Der Grat setzt etwa da an, wo der schneidige Nordgrat des Hochfeiler auf die tiefste Einsattelung im obersten Weißkarferner trifft. Es ist dem Spürsinn des einzelnen überlassen, über diesen Grat und über den Bergschrund hinunterzufinden auf das Schlegeiskees.

Inzwischen war es natürlich auch schon Nachmittag geworden und wir mußten bei der Querung des gewaltigen Gletschers vorsichtig sein. Im Bogen stiegen wir von 3000 m unter der Nordwand des Hochfeilers vorbei auf den Gletscherrand auf etwa 2600 m ab. Dort trafen wir auch auf den Steig, der hinüberführt zum Furtschaglhaus. Vor der Hütte begrüßte uns eine der eindrucksvollsten Bergführergestalten, der ich



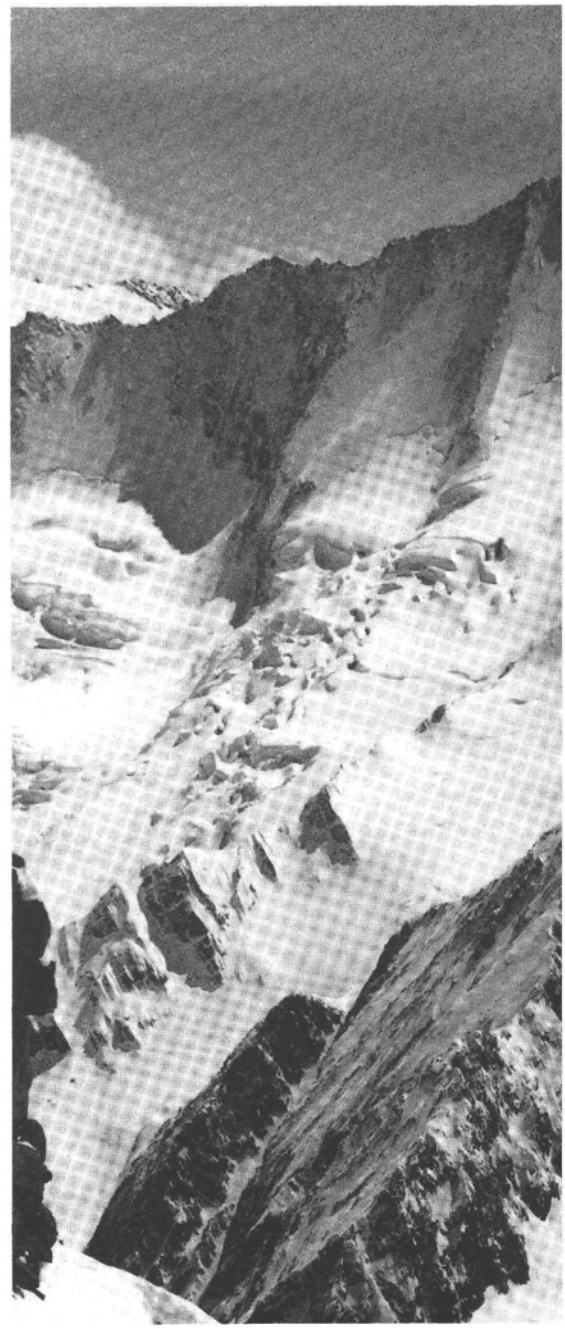
in meinem Leben begegnet bin: der alte Hörhager, groß, hager, ein Adlergesicht, ein Bruder des Erstersteigers der Hochfeilerwand, selbst mehrfacher Ersteiger der Nordwand, insgesamt über fünfzig Mal am Gipfel des Hochfeilers, zum letzten Mal an seinem achtzigsten Geburtstag. In diesem Jahr 1956 war er 83 Jahre alt und führte die Hütte ganz allein. Er hatte uns mit seinem Fernglas sofort entdeckt, nachdem wir über die Weißkarfernerkante in den Grüngrat hereingestiegen waren. Er wußte genau Bescheid über die „Form", in der wir waren, und als wir ihn um Rat für die nächsten Touren fragten, lachte er nur und sagte: „Da brauch' ich euch nichts derzählen. Je grader, desto besser!"

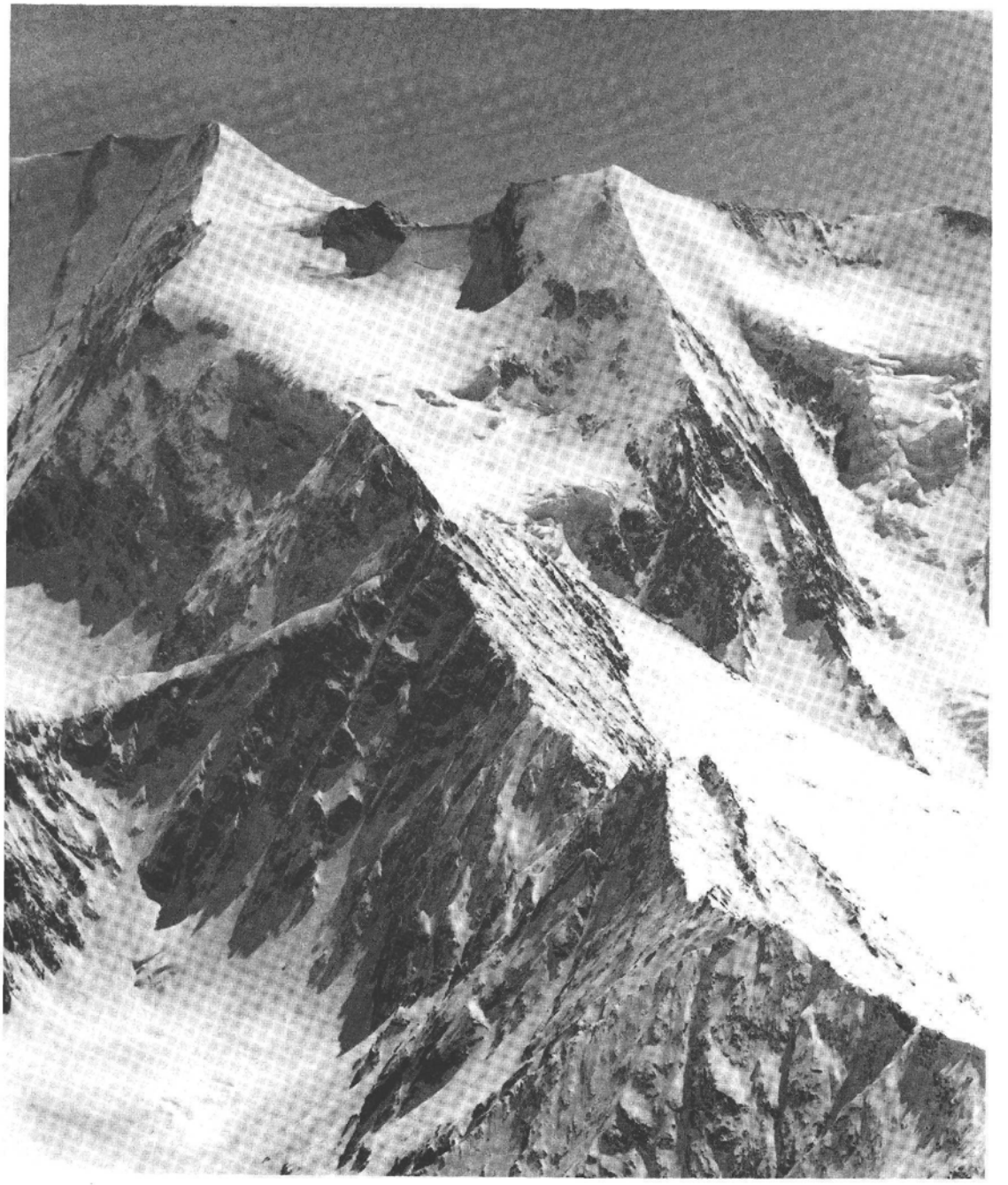
Im Gespräch kamen wir drauf, daß die Gerade durch die Nordwestwand des Großen Möseler ein lohnenswertes Ziel wäre, das vor uns noch keine Seilschaft versucht hatte. An sich ist das „Firndreieck" der bekannteste Eisanstieg auf den Möseler. Diese Führe durch die Nordwand von P. 3331 m war ebenfalls schon im vorigen Jahrhundert (1879) von den Brüdern Zsigmondy mit ihren Gefährten Dr. Böhm und Worafka durchklettert worden. In der letzten Zeit hat das Firndreieck aber durch Ausaperung sehr gelitten. Der Fels, der zutage tritt, ist brüchig, abschüssig und grauslig.

Dem alten Hörhager gefiel mein Gedanke einer Geraden durch die Nordwestwand des Möseler außerordentlich. Mit über 60 Grad Neigung ist sie eine der steilsten Eisflanken in den Zillertalern.

Pünktlich um 3 Uhr früh weckte uns der alte Hörhager, wir bekamen ein ausgezeichnetes Bergsteigerfrühstück mit Eiern und Milchmus. Ich versuchte, obwohl ich schlecht geschlafen hatte und mir auch sonst nicht wohl war, mich an den Hörhagerischen Delikatessen gütlich zu tun. Aber es half nichts.

Ich stolperte mißmutig durch die Nacht. Ich hatte starkes Kopfweh und mußte mich mehrmals übergeben. Es war klar, daß ich für meine Gefährten an diesem Tag nur ein Hindernis gewesen wäre. Nach etwa einer Stunde kehrte ich um und legte mich wieder nieder. Im ersten Morgenlicht konnte ich dann von der Hütte aus mit dem Fernglas





Hochfeiler (Bildmitte) mit seiner Nordwand und Hochferner (rechts) mit dem oberen Teil der Nordwand. Wo der Nordgrat des Hochfeilers auf die tiefste Einsattelung im obersten Weißkarferner trifft, setzt etwa der Grüngrat an, eine ungemein brüchige, aber rasche Abstiegsmöglichkeit für gute Seilschaften ins Schlegeis.
Foto: H. Steinbichler

meine Freunde schon am Einstieg sehen. Der Durchstieg zieht von etwa 3200 m in einer schönen Geraden knapp links des Felspfeilers, über den der Normalanstieg vom Furtschaglhaus zum Großen Möseler führt, empor. Im obersten Teil der etwa 60 Grad geneigten Eisflanke befand sich das große Fragezeichen in Form einer Querspalte, die den ganzen Steilaufschwung durchzog. Beide Seilschaften verschwanden in dieser Spalte, querten im Schlund ein Stück nach rechts und fanden einen guten Überstieg auf den obersten Teil der Eiswand, über die sie auf die Firnnase, knapp westlich unterhalb des Gipfels des Großen Möseler gelangten.

Mir taten an diesem Tag nicht nur der Kopf und der Magen, sondern natürlich auch die Seele weh. Aber im Hinblick auf das, was im nächsten Jahr vor uns lag, war ich doch zufrieden und konnte hier sozusagen als Expeditionsleiter ein Prinzip vorleben, das wir dann auch in Peru durchexerzierten: Bahn frei für die Besten! Mit diesem Prinzip gelang uns im Jahr 1957 die Erstersteigung des Nevado Jirishanca, des Matterhorns von Südamerika. Um meine doch etwas lädierte Bergsteigerseele zu heilen, stieg ich am Nachmittag allein empor ins Reischbergkar, durch eine steile Eisrinne auf die Reischbergscharte und über den luftigen Südostgrat auf den Großen Greiner. Abends waren wir dann alle wieder fröhlich im Furtschaglhaus vereint und die Erstbegehung wurde gebührend gefeiert.

Abends zogen Schlechtwetterwolken auf. Da wir unser Auto drüben stehen hatten im Südtiroler Pfitschtal, konnten wir uns auf keinen Wettersturz auf der Schlegeisseite einlassen. Ich schlug daher vor, daß wir am nächsten Tag durch die Hochfeiler-Nordwand zu unserem Ausgangspunkt zurückkehrten.

Es wurde noch ein langer fröhlicher Abend. Einige Bergsteiger, die mehr Geld als wir hatten, ließen uns hochleben. Der alte Hörhager machte auch, da niemand von den Gästen schlafengehen wollte, ziemlich lange mit und jagte uns erst gegen 11 Uhr in die Betten. Pünktlich wie am Vortag, holte er uns um 3 Uhr wieder aus den „Federn". Um 4 Uhr nahmen wir von ihm Abschied, wie von einem guten Freund und Gefährten. Ich trage seither das Bild dieses hochgewachsenen Alten in meinem Herzen, und die Erinnerung an ihn bewegt, und wenn ich später wieder aufs Furtschaglhaus kam, hat er mir wirklich gefehlt.

Ich habe sonst ein ziemlich präzises alpines Gedächtnis. Der Weg vom Furtschaglhaus bis zur Randkluft unter der Hochfeiler-Nordwand ist mir aber irgendwie entfallen. Es ist ein ziemlich langer Schlauch da hinüber über das riesige Schlegeiskees, und ich habe vielleicht im Stolpern zwischendurch ein bißchen geschlafen. Ich band mich an diesem Tag mit Siegfried ans Seil. Erich und Karl waren die zweite Seilschaft. Herbert war auf Alleingang eingestellt und ich wollte ihm da nichts dreinreden.

Wir fanden eine gute Brücke über den Bergschrund. Auch die Verhältnisse in der Eisflanke waren besser als erwartet; das erste Wanddrittel vielleicht etwas zu tief aufgeweicht, so daß man mitunter Angst hatte, die ganze Flanke könnte als Lawine herunterkommen. Je höher wir stiegen, desto härter wurde der Firn. Das zweite Drittel war ebenfalls noch so schön, daß wir gleichzeitig gingen. Erst in den letzten Seillängen unter dem Gipfel trat ein paarmal Blankeis zutage. Herbert hatte zunächst lange Zeit vorausgedrängt. Hier ging ihm aber dann doch ein bißchen „der Reis". Ich holte ihn ein und zog an ihm vorbei; bei dieser Gelegenheit fragte er — bescheiden geworden — ob er sich an unser Seil binden dürfe. Was sollst machen?! O.k.! Trotz seiner 22 Jahre hatte er offenbar ein Gespür für seine Grenze. Nur Bergsteiger, die dieses Gespür haben, haben Aussicht, neben der vielgerühmten schönen Jugendzeit auch das weniger gerühmte, aber meiner Erfahrung nach nicht weniger schöne Mannesalter zu erreichen und zu genießen.

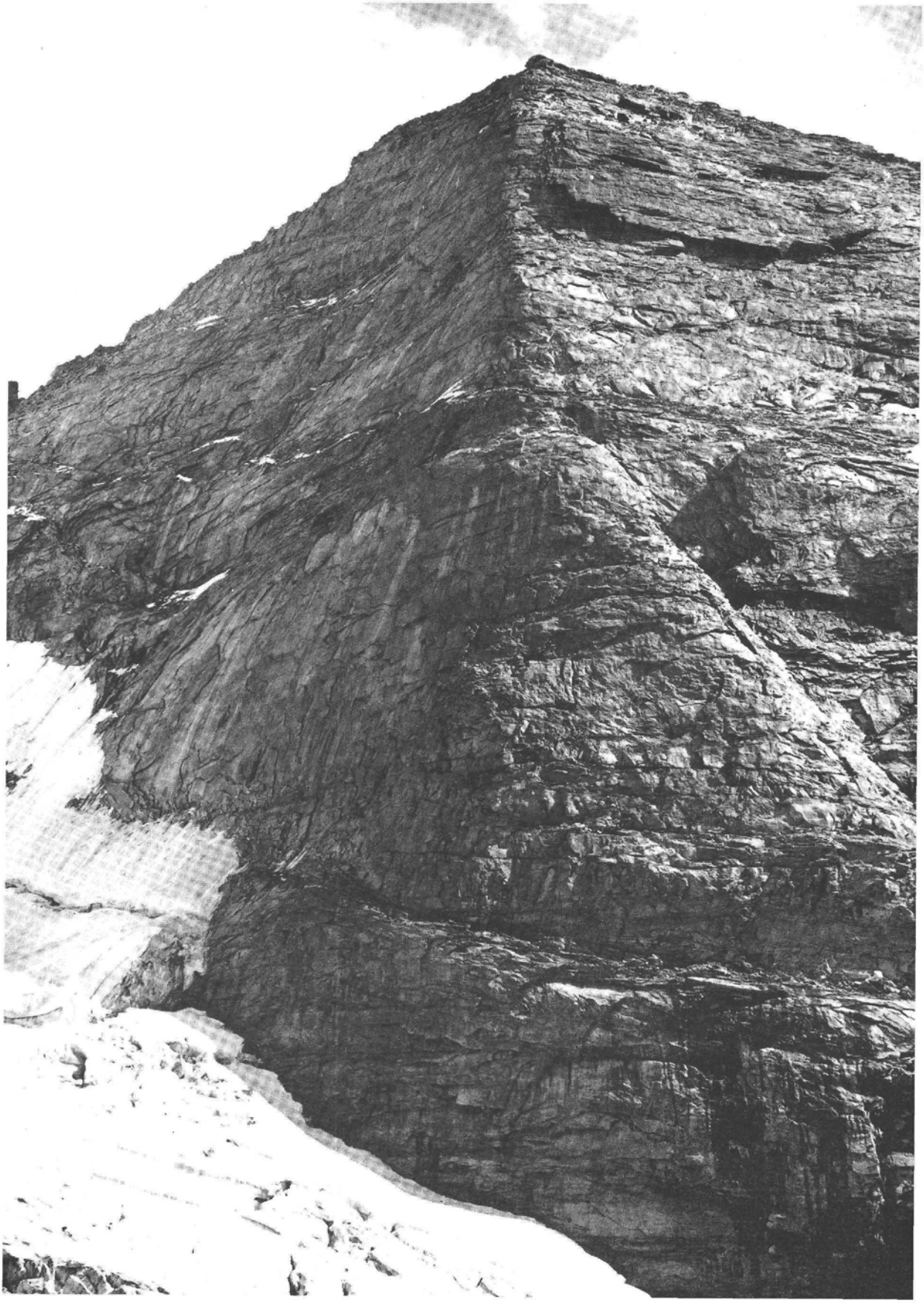
Die in allen Beschreibungen unvermeidliche große Gipfelwächte des Hochfeilers blieb natürlich auch uns nicht erspart. Aber nachdem ich schon als kleiner Bub furchtbar gerne im Schnee herumgewühlt habe, machte es mir Spaß, einen Tunnel durch diese Wächte zu graben, vielleicht sogar ein wenig umständlicher und schöner, als es notwendig gewesen wäre, weil es einen natürlich auch reizt, den Gefährten unten Schneeschollen

Großer Möseler mit der Nordwestwand. „Der Durchstieg zieht von etwa 3200 m in einer schönen Geraden knapp links des Felspfeilers, über den der Normalanstieg vom Furtschaglhaus führt, empor. Mit über 60 Grad Neigung ist sie eine der steilsten Eisflanken in den Zillertalern."
Foto: H. Steinbichler

auf die Köpfe zu werfen. Es war ein lustiger Augenblick, wie ich nach der schattigen und etwas nebelumzogenen Nordwand den Kopf in die Südtiroler Sonne hinausstecken konnte und mich mit Zug und Stemme auf den breiten Schneegipfel des Hochfeilers beförderte. Lustig auch, wie ein Kopf nach dem anderen in der Röhre auftauchte, grinsend und blödelnd, aber doch mit dem kleinen Stolz, den man nach der Durchsteigung einer solchen Wand in sich trägt.

Eine kurze Gipfelrast, dann 2000 Höhenmeter im Galopp hinunter nach Stein. Wie gern man da den Rucksack wegschmeißt und die Schuhe auszieht! Und wie sich dann bei einem Liter Roten die Tage im steilen Eis der Zillertaler schon zu verklären beginnen . . .

Verfasser: Dr. Heinrich Klier,
A-6020 Innsbruck, Pichlerplatz 10



Gneiskletterei im Tuxer Hauptkamm

Die Fußstein-Nordkante

WALTER KLIER

Wir fahren durch das Valser Tal einwärts; und schon bald taucht, schwarzgrau, beherrschend, das Felsdreieck des Fußsteins über den flachen grünen Böden des Tales auf. Man blickt dem Berg in seine Nordwestflanke: die beiden Seiten des Dreiecks bilden links, steil und scharf, die Nordkante (unser Vorhaben) und rechts, sanfter geneigt, den Westsüdwestgrat. Später kommt links davon der Olperer mit seinem drolligen, prallen Eisbauch zum Vorschein. Und als wir dann zur Geraer Hütte ansteigen, unserem Stützpunkt für die morgige Tour (dem idealen Stützpunkt für die Felsfahrten im Tuxer Hauptkamm), bauen sich allmählich, eine grandiose, überdimensionale Arena, die schwarzen, noch immer (es ist Mitte August) mit Schnee durchsetzten Plattenfluchten von Fußstein, Schrammacher und Sagwand im Halbkreis um uns auf. Ständig vor Augen, wie ein Strich in den Abendhimmel gezeichnet: die Fußsteinkante.

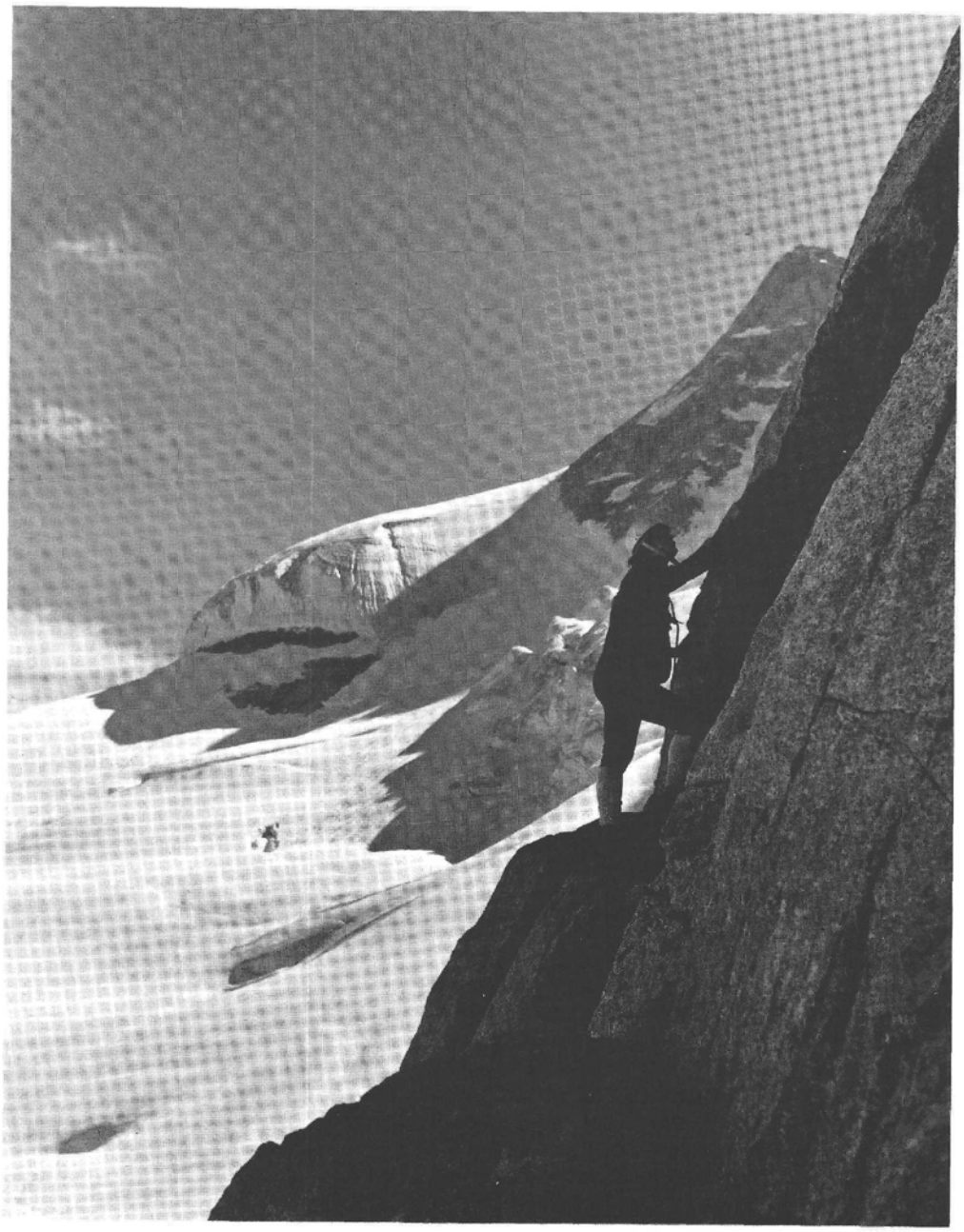
In der Dämmerung sind wir bei der Hütte; es wird ein üblicher Hüttenabend, die Wirtsleute sind jung und sehr freundlich und geben sich redliche Mühe, die Massen der Wanderer und Kletterer, die an diesem Wochenende hier zusammengeströmt sind, einigermaßen unterzubringen; die Hütte quillt über, und es wird eine übliche Hüttennacht, ich schlafe, oder versuche das wenigstens, hoch über dem Erdboden auf einer Matratze, die auf eine schwankende Kommode gelegt worden ist, habe abwechselnd Füße oder Kopf in der Luft draußen, ein zünftiges Alpinistenlager, beinahe zu zünftig, so daß ich nach entsprechend alpinistischen Träumen in der Früh um fünf eigentlich gerne aufstehe.

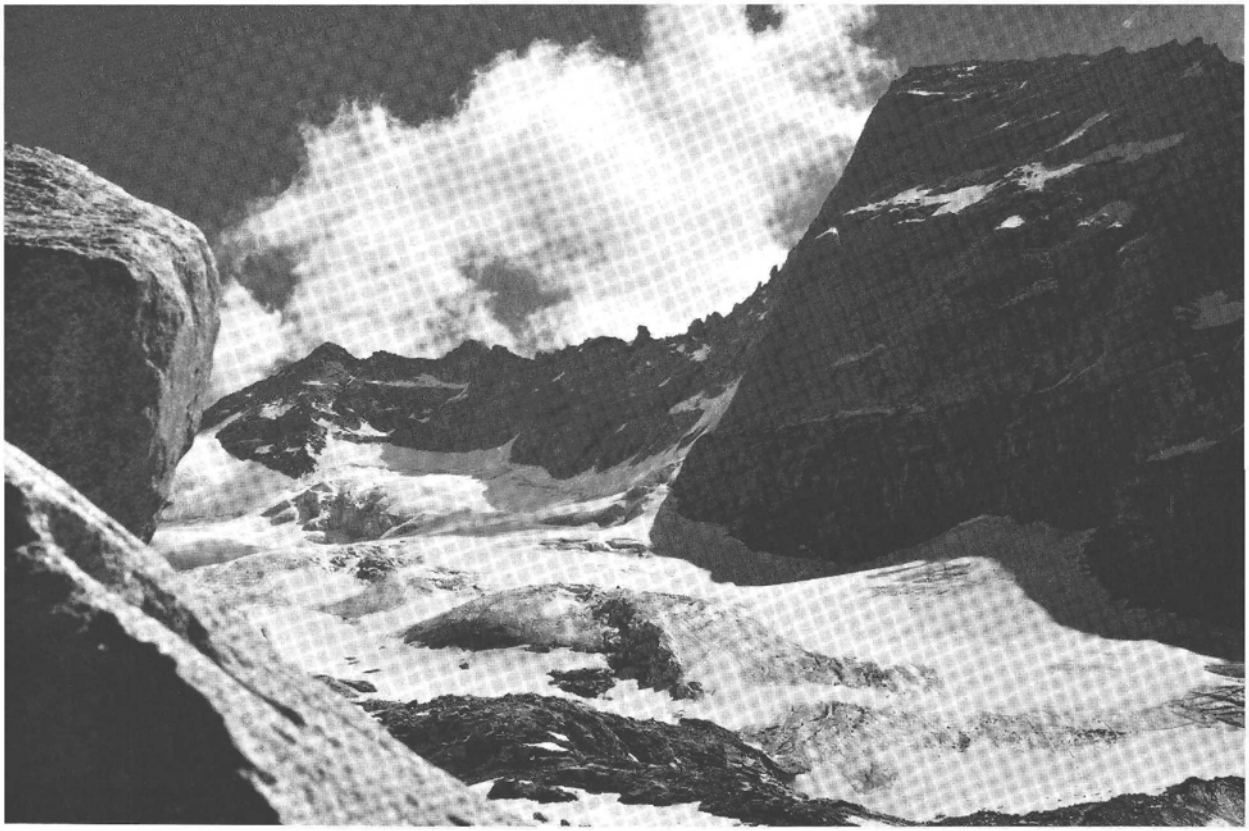
Der Weg zum Einstieg: es ist nicht gerade eine Karawane, die da heraufzieht, einiges ist doch unterwegs, man wird nicht allein sein, jedenfalls. Schließlich sind an diesem Tag dann elf Leute oder fünf Seilschaften in der Route. Wir machen auf dem Gletscherfeld kurz halt. Die Kante, der wir uns bis jetzt von der Seite genähert haben, liegt nun direkt vor uns — und hat ganz aufgehört, wie eine Kante auszusehen. Eine blaugraue, schräge, wie abgeschliffene und abgeschmirgelt wirkende Wand steht da, und in der Mitte deutet sich unsere Route an, im oberen Teil auf den Gipfel zu einen runden Buckel bildend, zuoberst schon ein wenig in der Sonne, rötlich angestrahlt — hier herunten ist es kühl bis kalt, und wird wohl noch eine Zeitlang so bleiben. Die Wand ist nicht senkrecht, eigentlich freundlich geneigt, aus dieser Entfernung allerdings von bemerkenswerter Glätte. Mein Vater (mit dem ich eine Seilschaft bilden werde, wie schon oft) pflegt auf Bergtouren jedes überflüssige Gramm rigoros einzusparen. Er reißt also das benötigte Blatt aus dem Führer (es ist einer der bekannt zuverlässigen Klier-Führer) und klebt es nach der Tour daheim, mit Korrekturen versehen, wieder in das Büchlein. Wir stehen also da, wollen den Verlauf der Route betrachten, Vater kramt in seiner Brusttasche, ein Windstoß, und der Zettel flattert rasch und lustig über den Olpererferner davon. Diesmal war's vielleicht sogar besser so — wir kletterten einfach, ohne lang und qualvoll auf Grund einer vagen Beschreibung herumzusuchen.

Die Kante setzt unten auf einem breiten waagrechten Band auf. Über dieses queren wir westwärts hinüber, bis jenseits der Gipfelfallinie die Geraer Hütte wieder sichtbar wird. Das Band ist eines jener so allseits beliebten schräg-abschüssigen Schuttbänder, die ebenso unschwierig wie gefährlich sind, wasserüberronnen, mit losem Schotter und (teilweise) steinhartem Schnee bedeckt, ein Leckerbissen für den Trittsicheren. Kaum stehen wir am Einstieg, oder was wir dafür halten (aber man könnte die „Kante" an zehn verschiedenen Stellen anpacken, die Glätte der Wand hat sich — wie das in den meisten Fällen zu geschehen pflegt — beim Näherkommen aufgelöst, es gibt nun zahllose Risse, Kanten, Verschneidungen in dem

Links: Die Fußstein-Nordkante. Foto: J. Winkler

Seite 49: Olperer (links) und Fußstein (rechts, im Profil die Nordkante) über dem Olpererferner. Unten: An der Fußsteinkante, im Hintergrund der Olperer, links darunter der charakteristische „Eisbuggl". Fotos: R. Obster





herrlich blaugrauen, harten, kalten Gestein), tritt Leckerbissen Nr. 2 in Erscheinung: oben kracht es plötzlich los, massive Brocken pfeifen herunter, ein ganzes Rudel, einer schreit noch, alles springt, duckt sich gegen den Fels, was man eben so macht, wenn man eigentlich nichts machen kann . . . es ist nichts passiert; die Steine fetzen unten in die Randkluft, über das Firnfeld. So lieblich wie zuvor ist die Wand nicht mehr, man wird sich in acht zu nehmen haben. Die Finger sind ein wenig klamm geworden, als ich zu klettern beginne.

Es geht los: der günstigste Anstieg folgt zu Beginn einem Rißsystem, das etwa 40 m westlich der anfangs kaum merklich ausgeprägten Kante emporzieht. (Ein vielleicht etwas leichterer Anstieg setzt noch weiter westlich an, führt durch ein flacheres Rinnensystem empor und vereinigt sich höher oben mit dem Originalweg. Doch auch direkt über die Kante wäre sicherlich ein — wenn auch schwierigerer — Anstieg möglich.) Hie und da findet man Haken, das beruhigt, von einer deutlich ausgeprägten Routenführung kann aber nicht die Rede sein. Es wäre auch sinnlos: hier ist — wenn man das so nennen darf — in hohem Grade „schöpferisches" Klettern erforderlich, man muß sich in dem Gewirr von gleich und ähnlich aussehenden Formen selber den besten Weg nach oben suchen. Das Gehen im Gneis der Fußsteinkante ist ein lockeres, elegantes Turnen, rein und großzügig, stets ungefähr im vierten Grad (höchstens hie und da eine Stelle vier obere), mit viel Reibungskletterei, Piaz-Technik, immer auf diesen schrägen Platten (es fehlt die totale Ausgesetztheit senkrechter Kalkwände), immer tiefer unten das Gletscherfeld, die blauen Reihen der Spalten, der Einstieg ist bald hinter der Krümmung der Kante verschwunden. Eine Gefahr, die Gefahr: auf allen flacheren Plätzchen, Bändern, Terrassen liegt grobes Gestein, und wegen der zwei Seilschaften, die hinter uns klettern, muß peinlich aufgepaßt werden. Dennoch: hie und da kommt was von oben; hie und da hört man von unten einen herauf schimpfen, und es ist niemals zu klären, wer diesmal wieder

der Bösewicht gewesen ist, und manches, wie der Steinschlag zu Anfang, kommt von so weit oben, daß es eigentlich nur St. Bernhard, Patron aller Bergsteiger, gewesen sein kann. Wir kommen zügig weiter. Der Fels fordert nicht Kraft, sondern Technik. Als Zwischensicherung legen wir dann und wann einen der Klemmkeile, die wir vor nicht allzulanger Zeit (von englischen Kletterern) erst kennengelernt haben und die man hier im Urgestein ideal anwenden kann.

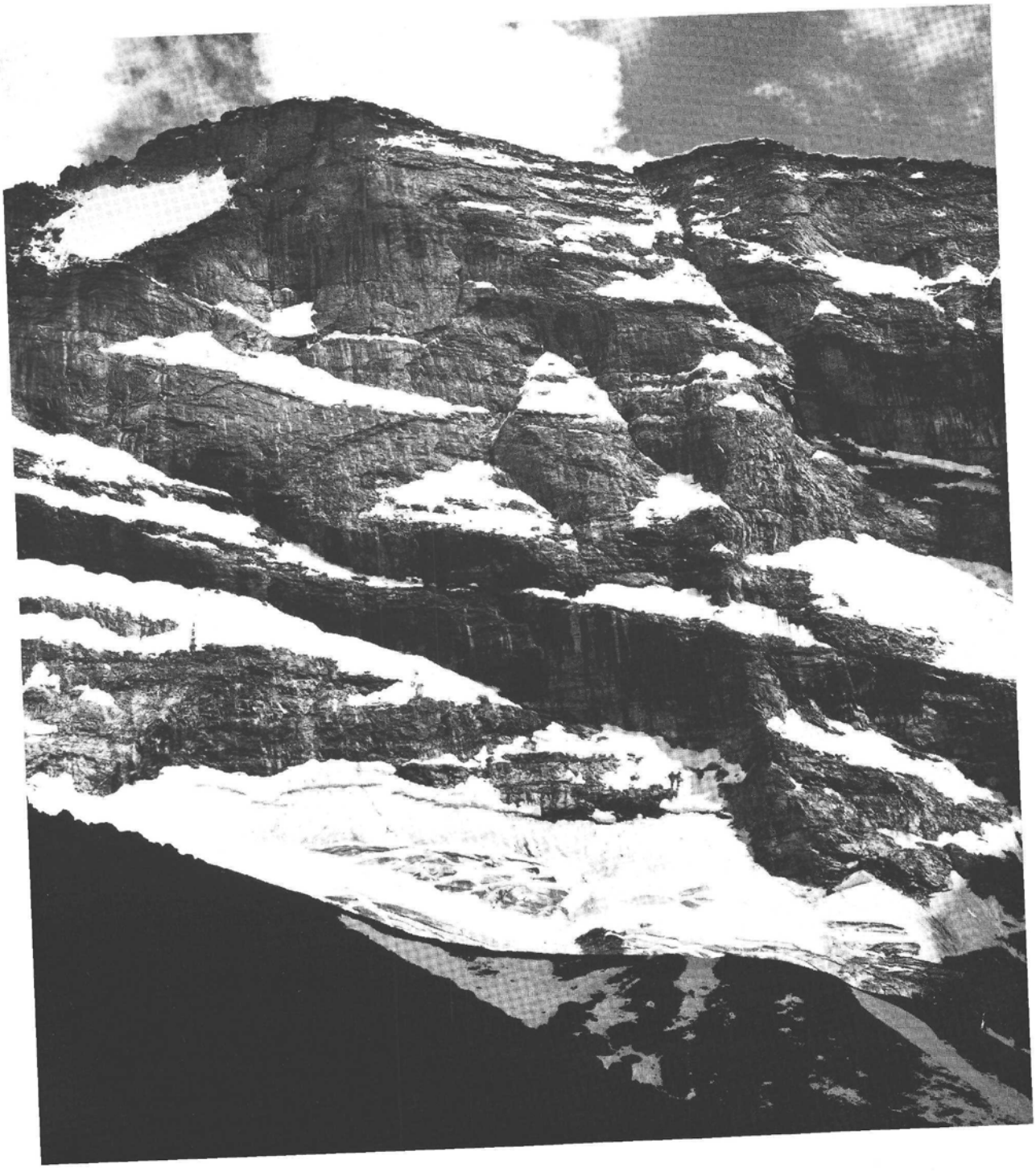
In halber Höhe der Kante befindet sich ein Schuttabsatz. Hier setzt der zweite, so schön abgerundete Kantenaufschwung an. Man muß an dieser Stelle acht geben, daß man nicht zu weit nach links gerät (wo einige Verhauer-Haken und sogar ein Holzkeil stecken). Die zwei folgenden Seillängen — durch einen langen Plattenriß hinauf — kann man wohl die schönsten in dieser großzügigen Führe nennen. Zum Teil stecken hier unglaublich viele Haken, die einen daran denken lassen, daß etwa bei einem Wettersturz (wir befinden uns über 3000 m) aus diesem lässigen Felsgang ein qualvoller, zäher Kampf auf glitschigem oder vereistem Fels werden kann. Das Ende des Risses erfordert einen delikaten kleinen Quergang nach rechts in eine Verschneidung, die bereits auf den flacheren Teil der Kante emporleitet. Den Abschluß bildet eine kurze Schutthalde, noch eine Kletterstelle, dann der Gipfel, Fußstein, 3381 m.

Eine selten schöne Rundschau tut sich auf, man freut sich, man schaut, wir haben noch heißen Tee, es ist sonnig, windstill, noch nicht einmal mittags, wir rasten faul und ausgiebig und warten auf die Freunde, die mit ihrer Dreierseilschaft langsamer unterwegs sind. Gegenüber, im Südwesten, steht die Front der Schrammacher-Nordwestwand, schattig, abweisend, schneedurchsetzt wie eine kleine Eigerwand. Daneben, ihr mit den senkrechten Rinnen und Pfeilern um nichts nachstehend, die Sagwand, mit ihrem „Schiefen Riß", dort, wo es am schwärzesten ist, den Rebitsch 1946 das erstemal gemacht hat, und seitdem niemand mehr. Mit uns am Gipfel sitzt Peter Habeler, der heute ebenfalls die Kante gemacht hat, er hat die Absicht, dem Riß eine zweite Begehung abzunehmen; deswegen ist er auch in der Gegend (im Sommer 1974 ist es allerdings nicht mehr dazu gekommen). Es gibt keine Beschreibung der Führe; man weiß zwar, wo sie ungefähr verläuft, und der „Schiefe Riß" — wenn man von seinem Sonnenplätzchen auf dem Fußsteingipfel hinüber schaut — scheint etwa in der Mitte zwischen Geheimtip und automatischer Selbstmordvorrichtung zu liegen.

Wir steigen wieder zur Geraer Hütte ab, und zwar über den Westsüdwestgrat, der in einigen Teilen den III. Grad aufweist (und auch im Aufstieg eine genußvolle und lohnende Gratkletterei bietet). Er wird zu einem zweiten Höhepunkt des Tages. Auch hier großzügige Block- und Plattenkletterei im festen Urgestein, über den scharfen, zu beiden Seiten steil abbrechenden Grat hinab, an verrückt aufgestellten Grattürmen vorbei. Es ist, einfach gesagt, eine Freude — bis wir dann zu früh in die Südflanke hineinqueren (was zur Nachahmung nicht empfohlen wird), in der Meinung, wir würden ohnehin gleich unten auf dem Firnfeld sein, und wir querten und querten, endlos, ausgesetzt und steinschlaggefährdet über glatte, schräge Gletscherschliffe und Schuttbänder dahin, und mußten uns zuletzt noch in einen (kleinen) Wasserfall hinein abseilen. Aber das gehört auch dazu, als Tüpfchen auf dem i, als das abschließende Abenteuerlein, das man, zurückgekehrt, immer und immer wieder erfolgreich zum besten geben kann (wobei dann die Gletscherschliffe immer schräger, der Abseilhaken immer schlechter und der Wasserfall immer tosender werden) . . .

Der klassische Abstieg zur Geraer Hütte führt durch die Südwestflanke. Weil aber diese oft bis in den Hochsommer hinein ver-

Seite 51: Die Sagwand von Norden. Deutlich zu erkennen der Sagwandpfeiler (Führe Aschenbrenner/Mariner) zwischen den Eiscouloiren knapp rechts der Gipfelfallinie.
In der beschatteten Wand unterhalb der markanten Gratschulter links durch einige Schneeflecken markiert der „Schiefe Riß" (Führe Rebitsch).
Foto: J. Winkler



Schrammacher-Nordwestwand — die „kleine Eigerwand"
der Zillertaler Alpen. Rechts unterhalb des Gipfels eine flache Scharte.
Wiederum etwas rechts der Fallinie darunter der „Hörtnaglpfeiler"
(Erstbegehung 1962).
Foto: J. Winkler

eist ist und in den letzten Jahren die Steinschlaggefahr in dieser Flanke relativ groß war, wurde in letzter Zeit sehr häufig der Abstieg durch die Rinne der Ostflanke auf das Unterschrammach-Kees und über die Alpeiner Scharte zurück zur Geraer Hütte gewählt. Man steigt dabei vom Gipfelkreuz zunächst etwa 20 m auf dem Nordostgrat in Richtung Olperer und quert dann entschieden rechts durch die Flanke über Geröll bis an den Beginn der auffallenden Rinne, die in Gipfelfallinie zum Unterschrammach-Kees hinunterführt. Durch diese Rinne steigt man hinab auf die Firnfelder und hält sich nun stets rechts hinab durch die Geröllfelder und um einen Ausläufer des Fußstein-Südgrates herum auf den Steig, der zur Alpeiner Scharte hinauf führt. Den Steig erreicht man in etwa 2650 m Höhe und hat also etwa 300 m zur Alpeiner Scharte anzusteigen. Jenseits folgt man dem Steig hinab zur Geraer Hütte.

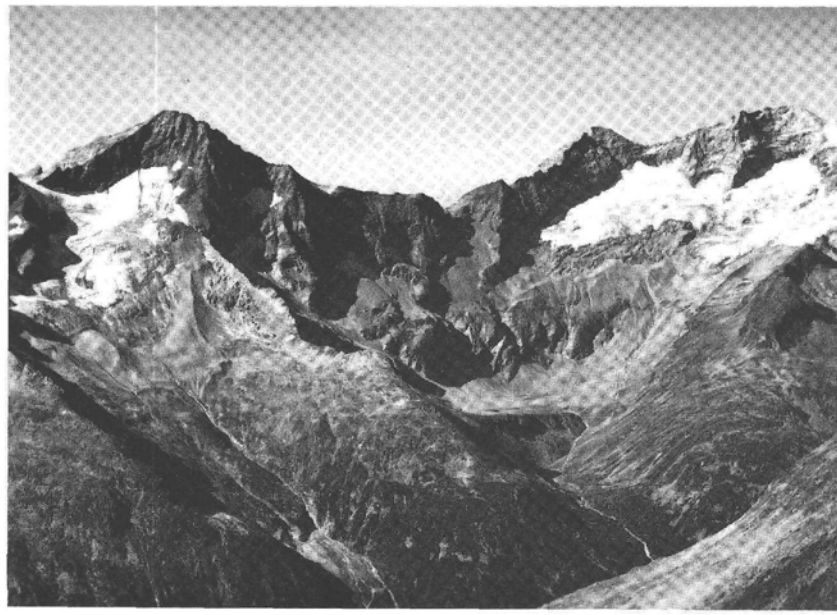
Erschließungsgeschichte, Neutouren der letzten Jahre

Für den Tuxer Hauptkamm lassen sich drei große Perioden der Erschließungsgeschichte feststellen (die dem Geschehen in den anderen Gebirgsgruppen der Ostalpen etwa entsprechen); unter den Erstbegehern finden sich berühmte Namen in großer Zahl. Die erste große Zeit war die der Gipfel-Erstbesteigungen. Sie beginnt hier 1847, als P. K. Thurwieser mit dem Schneider Jörgl und dem Gainer Jaggl auf den Schrammacher steigt. Den Olperer bezwingt Paul Grohmann zusammen mit dem legendären Steinklauber Josele. 1880 fällt der Fußstein dem Engländer Russell Starr (mit den Führern Eberl und Lechner) zu, und 1881 besteigen die Brüder Zsigmondy die Sagwand.
In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts werden dann nach und nach die klassischen Führen des II. bis IV. Schwierigkeitsgrades begangen, wie etwa der oben erwähnte Westsüdwestgrat auf den Fußstein (der übrigens bei den Einheimischen Fuirstein oder Furstein = Feuerstein genannt wird), 1896 von P. Haas mit Führern Fröhlich und Mühlsteiger, oder der kühne Grat vom Fußstein zum Olperer, den E. G. Lammer 1884 im Alleingang überschreitet. Die Schrammacher-Nordwestwand erhält ihre erste Führe 1895 durch F. Drasch mit J. Lechner, und das ist immerhin eine kombinierte Tour im IV. Grad.

Die dritte Periode, die Zeit des extremen Felskletterns, wird 1910 durch die Begehung der 200 m hohen Nordostwand des Olperers durch H. Pauksch, H. Fiechtl und H. Hotter eingeleitet. In der Zwischenkriegszeit und in den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg wurde eine beachtliche Anzahl schwerer bis extremer Felsfahrten eröffnet — das Glanzstück wohl die Fußsteinkante (Frenademetz, Tschaler, 1935). Durch die Nordwest- und Nordwand gibt es noch eine Reihe anderer Routen, die aber sämtlich nicht so lohnend und noch steinschlaggefährlicher sind als die Kante; die Beschreibungen sind nicht gut, es herrscht etwas Verwirrung. Die prominenteste Führe des VI. Grades ist sicher der Sagwand-Nordpfeiler, 1939 von Paul Aschenbrenner und Wastl Mariner eröffnet; zu dem Rebitsch-Riß durch die Nordostwand ist schon einiges gesagt worden ...
Es gibt also heute eine reiche Auswahl an Bergfahrten, von den leichtesten bis zu den schwierigsten, wobei natürlich nicht vergessen werden darf, daß auch die leichtesten auf Dreitausender (und meistens über Gletscher) führen.

Auf einige Neutouren der letzten Jahre, die vielleicht noch wenig oder gar nicht bekannt sind, will ich näher eingehen. Es ist nicht mehr viel, was in diesem Gebiet an Neuem dazukommt.

Durch die Olperer-Nordostwand gibt es neben der alten Fiechtl-Führe einen neuen Anstieg von E. Hotter und Gef. Der Einstieg dazu befindet sich an der Stelle, wo der Schnee am höchsten in die Wand hinaufreicht. Eine Seillänge unschwierig hoch zu einem kleinen Schneefeld. Nun quert man nach links über schwach gegliederten Fels und gelangt nach 20 m an den Beginn eines nach rechts aufwärts ziehenden Risses. Man folgt diesem und erreicht nach einer Seillänge (H) einen steilen Plattenaufschwung. Gerade weiter, schwach links haltend (H) zum Beginn einer Rißreihe, die zuerst bis kurz unterhalb des großen Überhangs verfolgt wird. Nun quert man 30 m nach rechts



Schrammacher, Alpeiner Scharte, Fußstein und Olperer von Osten.

Foto: H. Hruschka

und überklettert den Überhang direkt (H). Weiter steigt man in der Gipfelfallinie zum höchsten Punkt. Die Kletterzeit beträgt etwa zwei Stunden, die Schwierigkeit III mit einigen Stellen IV+. Es handelt sich um eine herrliche Reibungskletterei, vielleicht die schönste im ganzen Olperergebiet. (Beschreibung nach P. Habeler.)

Die Nordwand des Vorbaues der Gefrornen Wand-Spitzen weist seit 1961 einen Anstieg der Schwierigkeit V+ auf (durch Habeler und Kreidl).

1962 legten die Brüder Ander, Franz und Hans Hörtnagl und Walter Egger eine neue Führe durch die Schrammacher-Nordwestwand, die seitdem als Hörtnagl-Pfeiler bekannt wurde. Die Führe wurde zwar von den Erstbegehern als „schöne Kletterei in festem Gestein" bezeichnet, steht heute aber eher in entgegengesetztem Ruf. Die Führe verläuft über den von der Geraer Hütte aus gut sichtbaren geraden Felspfeiler (etwa 200 m rechts des Gipfels) und im letzten Drittel etwa 20 m links der zur Scharte aufwärts ziehenden Verschneidung. Die Führe: Von der Geraer Hütte auf dem Weg zur Alpeiner Scharte etwa 45 Minuten in das Schuttkar und zum Einstieg. Rechts des Pfeilers über den Bergschrund und zurück zum Pfeiler (Steinmann). An der Pfeilerkante zwei Seillängen aufwärts zu einem Felskopf (Steinmann). Weiter an der Pfeilerkante drei Seillängen aufwärts (gute Standplätze) auf ein Köpfl. Nun einige Meter nach links und durch Risse auf ein Schuttband (Steinmann). Links des Pfeilers über Platten aufwärts (V, H) zu einem weißen Pfeilerköpfl (hier quert man die Drasch-Führe). Nun einige Meter links der geschlossenen Platten in besonders schwieriger Kletterei aufwärts (V, H) zu Stand. In einer Linksschleife aufwärts zum Schuttband am Pfeiler. Am Pfeiler etwa 80 m aufwärts, dann halblinks haltend aufwärts bis unter den großen, angelehnten Felszahn. Dieser wird an der rechten Seite in einer Verschneidung erklettert (schwierigste Stelle). Über Platten links vom Pfeiler aufwärts und nach etwa zweieinhalb Seillängen zum oberen Pfeilerende zurück, dann Querung nach rechts bis vor die große links aufwärts ziehende Verschneidung. Etwa 20 m links von ihr in schöner Plattenkletterei aufwärts (fester Fels mit Ausnahme der drei letzten Seillängen). Ausstieg auf den Westgrat, etwa 200 m rechts des Gipfels, in die Scharte (Beschreibung A. Hörtnagl).

Verfasser: Walter Klier, A-6020 Innsbruck, Pichlerplatz 10

Skitouren in den westlichen Zillertalern

Henriette Klier

Die westlichen Zillertaler bieten dem, der sie von Süden angeht, schwierige, großzügige, aber sehr reizvolle Bergziele. Während die Besteigungen von Schrammacher, Hochferner, Hochfeiler und Möseler mit Ski durchwegs Ausdauer, Orientierungssinn und bergsteigerische Fähigkeiten erfordern, können manche Gipfel von Norden her, insbesonders im Bereich der Hintertuxer Gletscherbahn, relativ rasch erstiegen werden.

Hochfeiler, 3510 m

Bei Sterzing fahren wir von der Brennerautobahn ab und durch das Pfitschtal hinein. Nicht nur die Eisriesen der Zillertaler und die Aussicht auf großzügige Skitouren lokken mich in diese Gegend: sobald der Brenner überschritten ist, möchte man die südlicheren Farben, etwas von der Ursprünglichkeit von Menschen und Landschaft Südtirols aufspüren. Aber auch hier muß man diese Dinge, wie überall, abseits der großen Verkehrsstraßen suchen.

Tulfer, 1240 m hoch, am südlichen Hang des Pfitscher Tales gelegen, ist so ein Ort. Der schlechte Fahrweg, der hinter dem Ort Wiesen abzweigt, endet beim vorletzten Haus, unter Schwierigkeiten kann man wenden. Wir klettern fröstelnd im scharfen Aprilwind aus dem Wagen: die Häuser, schindelgedeckt und beschwert mit Steinen, stecken tief in der Erde, wie zugeschwemmt von der Zeit. Unterm Dach hängen plumpe Holzgeräte für die Feldarbeit, eine Frau sitzt in ein Tuch gehüllt auf der Hausbank, obwohl es zum Sitzen im Freien eigentlich viel zu kalt scheint. Dort das kleine schäbige Schulhaus, in dem vierundzwanzig Kinder neben Italienisch auch Deutsch lernen. Wenig läßt erkennen, daß der Ort seit mehr als tausend Jahren besiedelt ist, im Jahr 827 scheint sein Name in einer Urkunde auf, es ist, als hätte sich hier seither nichts verändert.

Jahrhundertelang stellte das Pfitscher Joch, über das man ins Zillertal gelangt, einen wichtigen Übergang her; die Grenzsetzung von 1919 hat dem Tal den Durchzugsverkehr genommen, ihm dafür eine gewisse Abgeschiedenheit und Stille gelassen.

Stein, 1535 m hoch, ist die letzte ganzjährig bewohnte Siedlung. Hier übernachten wir, denn die Wiener Hütte, eigentlicher Stützpunkt für viele Fahrten in diesem Gebiet, ist zerstört. Die Biwakschachtel, die aufgestellt wurde, empfiehlt sich nicht fürs Übernachten.

Von Stein aus sehe ich noch nichts von unseren Bergzielen. Nur weit droben über dem Talausschnitt blitzen ein paar weiße Gipfelzacken hervor. Die Waldhänge fallen steil ins Tal ab. Stein, das ist nicht viel mehr als ein paar Häuser, eine Kapelle am Ende der Welt.

Der Weiterweg am nächsten Morgen führt über die Pfitscher-Jochstraße bis zur dritten Kehre. Den Wagen läßt man besser in Stein, die Parkmöglichkeiten an der Straße sind sehr ungünstig.

Auf einem Steig geht es durch Wald empor zu den Almhütten am „Bichl". Mit den Skiern am Rücken erklimmen wir mühsam die steilen Hänge. Erst weit droben zieht sich der Steig hoch über der Bachschlucht talein. Mehrere Rinnen, die mit hartgepreßtem Lawinenschnee gefüllt sind, müssen gequert werden, eine unangenehme Sache, die Rinnen brechen fast lotrecht in die Schlucht ab. Später geht es leicht fallend um ein paar Ecken herum, unter dem Weißkarferner vorbei und in Kehren empor zum Platz der alten Wiener Hütte, 2666 m.

Der Weiterweg ist klar vorgezeichnet: von der Wiener Hütte müssen wir steil empor zum Beginn des Südwestgrates unseres Berges. Wir tragen die Ski, der Schnee ist hartgepreßt, die Luft klar und kalt.

Am Beginn des scharfen Gipfelgrates stoßen

wir die Ski in den Schnee. Die nun ansetzende Firnschneide ist ungemein luftig. Wie über eine Himmelsleiter geht es aufwärts, während die Bergketten rings weit unter uns zurückbleiben.

Als wir auf dem kleinen Firngipfel stehen, dem höchsten Punkt der Zillertaler Berge, ist Mittag längst vorbei. Vom Platz der alten Wiener Hütte sind wir noch gut drei Stunden gegangen. Vor allem die Tiefblicke nach Norden hinab machen einem den langen Weg deutlich, den wir heute zurückgelegt haben. Mich fasziniert die Aussicht nach Süden auf die Pfunderer Berge, vielzackig und blitzend weiß ragen sie in den zartblauen Himmel. Auch im Sommer bleiben diese Berge und die dann blumenbedeckten Almen einsam.

Die Abfahrt verlangt einiges an Aufmerksamkeit, die Hänge sind steil, der Schnee noch immer hart, Felsrippen ragen aus dem Schnee.

Von der Wiener Hütte fährt man nicht auf dem Anstiegsweg talwärts, sondern benützt den linken, ziemlich steilen, manchmal lawinengefährlichen Hang zum Abfahren. Erst unterhalb der Bachschlucht überquert man den Bach und steigt zu den Almhütten am „Bichl" auf. Hier wird mir bewußt, daß es Frühling geworden ist, im fahlen Gras entdecke ich die wolligen Knospen der Küchenschellen. Den Rest des Weges nach Stein müssen wir zu Fuß hinuntergehen.

Hochferner, 3412 m

Der Hochferner ist ebenfalls von Stein im Pfitscher Tal aus in sechs bis sieben Stunden zu begehen. Der Anstieg führt uns wie auf dem Weg zum Hochfeiler von der Wiener Hütte über die Hänge, die zum Hochfeilergrat emporziehen.

Aus der Einsattelung am Fuße des Südwestgrates des Hochfeilers steigen wir hinab zum Weißkarferner, dabei muß man die Randkluft mit Vorsicht überschreiten. Das obere Becken des Weißkarferners überqueren wir eben hinüber zum Fußpunkt des Hochferner-Ostgrates. Hier lassen wir die Ski zurück und stapfen über einen steilen Schneehang in einen Gratsattel. Dem steilen Aufschwung des Grates weichen wir in die Südostflanke aus und gelangen über die ziemlich luftige Firnschneide hinüber zum Gipfel.
Der Verbindungsgrat zur Hinteren Weißspitze, 3431 m, erweist sich als so scharf und abweisend, daß wir uns den Übergang ohne Steigeisen nicht zutrauen, obwohl der Gipfel nahe und fast eben in etwa einer halben Stunde zu erreichen wäre.
Zur Abfahrt kann man nur den obersten Teil des Weißkarferners benützen, der untere Teil ist spaltig und bricht steil ab. Man hält sich auf der Abfahrtsroute zur Wiener Hütte.

Hoher Weißzint, 3371 m,
Niederer Weißzint, 3264 m

Diese beiden Gipfel haben wir ebenfalls aus dem Pfitscher Tal erstiegen. Vom Weg zur Wiener Hütte geht man nach Erreichen des innersten Talgrundes unterhalb des Weißkarferners gerade weiter ostwärts zum Gliderferner. Den Bruch im oberen Teil des Ferners umgehen wir rechts und steigen weiter rechts haltend zur Oberen Weißzintscharte, 3207 m, auf. Von der Scharte aus kann man beide Gipfel zu Fuß ersteigen, die Ski läßt man in der Scharte. Der direkte Aufstieg aus dem Gletscher zum Hohen Weißzint ist ziemlich steil.
Von der Weißzintscharte zum Hohen Weißzint sind zwar keine großen Höhenunterschiede zu überwinden, aber wir müssen über Blöcke und vereiste Platten klettern. Über eine Schneeschneide gelangen wir zum Gipfel.
Der Niedere Weißzint entsendet einen nicht besonders steilen, aber blockigen Grat nach Norden zur Scharte, der im Winter einige Schwierigkeiten bereitet.
Beide Gipfel kann man auch aus dem Mühlwalder Tal besteigen. Die Straße ist bei guten Verhältnissen bis zum Nöfes-Stausee befahrbar. Von dort steigt man zur Oberen Weißzintscharte auf und kann beide Gipfel begehen.

Schrammacher, 3364 m

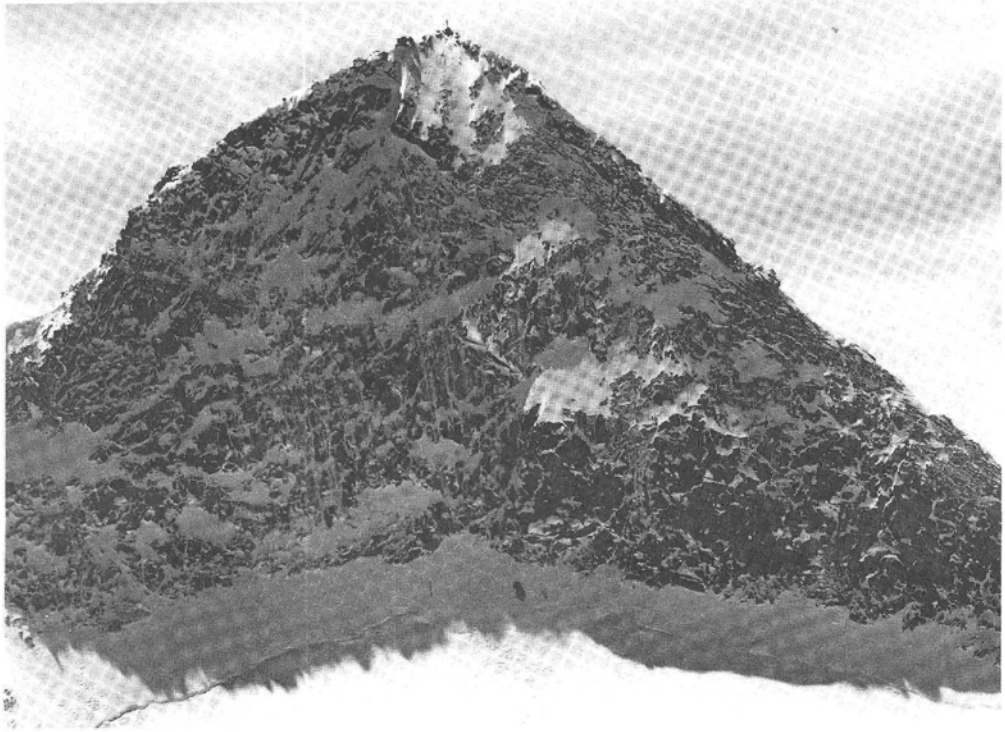
Dieser Berg bietet von Stein im Pfitscher Tal ein anspruchsvolles, schönes Skiziel. Wenn sich der Schnee im Spätfrühjahr auf den steilen Hängen gesetzt hat, ist die richtige Zeit für diese Tour gekommen.
An den Häusern von Stein vorbei steigen

Hochfeiler vom Pfunderer Joch. Aufstieg und Abfahrt auf den Hängen rechts des im unteren Teil spaltenreichen und steil abbrechenden Weißkarferners.
Foto: B. Lammerer

wir links über die Wiesen hinauf in den Wald und überqueren den Steiner Bach. Dann müssen wir die steilen Hänge hinauf, wir suchen uns zuerst die aperen Rücken aus, mühsam stoßen wir Stapfen in den beinharten Schnee der Steilrinnen. Wir kommen rasch höher, drüben sehen wir schon das Pfitscher-Joch-Haus liegen, im Südosten beginnt die mächtige Gestalt des Hochferners die Szenerie zu beherrschen.

Endlich erreichen wir die große Seitenmoräne und über sie eine schöne Gletschermulde. Hier rasten wir. Immer wieder nimmt die Hochferner-Nordwand den Blick gefangen: mit ihren bizarren Eisströmen, den abweisenden schwarzen Felsrippen, den grünschillernden Eiswülsten könnte sie einem das Gruseln lehren — aber hier auf der sanft geneigten Gletscherfläche des Stampflkeeses kann man die ersten wärmenden Strahlen der Sonne im Gesicht spüren, einen Schluck aus der Thermosflasche trinken und die Beine strecken.

Der Weiterweg führt in Richtung Sagwandspitze aufwärts. Da der Westgrat des Schrammacher schwierig scheint, queren wir



hinüber an den Fuß des Südgrates. Unter dem steilen Firnfeld, das zur Grathöhe zieht, lassen wir die Ski. Die angerissene Flanke versuchen wir so rasch wie möglich zu überwinden. Über Felsstufen und eine überwächtete Firnschneide klettern wir zum Gipfel.

Die Aussicht nach Süden hin reicht von den Pfunderer Bergen bis zu den zart am Horizont hingemalten Dolomitenzacken. Ganz nah stehen der Felsklotz des Fußsteins und die Pyramide des Olperer vor uns. Von unserem Gipfel ragen Wächten weit hinaus, so können wir nicht in die Nordwand hineinschauen.

Die ausgetretenen Spuren erleichtern den Abstieg. Die Abfahrt, nach sieben Stunden Aufstieg, verschafft uns seltene Skifreuden. Die weiten Gletscherhänge zuerst, dann finden wir eine mit Schnee randvoll gepackte Rinne, die eine Steilabfahrt fast bis ins Tal ermöglicht. Zuletzt möchte jeder noch ein Stück weiter von Schneefleck zu Schneefleck springen, dann aber endet die wilde Jagd auf den aperen Wiesen über Stein.

Olperer, 3476 m

Seit der Erbauung der Hintertuxer Gletscherbahn ist der stolze Olperergipfel im Spätwinter und im Frühjahr ein beliebter Tagesausflug geworden, bei dem auch das Skifahren nicht zu kurz kommt.

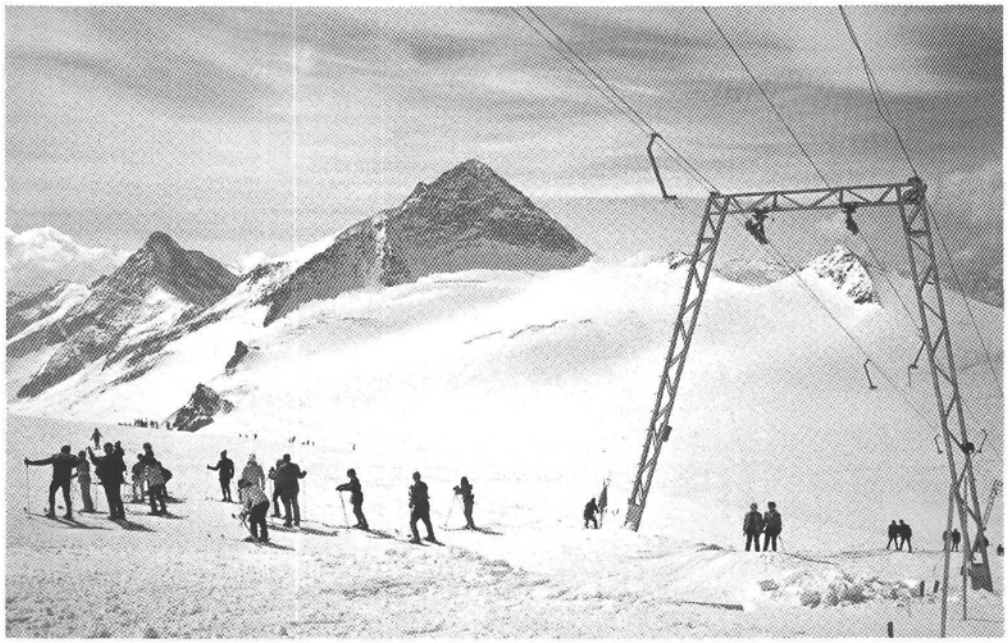
Drei Lifte bringen den Bergsteiger bis in 3000 m, zum Riepensattel. Der Anstieg von dort zur Wildlahnerscharte, 3220 m, ist vielbegangen und stellt keine Probleme.

Hier auf der Scharte lassen wir Ski und Skischuhe, die meisten Besteiger haben wie wir die Bergschuhe im Rucksack mitgetragen. Den Nordgrat des Olperer möchte ich mit Plastikschuhen nicht begehen, weist er doch glatte, oft vereiste Platten, den Überhang (II) und rutschige Schneetritte am ausgesetzten Grat auf. Trotzdem sieht man an schönen Sonntagen die Bergsteiger wie Maikäfer am Grat kleben, wo sie sich gegenseitig auf Finger, Zehen und Seile treten, wobei der Zufall (auch menschlich) kaum mehr entwirrbare Seilknäuel schlingt.

Die Abfahrt von der Wildlahnerscharte talwärts — bei guter Schneelage bis Hintertux — ist großzügig, und man überwindet 1500 Höhenmeter in einem Zug.

Man fährt entweder vom Riepensattel zurück zur Liftstation und dort die Abfahrt talwärts, oder hält sich am Fuß des Kaserers entlang und am linken Rand des Ferners unter der Lärmstange mit ihren auffallen-

„Seit der Erbauung der Hintertuxer Gletscherbahn ist der stolze Olperergipfel im Spätwinter und im Frühjahr ein beliebter Tagesausflug geworden, bei dem auch das Skifahren nicht zu kurz kommt."
Seite 58: Olperergipfel von Nordosten (rechts der Nordgrat);
unten: Olperer-Nordgrat vom Großen Kaserer.
Fotos: H. Steinbichler, M. Landes



Blick von der Piste unter den Gefrorne-Wand-Spitzen auf Schrammacher (ganz links), Olperer, rechts darunter Wildlahnerscharte, Falschen und Großen Kaserer.
Foto: H. Hruschka

Das Skigebiet Gefrorne Wand von der Liftstation Sommerbergalm; von links nach rechts: Gefrorne-Wand-Spitzen, Olperer und Großer Kaserer, Lärmstange und darüber Kleiner Kaserer.
Foto: H. Hruschka

den senkrechten Felswänden abwärts bis in den Talgrund bei der Liftzusteigestation. Von dort per Lift oder zu Fuß empor zur Sommerbergalm und hinab nach Hintertux.

Großer Kaserer, 3266 m
Falscher Kaserer, 3255 m

Beide Gipfel kann man von der Sesselliftendstation am Riepensattel aus leicht ersteigen. Der Gipfel, der direkt nördlich über der Wildlahnerscharte aufragt, ist der Falsche Kaserer. Der Große Kaserer erhebt sich gleich nördlich davon. Beide Gipfel bieten schöne Einblicke in die Flanken von Olperer, Fußstein und Sagwand, Tiefblicke ins Tuxer Tal und nicht zuletzt die Abfahrt zurück nach Hintertux.

Gefrorne Wand, 3286 m

Die Erhebungen der Gefrornen Wand sind durch einen Lift, der vom Riepensattel bis unter den Gipfel emporbringt, erschlossen. Am Riepensattel steht eine kleine, während der Saisonzeit bewirtschaftete Hütte.

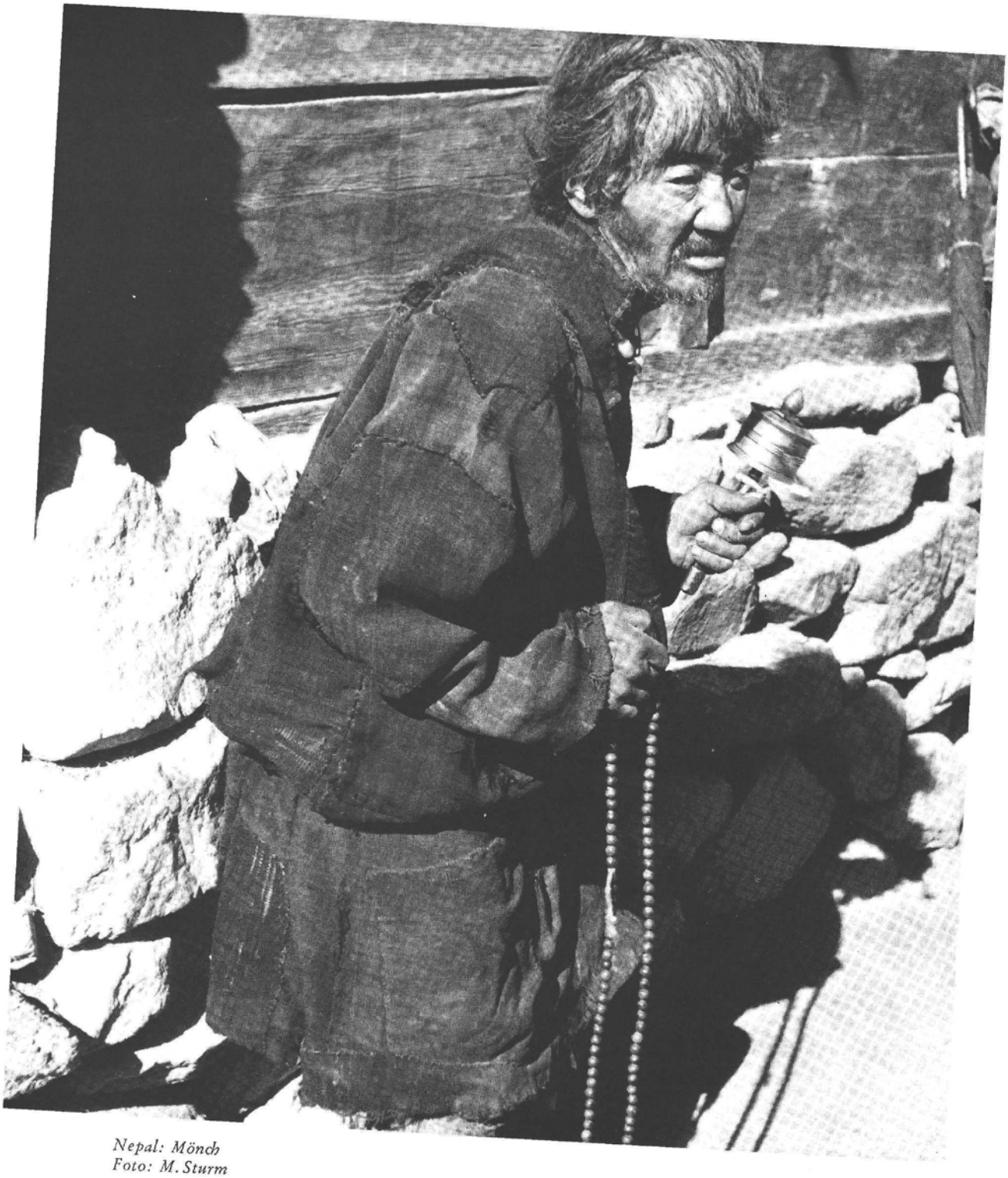
Hoher Riffler, 3228 m

Der Hohe Riffler galt schon immer als der schönste Skiberg um Hintertux. Bis zum Gipfel mit Ski ersteigbar, bietet er mehrere lange und bis ins späte Frühjahr mögliche Abfahrten. Durch die Benützung der Lifte bis zum Spannagelhaus (2528 m) — die Endstation der zweiten Sektion befindet sich oberhalb der Hütte — verkürzt sich der Anstieg vom Tal aus um gute drei Stunden.
Vom Spannaglhaus fahren wir ostwärts den ziemlich steilen Hang hinunter auf die weiten Hänge des östlichen Gefrornen-Wand-Keeses. Von hier wandert man mühelos aufwärts und quert die Mulden und Hänge, die unter dem langen Grat liegen, der Gefrorne Wand und Riffler verbindet. Zuletzt in Kehren steiler zum breiten Nordgrat des Rifflers hinauf. Von dort erreicht man in etwa einer halben Stunde den Gipfel.
Den Rücken an den großen Gipfelsteinmann gelehnt, blinzle ich in den tiefblauen Himmel, genieße die Stille, einen Becher Tee, im Einatmen hat man das Gefühl, es sei gut zu leben. Wir zeigen einander die vielen bekannten umliegenden Gipfel — die Aussicht vom Riffler ist besonders umfassend. Tief drunten liegt der grüne See des Schlegeisspeichers.
Der Gipfelhang mit windgepreßtem Schnee verlangt noch einige Vorsicht, aber auf den anschließenden Hängen hat die Sonne — wir schreiben den 28. Mai — den idealen Frühjahrsfirn entstehen lassen. Ganz selten habe ich solch leichtes beschwingtes Fahren erleben können.
Die Schneedecke reicht gerade noch bis in den Graben vor der Sommerbergalm zur Liftzusteigestation. Bei guten Schneeverhältnissen kann man aber vom Riffler, ohne wieder zurück zum Spannagelhaus aufzusteigen, direkt durch das Kar nordwärts nach Hintertux abfahren.
Für Spezialisten bietet sich noch eine dritte Variante an: man fährt vom Gipfel zuerst nordwärts über das Federbettkees ab, dann links über die Rifflerscharte und über die steilen Hänge hinunter nach Hintertux.

Mittlere Grinbergspitze, 2861 m

Die Berge, die in dem vom Riffler nordostwärts streichenden Kamm aufragen, werden von Kennern wegen ihrer rasanten Steilabfahrten geschätzt. Nur bei ganz sicheren Schneeverhältnissen kann man in diese einsamen Kare aufsteigen.
Die Mittlere Grinbergspitze geht man vom Tuxer Tal aus an. Von der Straße hinter Finkenberg zweigt man dort, wo die Straße auf das orographisch rechte Ufer übertritt, ab und geht auf der rechten Bachseite talaus zurück und steigt dann durch den Graben des Grinbergbaches empor zur Grinbergalm. Das Gelände wird nun sehr steil; einen Durchgang zwischen den Felsen muß man finden, dann erreicht man über die folgenden steilen Hänge das kleine Firnfeld des Grinbergferners. Steile Schneerinnen ziehen von hier zum Gipfelgrat empor. Zu Fuß müssen wir sehr steil zum Vorgipfel hinaufstapfen. Im Winter ist der Übergang zum Hauptgipfel wegen der Überwindung des Felsaufbaues schwierig. Ohne Seil müssen wir die Besteigung aufgeben. Aber die Abfahrt von 1800 Höhenmetern entschädigt dafür reichlich.

Verfasserin: Dr. Henriette Klier,
A-6020 Innsbruck, Pichlerplatz 10



Nepal: Mönch
Foto: M. Sturm

Auch im Begönnern liegt der Irrtum

„Und doch ... es gibt so was, wie Flirt.
Stelle Dir einen Bauernburschen vor, sehr groß, so wie Fritze Growald, elegante Figur — bitte nicht zu lächeln! —, nämlich elegant ins Derbe übersetzt, was sich sehr gut macht, bildhübsch — aber nicht, was wir auf dem Tennisplatz so heißen.
Etwas Kühnes, sehr Männliches, ein Gesicht, zu dem wirklich einmal ein Vollbart paßt.
Ich glaube, er ist in mich verliebt. Er zeigt es auf eine scheue, zurückhaltende Art, die einen neugierig macht. Er ist Jäger, wurde von einem Wilderer verwundet — Du siehst, es ist alles romantisch genug.
Papa, der ihn schon vorher protegierte, wollte das Jagdabenteuer von dem Helden selbst erzählen hören. Er wollte das, wie er sagte, mal ganz echt aus erster Hand haben.
Er hat den Jäger zu einem Glas Bier, und nun stell Dir die Abendunterhaltung vor — Mama, Papa, ich, der Jäger — er hat den gräßlichen Namen Alois! — Loisl sagt man hier, und das geht noch eher.
Aber Du kannst Dir das nicht vorstellen. Wir haben alle den gewissen Hochmut der ‚geistig höher Stehenden', und selbst wenn uns Selbstüberhebung fehlt, glauben wir, daß diese Leute anders veranlagt und etliche Stufen unter uns sind.
Auch im Begönnern liegt der Hochmut, und der Irrtum.
O ja, ein recht großer Irrtum.
Ich will nicht pietätlos sein, aber ich kann es doch nicht anders sagen: im Gespräche zwischen Papa und Loisl war das Feingefühl nicht auf unserer Seite.
Ich bin überzeugt, daß Papa eine haarsträubende Unkenntnis an den Tag legte; kein Berliner Sportsmann wäre so taktvoll darüber weggegangen wie dieser Bauernbursche.
Kaum, daß er ein leichtes Lächeln zeigte, und wenn er korrigierte, lag nie was Überhebliches darin. Sag nicht, er war so, weil ich daneben saß!
So was ist angeboren, man kann es nicht lernen.
Der gute Loisl, der unser geläufiges Berliner Wort ‚Kultur' vermutlich nicht kennt, hat mehr davon, als viele Herren aus unsern Kreisen. Ich habe gut acht gegeben. Auch wie er aß und trank, wie er annahm und ablehnte, war ganz anders, als man sich's vorstellt. ‚Man' — ich früher, Du noch jetzt.
Wir glauben immer an die Welt, die zwischen uns und solchen Leuten liegt, und wenn ich an Redantz denke, dann gibt es auch den großen Unterschied, aber die Kultur — da hast Du das Wort — ist bei Loisl. Als er gegangen war, sagte Papa, es sei merkwürdig, wie viel Anstand in so einem Menschen stecke.
Wenn ich bedenke, daß wir ihn wie etwas Exotisches in einer Menagerie begafft hatten, könnte ich es merkwürdig finden, wie wenig Anstand in uns steckt ..."

Dieses Zitat stammt aus einem Brief, den **Ludwig Thoma** in seiner Erzählung „Der Jagerloisl" Kommerzienratstochter Henny Fehse aus dem Urlaubsort der Familie Fehse, Tegernsee, an ihre Freundin in Berlin schreiben läßt. In dieser Erzählung verfolgt Thoma wie vielleicht nirgendwo sonst so deutlich und gleichzeitig doch in liebenswert entgegenkommender Art die Absicht, Mißverständnisse im Verhältnis zwischen der einheimischen Bevölkerung und den „Sommerfrischlern" aus den Städten abzubauen. Einem ähnlichen Anliegen hofften auch wir zu dienen, als wir bereits in den Jahrbüchern von 1972 und 1973 die Dokumentation und die Berichte über Auslandsbergfahrten mit Beiträgen durchsetzten, die das gegenseitige Verständnis und die gegenseitige Achtung zwischen den Gastgebervölkern in den entlegensten Gebirgen und ihren Besuchern aus den Industrienationen dieser Erde fördern sollten. Dieses Anliegen wollen wir auch in diesem Jahrbuch weiterverfolgen, unter anderem durch den Abdruck des Berichtes von Hermann Huber (Seite 75) über seine Begegnung mit den Hochland-Papuas auf Neuguinea.
„Auch im Begönnern liegt der Hochmut, und der Irrtum", bekennt Henny Fehse in ihrem Brief, und wir wollen nicht verkennen, daß auch unseren Versuchen, vom Standpunkt der

Junge Mutter in Indien.

Foto: H. Saler

„entwickelten" uns in die Lage und die Probleme der „Entwicklungsvölker" hineinzudenken, etwas gouvernantenhaft Bevormundendes anhaften könnte. Wir freuen uns deshalb besonders über den Beitrag von Seite 65, den uns Dr. Shasi Pratab Malla für dieses Jahrbuch geschrieben hat. Dr. Malla ist am Institut für politische Wissenschaften der Technischen Universität München beschäftigt. Seine Heimat ist Nepal, das Land im Himalaya, das wohl am deutlichsten miterlebt, wie die großen Gebirge dieser Erde allmählich die Funktion des bevorzugten „Erholungsraumes", des „Playgrounds" für die Bevölkerung aus den Industrienationen übernehmen, die die Alpen einmal für die Europäer erfüllten.
Als höflicher Gast und Gastgeber zugleich deutet Dr. Malla in seinem Beitrag nur an, „daß viele junge Leute aus westlichen Ländern geistige Zuflucht in Nepal gesucht haben und noch suchen . . .", von den europäischen Bergsteigerverbänden erwartet er, daß sie seinem Land mit ihrer mehr als hundertjährigen Erfahrung auf dem Gebiet, die Bergwelt als Erholungsraum zu erschließen, zur Seite stehen. Es ist zu hoffen, daß sie mit diesen Erfahrungen auch die von den Fehlentwicklungen zur Verfügung stellen, die eine ziemlich plan- und rücksichtslose Erschließungswut in den Alpen zu verantworten hat: Damit im Sinne der Ausführungen von Nils Faarlund von Seite 141 die großen Gebirgslandschaften dieser Erde auch in Zukunft als „geistige Zufluchtsstätte" mögen erhalten bleiben . . . (Red.)

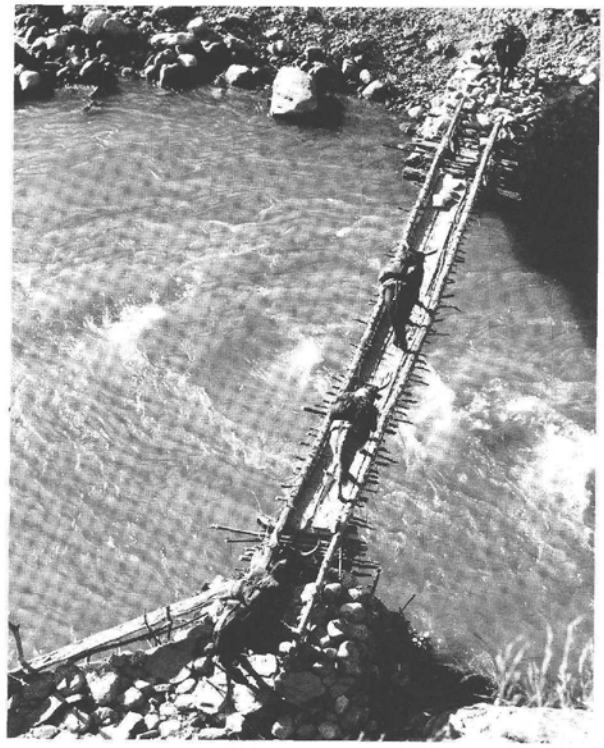
Das Himalaya-Königreich Nepal als touristisches Reiseziel

SHASHI P. B. MALLA

Geographische Gegebenheiten

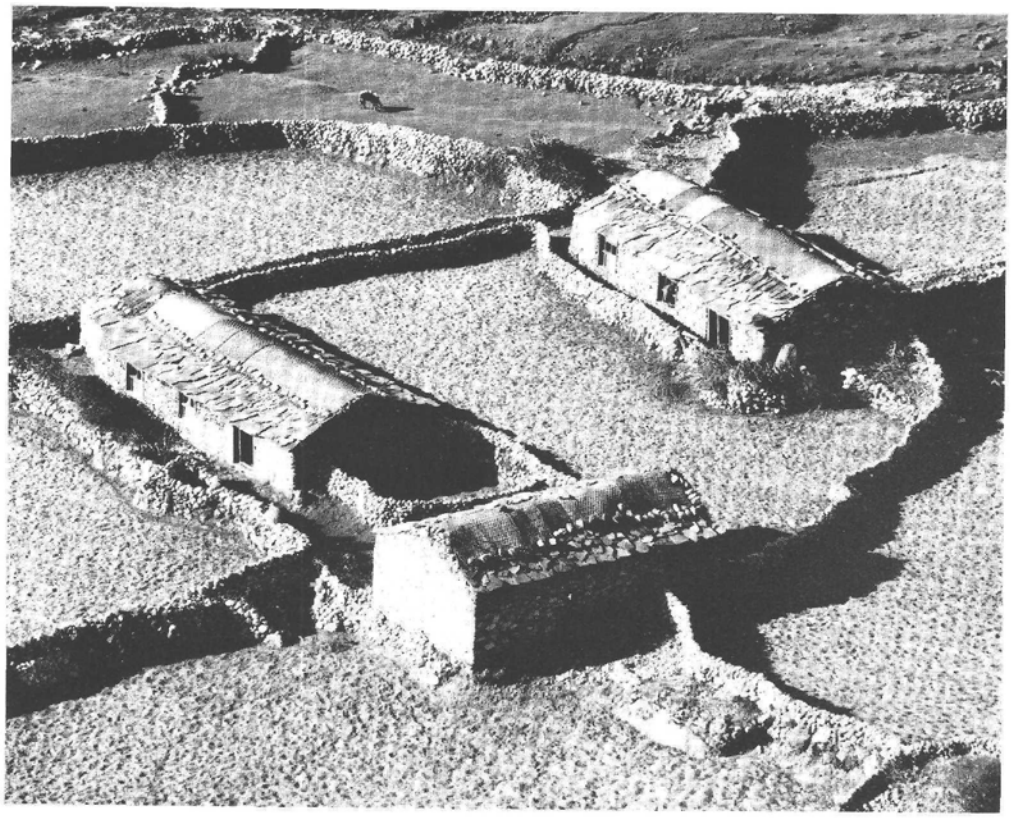
Das Königreich Nepal liegt an der Südflanke des Himalaya, der höchsten Gebirgskette der Welt, die das tropische Südasien vom tibetischen Hochplateau trennt. Mit seinen 140797 km² rangiert das Land unter den 146 Staaten der Erde an 83. Stelle — flächenmäßig umfaßt es ein wenig mehr als die Hälfte der Bundesrepublik Deutschland. Die gewaltigen Höhenunterschiede und der Monsun sind Ursachen für die verschiedensten Klimastufen. Nepal ist 800 km lang und zwischen 144 und 244 km breit; es grenzt im Norden an die Tibetregion der Volksrepublik China, im Westen und Süden an die indischen Provinzen Uttar Pradesh, Bihar und Westbengalen, im Osten an das frühere Königreich Sikkim, das im April 1975 von Indien annektiert worden ist. Weniger als 50 km trennen Südostnepal von Bangla Desh, dem ehemaligen Ostpakistan.

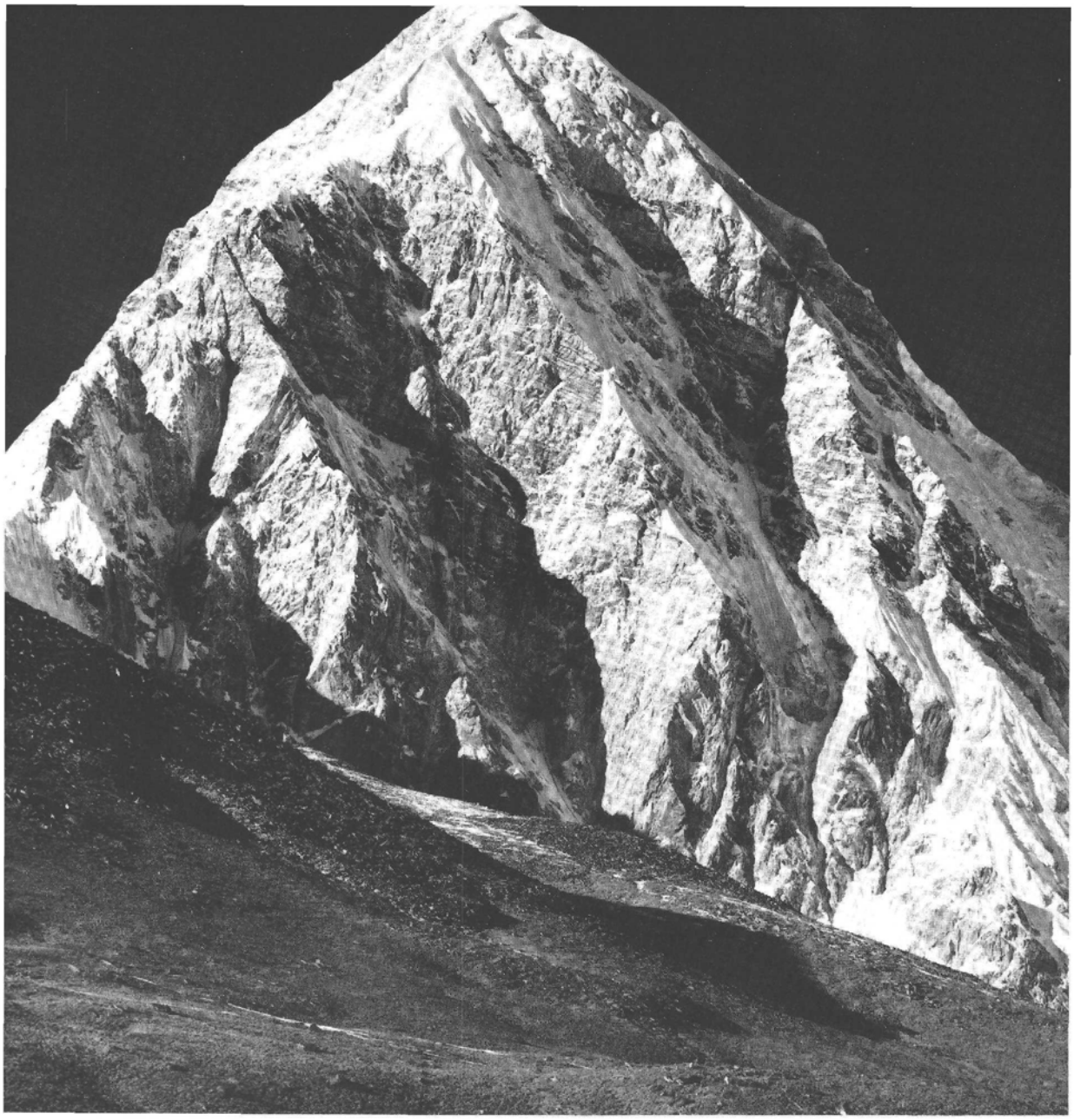
Das Land kann von Süden nach Norden in sieben natürliche Landschaftseinheiten gegliedert werden. 1. *Das Terai* ist ein 45 km breiter Streifen zwischen der nordindischen Gangesebene und den Vorbergen des Himalaya und liegt 200 m über dem Meeresspiegel. Das Klima im Terai ist tropisch. Während der südliche Teil fruchtbar gemacht wurde, ist der nördliche Teil noch vom Dschungel bedeckt — eine Heimstätte des Großwilds, von Tigern, Leoparden, Elefanten, Wildbüffeln, Nashörnern, Krokodilen und verschiedenen Giftschlangenarten. Leider ist der Wildbestand durch Wildern und unkontrollierte Jagd ernsthaft bedroht.
2. *Die Siwalik-Zone* reicht in eine Höhe von etwa 2000 m und umfaßt die südlichste Kette des Himalaya. 3. *Das Mahabharat Lekh* (Lekh = Gebirge) reicht bis 3000 m Höhe und erstreckt sich von Westen nach Osten. Dieser natürliche Schutzwall des nepalesischen Mittellandes hat „das Bergvolk der Nepali vor den großen kriegerischen Auseinandersetzungen in der indischen Tiefebene geschützt und ihm so die Voraussetzung geschaffen für eine eigenständige kulturelle und politische Entwicklung" (Toni Hagen). 4. *Das Mittelland* zwischen dem Mahabharat Lekh und den vergletscherten Kämmen der Himalaya-Hauptkette weist Höhen von 600 bis 2000 m auf und erstreckt sich ca. 900 km von Westen nach Osten. Es ist zwischen 60 bis 100 km breit. Mit 69000 km² ist diese Zone das Herzstück des Landes. Das Mittelland wird von den großen Querflüssen mit ihren weiten Längstälern unterteilt.
5. *Der Himalaya* (Sanskrit: „Schneestätte"), d. h. die Hochgebirgskette mit ihren achttausend Meter hohen Gipfeln, wird von den tiefen Durchbruchsschluchten der großen Flüsse durchzogen. 6. *Der Innere Himalaya* besteht aus den ausgedehnten Hochgebirgstälern nördlich der Hauptkette. Diese Täler, umgeben von gigantischen Eisgipfeln, werden von einer Bevölkerung tibetischen Ursprungs bewohnt. 7. *Das tibetische Randgebirge* ist die nördlichste Zone. Dieser Südrand des tibetischen Plateaus liegt zwischen 6000 und 7000 m hoch.
Die Hochgebirgsumwallung stellt eine gewaltige Verkehrsschranke dar. Aber der Himalaya bildete nie einen unüberwindlichen Grenzwall zwischen dem mongolischen Zentralasien und dem südasiatischen Subkontinent. Er war vielmehr Berührungspunkt und Randgebiet für verschiedene Kulturen. In Nepal selbst machen mehrere Pässe eine, freilich auch im Sommer schwierige, Überquerung möglich. Nach der berühmten chinesischen Aksai-Chin-Straße durch Ladakh wurde nach 1963 die zweite befahrbare Querverbindung des gesamten



Rechts:
Brücke über den
Kali Gandaki.
Unten:
Almen bei Thame
(Khumbu).

Fotos:
J. Winkler





Der Pumori, 7145 m (Khumbu).
„Die Hochgebirgsumwallung stellt eine gewaltige Verkehrsschranke dar. Aber der Himalaya bildete nie einen unüberwindlichen Grenzwall zwischen dem mongolischen Zentralasien und dem südasiatischen Subkontinent. Er war vielmehr Berührungspunkt und Randgebiet für verschiedene Kulturen."
Foto: J. Winkler

Himalayagebiets von Kathmandu nach Lhasa über den Rasuwapaß anstelle alter Karawanenpfade ausgebaut.

Die Höhe, Lage und Streichrichtung des Himalaya sowie der jahreszeitliche Rhythmus des Südwestmonsuns bestimmen das Klima Nepals. Bei einem einheitlichen Großklima bestehen doch kontrastreiche Unterschiede, die die einzelnen physikalischen Zonen erheblich beeinflussen. Die Temperaturen im Süden und im Mittelland sind höher und gleichmäßiger. Nach Norden nehmen die jahreszeitlichen Unterschiede zu und das Klima wird kontinental.

Die tropischen feuchtwarmen Luftmassen von Süden (vom Golf von Bengalen) strömen Mitte Juni in das Land. Der Monsun dauert bis Oktober und mildert die Tagestemperaturen um 10 Grad C. Im Winter wehen kühle und trockene Nordwinde vom tibetischen Hochland. Die Ergiebigkeit und Verteilung der Niederschläge unterliegen großen Schwankungen. In Kathmandu (1400 m) werden ca. 70% des jährlichen Niederschlags von 125 cm von Juni bis September registriert.

Die Jahreszeit vor dem Monsun umfaßt die heißen, trockenen Monate von März bis Juni (25 Grad C in Kathmandu). Der fruchtbaren Regenzeit folgt die kühle Jahreszeit von November bis Februar, die besonders als Besuchszeit für Bergsteiger und Touristen geeignet ist. Es herrscht strahlendes Wetter bei gemäßigten Temperaturen — bei Tag ist es warm (11 Grad in Kathmandu), die Nächte sind kühl; im Norden kann es kalt werden.

Die Extreme der Topographie beeinflussen wiederum die mannigfaltige und üppige Pflanzenwelt. Der südliche Waldstreifen ist 40 km breit und 800 km lang, während der nördlich des Himalaya nicht kontinuierlich bzw. geschlossen ist. Im Süden findet man u. a. Sal (Shorea robusta) und Eichen, im Norden Tannen, Lärchen und Himalaya-Zedern. Bambus und Rhododendron (das „Nationalgewächs") gedeihen in beiden Gebieten. Bis zur Höhe von 3000 m erstreckt sich immergrüner Gebirgslaubwald, die Zone der Nadelwälder reicht von 3000 bis 3700 m, zwischen 3500 und 4000 m Höhe wachsen Rhododendronbüsche. Die Schneegrenze liegt bei etwa 5000 m. Aber überall kann man die Folgen unkontrollierter, maßloser Abholzung feststellen, der durch keine Aufforstung entgegengewirkt wird. Die Notwendigkeit eines durchgreifenden Umweltschutzes ist von den Führungskräften noch nicht ernst genommen worden.

Bevölkerung

Nepal rangiert heute mit einer Bevölkerungszahl von ca. 11 Millionen an der 44. Stelle unter den Staaten der Welt. Während Seuchen, Kriege (Gurkha-Soldaten nahmen an beiden Weltkriegen teil) und Naturkatastrophen die Bevölkerungszahl bis 1951 stagnieren ließen, begann danach mit der Sicherung der Ernährung, dem hygienischen Fortschritt und der damit verbundenen Drosselung der Sterblichkeitsquoten ein langsames Wachstum. Die jährliche Wachstumsrate beträgt 1,9%. Das Wachstum der Bevölkerung ist nun auch in Nepal zum ökonomischen und politischen Problem geworden.

Auf engem Raum weist Nepal eine komplizierte rassische, ethnologische, sprachliche und kulturelle Mannigfaltigkeit auf. Ethnologisch gehören die Stämme, die im Norden und im Mittelland leben, zur tibeto-nepalesischen Gruppe („Mongoliden") und sprechen tibeto-burmesische Sprachen. Die im Süden ansässigen Stämme — die indo-nepalesische Gruppe („Indiden") — gehören zur indoarischen Sprachfamilie. Zur ersten Gruppe zählen die Bhote, Sherpa, Thakal, Newar, Tamang, Gurung, Magar, Sunwar, Rai, Limbu, Tharu. Zur indo-nepalesischen Gruppe rechnet man die Brahmanen, Kshatriya (Khas, Chettri, Thakuri) sowie indische ethnische Minderheiten.

Der tibetisch-mongolische Hochgebirgsstamm der Sherpas wurde in den zwanziger Jahren berühmt, da er die Träger und Führer der Bergsteigerexpeditionen stellte. Die Gurkhas, die sich als Krieger einen Namen machten, sind kein Stamm. Als Söldner im Dienste der indischen und britischen Armeen wurden sie hauptsächlich aus den Gurung, Tamang, Rai, Limbu und Magar rekrutiert. Die Offiziere der nepalesischen Armee selbst gehören den verschiedenen Kshatriya-Subgruppen an. In der Zentralverwaltung sind

die Brahmanen, Kshatriyas und Newar stark vertreten.

Staatssprache und zugleich Umgangssprache ist Nepali, das vom alten Sanskrit und Pali herrührt. Nepali hat viele regionale Dialekte. Die Newars sprechen Newari oder Nepalbhasa. Englisch ist die erste Fremdsprache. Außerdem beherrschen die meisten Gebildeten Hindi.

Obwohl das Kastenwesen gesetzlich abgeschafft wurde, spielt es im gesellschaftlichen Leben eine bedeutende Rolle. Von den hinduistisch-indonepalesischen Gruppen sind allerdings hauptsächlich die obersten Kasten — die Brahmanen und die Kshatriyas — vertreten. Die ursprünglich buddhistischen Newars haben im Laufe der Zeit das Kastenwesen der Hindus übernommen. Andere ethnische Gruppen weisen ihre eigenen gesellschaftlichen Strukturen auf. Die vertikale und horizontale Mobilität nimmt zu. Hinsichtlich der Religionen läßt sich feststellen, daß im Süden und im Mittelland der Hinduismus vorherrscht, der nach Norden zu allerdings durch den Mahayana-Buddhismus abgelöst wird. Beide Religionen koexistieren Seite an Seite (es hat nie religiöse Verfolgungen gegeben) und es hat sich sogar eine synkretische Form entwickelt.

Wirtschafts- und Entwicklungsprobleme

Nepal ist ein reines Agrarland. Die Sicherung der Ernährung durch Modernisierung der Landwirtschaft ist ein ernstes Problem. Klima und Bodenbeschaffenheit zeigen Unterschiede. In den Bergen und im Mittelland wird Terrassenbau praktiziert. Die künstliche Bewässerung ist nur in den südlichen Gebieten möglich. Die Mannigfaltigkeit der Kulturgewächse der tropischen, subtropischen und gemäßigten Klimazonen gestatten eine vielfältige Produktion.

90 % der Bevölkerung sind in der Landwirtschaft tätig, deren Anteil am Bruttosozialprodukt 66 % beträgt (Industrie: 14 %, sonstiges: 20 %); 85 % der Ausfuhr sind landwirtschaftliche Erzeugnisse. Die wichtigsten Getreidearten sind vor allem Reis, gefolgt von Mais und Weizen. Andere Produkte sind Zuckerrohr, Tabak, Tee, Kartoffeln und Jute. Abgesehen von naturbedingten Schwierigkeiten sind es besonders die überkommenen Besitzverhältnisse und Ländereien, die einer beschleunigten landwirtschaftlichen Entwicklung im Wege stehen.

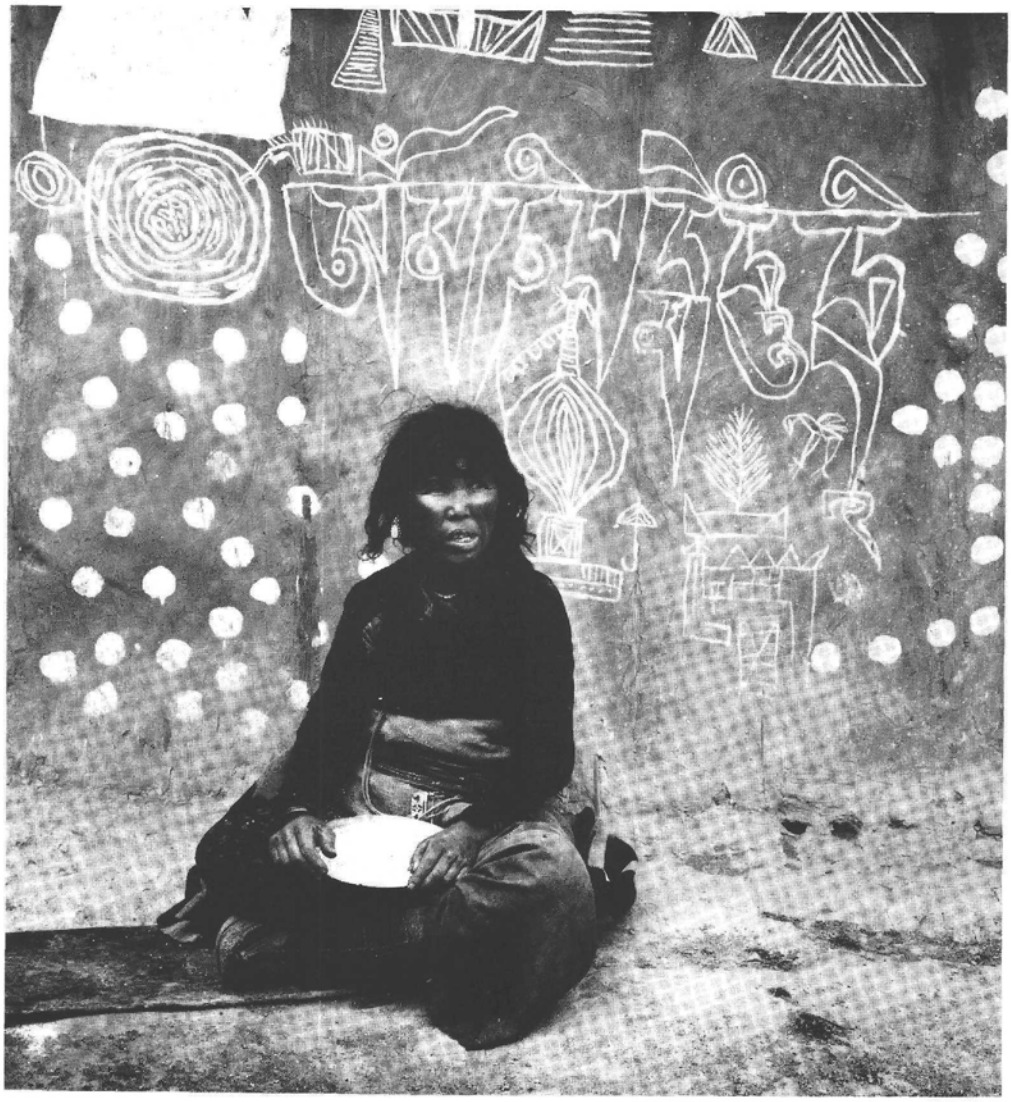
Nepal verfügt nicht über die Grundvoraussetzungen für eine Industrialisierung großen Ausmaßes; dazu fehlen ausreichende Rohstoffe und Erzvorkommen. Dagegen sind kleinere und mittelgroße Industrien, die teilweise eng mit der landwirtschaftlichen Produktion verbunden sind, durchaus existenzfähig. Seit 1951 werden laufend kleinere und mittelgroße Industriebetriebe errichtet. Die vertretenen Industriezweige sind Zucker-, Jute-, Zigaretten-, Zündholz-, Schuh- und Leder-, Ziegelstein- und Kachelfabriken, weiterhin Holz, Obst und medizinische Pflanzen verarbeitende Betriebe sowie Hersteller von Eisenwaren, landwirtschaftlichen Geräten und Maschinenreparaturwerkstätten, schließlich Keks- und Konfektfabriken und Alkoholbrennereien.

Das Handwerk, das früher mit seinen kunstvollen Arbeiten aus Holz, Metall und anderen Materialien in hoher Blüte stand, erfährt durch den zunehmenden Touristenstrom eine Bereicherung seines Tätigkeitsfeldes. Handwerkliche Betriebe („cottage industries") sind im ganzen Land verbreitet, finden sich aber besonders im Kathmandutal.

Verkehrspolitik

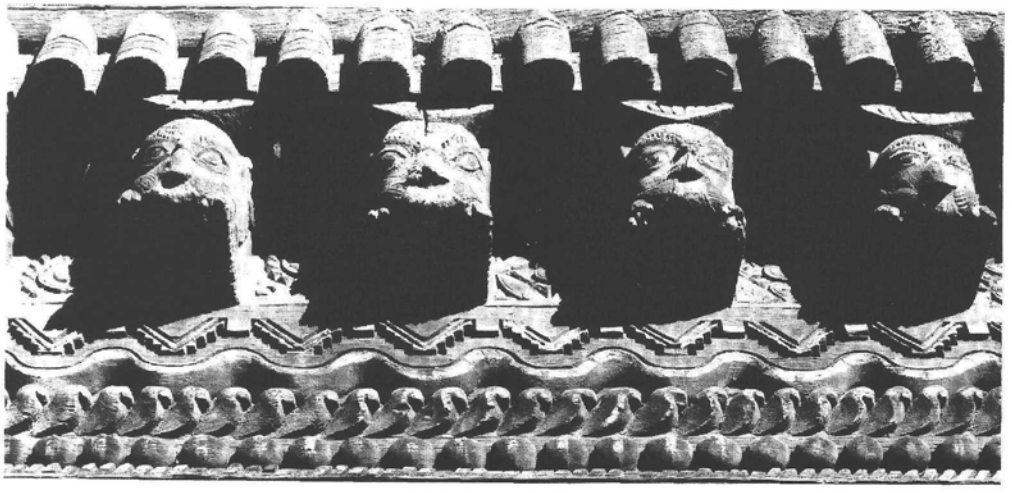
Das Fehlen eines Eisenbahn- und Straßennetzes macht eine umfassende Erschließung des Landes unmöglich. Aber der rasche Ausbau des Straßennetzes sowie eines Kommunikationssystems wird aus politischen, verwaltungstechnischen, wirtschaftlichen und strategischen Gründen zügig vorangetrieben. Die wichtigsten Nationalstraßen sind erstens die Tribhuwan Rajpath (Rajpath und Rajmarg = Nationalstraße), die 1956 gebaut wurde und Kathmandu mit der indischen Grenzstadt Raxaul verbindet (189 km); zweitens die 104 km lange Arniko Rajmarg von Kathmandu zur tibetischen Grenze; drittens die 209 km lange Siddhartha Rajmarg von Pokhara in Westnepal nach Bhairawa an der indischen Grenze und viertens die 176 km lange Prithvi Rajmarg von Kathmandu nach Pokhara. Das ehrgeizigste Projekt — die zukünftige „Lebenslinie" Nepals — ist die Mahendra Rajmarg, die Ost-West-Straße im

„Die nepalesischen Führungskräfte müssen die Gefahr erkennen, daß mit der Öffnung des Landes zum Massentourismus seine geistigen Werte, seine Kultur und seine der Umwelt angepaßte Lebensweise nicht verlorengehen."
Unten: Zeichnungen an einer Hauswand im Norden Nepals.
Foto: J. Winkler



Links:
Stupa von
Bodnath.
Unten:
Schnitzerei
an einem
Gebäude.

Fotos:
J. Winkler



Terai, die schon im Bau befindlich ist. Lange Abschnitte dieser Straße sind bereits befahrbar. Aber auch heute kommt den Trägern in vielen Gebieten noch eine große Bedeutung zu; es heißt, daß ein Drittel der Nepalesen ständig auf dem Saumpfad — dem wichtigsten Verbindungsglied — unterwegs ist.

Da der Ausbau des Straßennetzes wegen der gebirgigen Landschaft und der nur in ungenügendem Umfang zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel lange Zeit in Anspruch nehmen wird, hat der Luftverkehr eine bedeutende Stellung erlangt. Viele Nepalesen sind bereits geflogen, bevor sie ein Auto überhaupt gesehen haben. Während es vor 1951 keinerlei Luftverkehr gab, existierten im Jahre 1970 schon 20 Flugplätze bzw. -pisten. Über Neu-Delhi, Kalkutta und Bangkok hat Kathmandu Anschluß an den internationalen Luftverkehr. Außerdem gibt es Luftverbindungen zu Patna und Varanasi in Indien sowie zu Dacca in Bangla Desh. Eine Luftverbindung mit Kabul ist vorgesehen.

Touristik

Der wirtschaftliche Aufbau des Landes soll teilweise durch den Tourismus finanziert werden. Seit 1951 ist Nepal nicht nur ins Zentrum geopolitischer Betrachtungen in der Transhimalaya-Konstellation geraten, sondern hat sich auch den Besuchern aus aller Welt geöffnet. Die Wirtschaftsplaner und auch alle übrigen Nepalesen versprechen sich vom Tourismus sehr viel — in der fernen Zukunft hoffen sie aus ihrem Land ein asiatisches Österreich oder die Schweiz Asiens entwickeln zu können.

Fast die Hälfte der Touristen sind Amerikaner, im übrigen kommen Briten, Franzosen, Westdeutsche, Australier, Japaner und Kanadier ins Land. Die Zahl der Inder ist nicht feststellbar, da die Südgrenze offen ist. Jedenfalls reisen Zehntausende von Indern jährlich als Geschäftsleute, Touristen und Pilger nach Nepal. Wenn der Lumbini-Garten — die Geburtsstätte Buddhas — mit Hilfe der UNO (die UNO-Unterstützung wurde vom früheren UNO-Generalsekretär U Thant ins Leben berufen) ausgebaut ist, erhofft man sich einen weiteren Touristenzuwachs, besonders aus den buddhistischen Ländern Asiens.

Die nepalesischen Führungskräfte müssen die Gefahr erkennen, daß mit der Öffnung des Landes zum Massentourismus seine geistigen Werte, seine Kultur und seine der Umwelt angepaßte Lebensweise nicht verloren gehen. Natürlich ist der Tourismus eine wichtige Devisenquelle, womit der wirtschaftliche Fortschritt finanziert werden kann. Der internationale Tourismus kann im Idealfall auch zur Völkerverständigung führen und auf diese Weise zum Abbau der Konfliktkonstellation in der Welt beitragen. Für ein Land wie Nepal mit wenig Industrialisierungsmöglichkeiten scheint der Tourismussektor daher als richtungsgebend für den sozialen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungsprozeß.

In der Tat hat das kleine Land dem weltoffenen Touristen viel zu bieten, einschließlich der Bergfreunde, auch wenn sie mit den gewöhnlichen Touristen nicht zu verwechseln sind. Nepal ist in erster Linie für Bergfreunde und all diejenigen, die sich für eine noch intakte hochmittelalterliche Kultur interessieren. Früher konnten sich nur die großen Expeditionen der Alpenvereine eine Reise nach Nepal leisten. Heute liegt eine Nepalreise für viele im Bereich des Möglichen.

Was erwartet den Nepal-Besucher? Für die geübten Bergsteiger gibt es genügend Gipfel, um ihr Können zu strapazieren, sogar noch unbestiegene Gipfel. Die gemäßigten Bergwanderer können an vielen abwechslungsreichen Touren teilnehmen, die durch tropische Urwälder und tiefe Schluchten, über Wildwasser und an schneebedeckten Gipfeln vorbeiführen. Aber ob Bergfreund oder nicht, der Besucher hat die einmalige Chance, noch die lebendige Kultur eines Bergvolkes kennenzulernen, wie beispielsweise Volks- und religiöse Feste, die sowohl im Hinduismus als auch Buddhismus verankert sind, die öffentlichen Bauten und Tempelanlagen im Shikara- und Pagodenstil (letzterer wurde bekanntlich zuerst in Nepal gebaut), sakrale Kunst und Gebrauchsgegenstände aus Holz, Stein und Bronze, die berühmte Stoffmalerei oder *Thankas* und nicht zuletzt die Volksmusik der Gebirgsstämme.

Freunde Nepals (wie der führende deutsche Nepalkenner Dr. Heinrich Seemann) haben schon Alarm geschlagen und angedeutet, daß die Modernisierung des Landes sowie der Aufbruch des Zeitalters des Massentourismus zur Zerstörung der noch wertvollen Elemente seiner Kultur führen wird. Im Namen der Entwicklung, der Modernisierung und des Fortschritts kann unter Umständen die Tradition, die einem Volk den Rückhalt gibt, aufgeopfert werden. Zu sehr wird „Entwicklung" mit „Modernisierung" und „Industrialisierung" gleichgesetzt; zu sehr wird vernachlässigt, daß das Fortkommen mit der Beibehaltung des Bewahrten möglich und notwendig ist.

Die Anpassungsschwierigkeiten sowohl für die einheimische Bevölkerung als auch für Besucher sind ein Kapitel für sich. Die Gewöhnung der Nepalesen an eine fremde Lebensweise ohne die entsprechenden Mittel kann zu sozialen Spannungen führen. Mit dem Anschluß an die Welt werden neue Bedürfnisse und Erwartungen geweckt (der berühmte internationale Demonstrationseffekt), die zu erfüllen die Regierung kaum in der Lage ist. Auch seitens der Besucher können die eigenen technologischen und wirtschaftlichen Leistungen beim Anblick der Armut des Volkes zu einem Höhenflug von Hochmut führen. Der Nepalbesucher braucht Sympathie und Verständnis für die gewaltigen Probleme eines Landes, das erst 1951 seine Pforten zur Außenwelt öffnete. Ohne die Hippie-Generation und die Hasch-Kultur verherrlichen zu wollen, soll auch nicht vergessen werden, daß viele junge Leute aus westlichen Ländern geistige Zuflucht in Nepal gesucht haben und noch suchen.

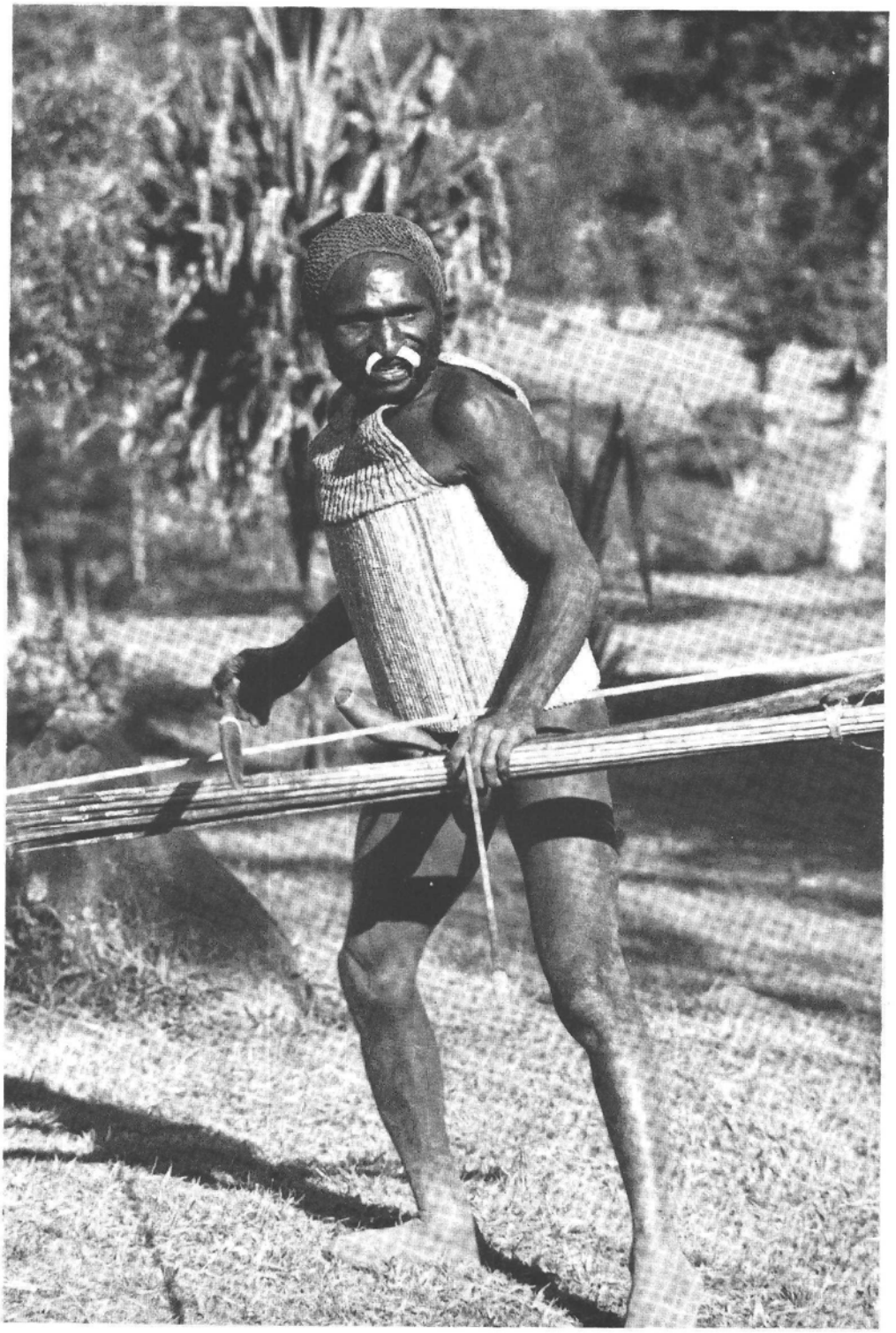
Eine Reise nach Nepal bietet dem Bergsteiger ideale Voraussetzungen. Schon durch seine bergsteigerische Ausbildung und Erfahrung hat er die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit kennengelernt. Der Anblick der mächtigen Berge jedoch läßt den Menschen bescheiden werden. Zum „Bezwingen" eines Berges ist der ausländische Bergsteiger auf die Mitarbeit der Sherpa-Träger und Führer angewiesen. Es kristallisiert sich in der Regel eine funktionsfähige Partnerschaft heraus, die lange Jahre dauern kann.

Aber nicht nur Bergexpeditionen, sondern auch Forschungs- und Treckinggruppen konnten viele Erfahrungen in Nepal sammeln. Die Berg- und Forschungsexpeditionen in das Himalaya-Königreich haben wertvolle wissenschaftliche Erkenntnisse erzielen können und damit einen wichtigen Beitrag zur Bereicherung des menschlichen Wissens geliefert. Jetzt kommt es darauf an, dieses Wissen auch den Nepalesen zugänglich zu machen und es im praktischen Bereich anzuwenden.

Die Treckingtouren in Nepal erfreuen sich zunehmender Beliebtheit, vor allem in den deutschsprachigen Staaten Europas. Die Alpenvereine in Deutschland, Österreich und der Schweiz haben eine mehr als hundertjährige Erfahrung mit der Erschließung der Alpen. Von dieser Erfahrung können die Nepalesen viel profitieren. Es muß noch viel geschaffen werden: Karten müssen fertiggestellt, Wanderwege ausgekundschaftet und markiert, Rasthäuser gebaut und Bestimmungen zum Schutz der Umwelt und der Kulturlandschaft erlassen werden. Der Anfang ist schon gemacht worden — die Freunde Nepals unterstützen die nepalesische Regierung bei der Erschließung des Himalaya und Reiseveranstalter bieten eine Vielfalt interessanter Wanderungen verschiedenster Schwierigkeitsgrade. Leider ist der Wintersport überhaupt nicht entwickelt. Die Erschließung des Himalaya für den Skisport wäre eine zusätzliche Einnahmequelle. Bei all diesen Überlegungen sollte nicht vergessen werden, daß Nepal aus eigenen Kräften nicht all das erreichen kann, was das Land für Touristen und Bergfreunde noch interessanter machen könnte.

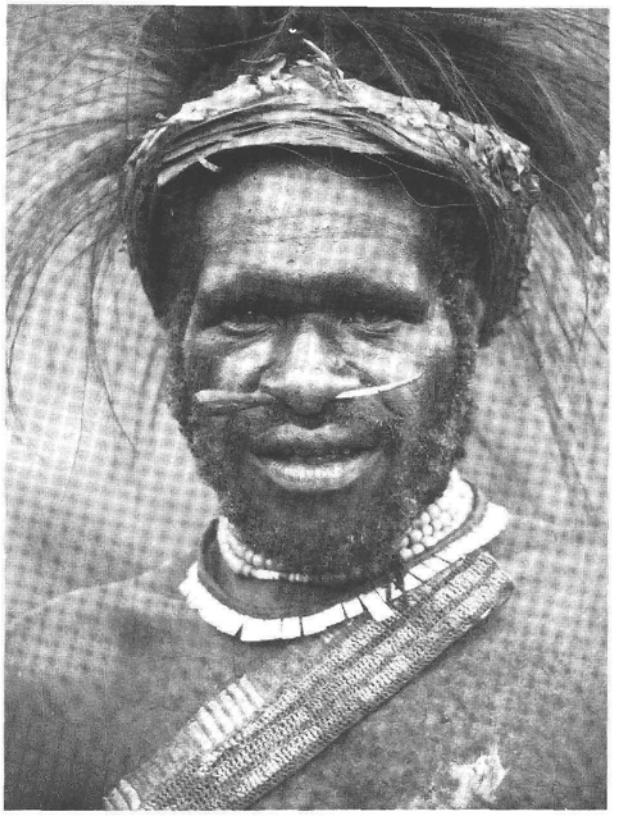
Sehr zu loben sind die Angebote, die Wanderungen mit dem „Kennenlernen" der nepalesischen Kultur kombinieren, vor allem wenn die Führungen von einheimischen Fachleuten vorgenommen werden. Dies vermindert den Eindruck, daß Nepal nur aus Bergen besteht und vermittelt eine Vorstellung dessen, was ein Bergvolk zu leisten fähig ist, auch unter extremen geo-physikalischen Bedingungen.

Verfasser: Dr. Shashi P. B. Malla,
D-8000 München 83, Stemplinger Anger 11



Hochland-Papuas — Menschen am Ende der Steinzeit

HERMANN HUBER



Seite 74:
Damal-Krieger mit Bambus-Kriegsweste.
Rechts:
Damal-Häuptling im Federschmuck.

Fotos:
H. Huber

Wenn von Neuguinea die Rede ist, verbindet der Mitteleuropäer damit häufig die Vorstellung von einer Insel auf der anderen Seite der Erde, wo noch Kannibalismus herrschen soll.

Neuguinea blieb bis heute am Rande des Interesses der westlichen Welt.

Bevor unsere Expedition in München aufbrach, hörten wir von Bekannten Warnungen wie die, wir sollten gut achtgeben, daß wir nicht wie Rockefeller jun. in den Kochtöpfen der Eingeborenen landen. Es zeigte sich, daß derartige Befürchtungen weitgehend unbegründet sind. Zwar gibt es nahe der Südküste und in lokal begrenzten Hochland-Gebieten von Papua-Neuguinea noch einzelne Stammesgruppen, die gelegentlich besiegte Feinde nach gewonnener Fehde verzehren sollen, um dadurch sich auch deren Stärke einzuverleiben.

Wir waren selbst nur unter dem Stamm der *Danis* und *Damal* im Ilagatal im Hochland von West-Neuguinea (jetzt von den Indonesiern *Irian Jaya* genannt), und wollen davon berichten:

Es ist ein eindrucksvolles Erlebnis, den *Danis* zu begegnen. Dem Neuankömmling mögen die kräftigen, dunkelhäutigen nackten Männer zunächst furchterregend erscheinen: Urhafte Gesichtszüge, durch die Nasenscheidewand gesteckter Schmuck, wie Eberzähne oder Bambus-Stäbchen, ein Kopfband oder Haarnetz mit Federn und darüber hinaus die einzige Bekleidung: ein mächtiger *Kepewak*, die mit einer Schnur befestigte Penis-Hülle aus schlanker, bis ca. 50 cm langer Kürbisschale.

Die Frauen tragen einen kurzen Rock aus Baststreifen oder einer Art Hanfgeflecht.

Die Danis sind Vertreter einer negriden, kraushaarigen Rasse. Sie haben keinen gemeinsamen Ursprung mit den Ureinwohnern des benachbarten Australien, deren Haar langwellig ist.

Die Danis arbeiten noch heute teilweise mit Steinwerkzeugen, Steinäxten, Schabsteinen und Messern aus Tier- und Menschenknochen — aber das Flugzeug, das einzige sporadisch erscheinende Verbindungsmittel von außen, ist dabei, die Wende einzuleiten: Stahläxte und Messer sind äußerst begehrt; das vor wenigen Jahren noch unbekannte

Seite 77: Dani-Familie. Foto: H. Huber

Geld — und zwar nur Papiergeld, weil Münzen in den Tragnetzen nicht befördert werden können — gewinnt Bedeutung. Man beginnt, die reichen Erzlager des Landes zu erschließen; die Möglichkeit des Geldverdienens für Einwohner der den Minen benachbarten Gebiete rückt ins Blickfeld.

Erst während des 2. Weltkrieges wurde das Ilagatal und seine Bewohner von der Außenwelt registriert. 1954 kam der erste weiße Missionar, Gordon F. Larson, aus Amerika auf abenteuerliche Weise hier an. Er lebt noch heute unter den Danis. Zusammen mit seinem Landsmann John Ellenberger betreibt er erfolgreich und klug eine Missionierung, die der Eigenart der Eingeborenen weiten Spielraum läßt und entscheidend zur Zügelung ihrer kriegerischen Lebensart beigetragen hat: Seit etwa 10 Jahren hat keine größere kriegerische Auseinandersetzung stattgefunden.

Eine Schriftsprache oder Schriftzeichen haben die Danis und Damal nicht entwickelt, aber die Sprache beider Gruppen ist kompliziert und fein nuanciert in zahllosen Endungen und verschiedenen Tonhöhen, im Gegensatz zur grammatikalisch einfachen, fast primitiven Verwaltungssprache indonesisch. Die Dani-Sprache wird stark guttural betont gesprochen.

Das Leben der Danis wird von den Bindungen innerhalb des Stammes und der Clans bestimmt. Jeder Stamm besteht aus zwei Hälften — *Moyeties* — nicht männlich oder weiblich, sondern z. B. A und B. Heiraten erfolgt fast nur innerhalb dieser beiden Gruppen. Spannungen bestehen weniger zwischen den verschiedenen Teilstämmen als vielmehr zwischen den meist mehrere hundert Köpfe starken Clans, deren Mitglieder oft räumlich weit voneinander entfernt wohnen. Als noch offene Kriege geführt wurden, ging der Kampf meist so lange, bis beide Seiten gleich viele Tote hatten. Wenn eine Seite einen Toten mehr zu beklagen hatte als die andere, mußte in Form von mehreren Schweinen ausgleichender Tribut dafür an den gegnerischen Clan bezahlt werden.

Ein Danis-Ritus, der uns grausam erscheint, aber von der Anteilnahme des ganzen Wesens eines Hinterbliebenen zeugt, ist die Tatsache, daß man sich beim Tod jedes engeren Familienmitgliedes ein Fingerglied abhacken ließ. Dieser Brauch ist heute bereits im Aussterben begriffen. Als Strafe war es auch üblich, daß ein Stück des Ohres abgeschnitten wurde.

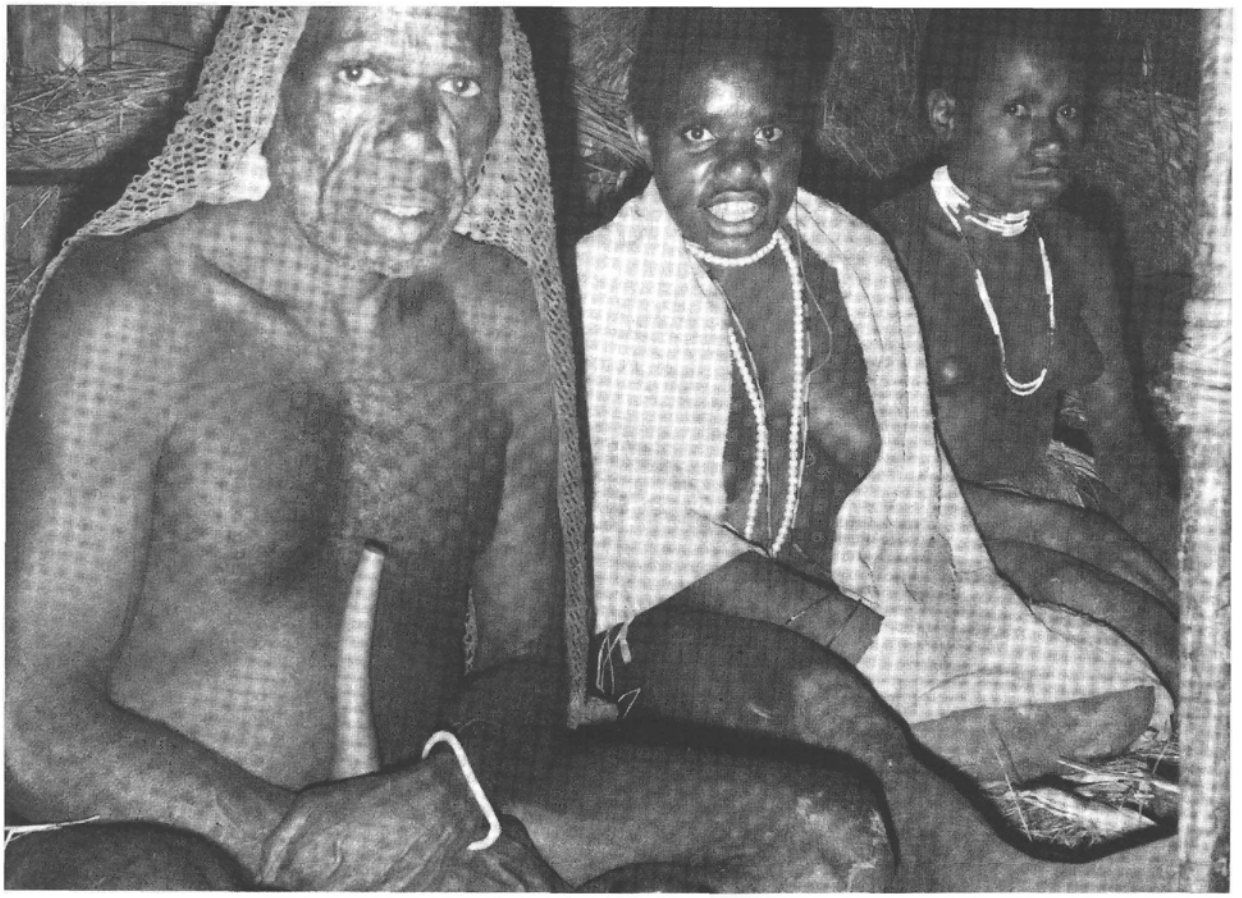
Im allgemeinen herrscht die Ein-Ehe, aber einflußreiche Männer halten sich auch mehrere Frauen, bis zu fünf.

Die soziale Stellung der Frau ist sehr niedrig. Die Ehefrau gilt als Eigentum, sie wird bei der Heirat durch Kauf erworben. Dies geschieht durch Zahlung eines Preises in Form von Schweinen an den Vater der Braut.

Wir müssen gestehen, daß das Äußere der Dani-Frauen im allgemeinen nicht sonderlich geeignet ist, die männliche Phantasie anzuregen. Ihr unscheinbares Auftreten entspricht der durch viele Generationen hindurch feststehenden sozialen Stellung. Älteren Frauen wird mitunter höhere Achtung entgegengebracht. Auf Versammlungen, außer bei religiösen Anlässen, treffen sich nur Männer. Die Frau verrichtet alle Arbeiten im Haus und auf dem Feld, letzteres in Arbeitsteilung mit dem Mann, der aber lieber mit Pfeil und Bogen auf die Jagd geht — nach unseren Beobachtungen jedoch selten genug dabei erfolgreich ist.

Besondere Ackerbauwerkzeuge gibt es nicht, die üppige Natur erleichtert säen und ernten. Grabstöcke und Steinbeil sind fast alles, was man auf dem Feld einsetzt.

In strenger Trennung bewohnen Männer und Frauen eigene Häuser. Die Frauenhäuser sind kleiner und manchmal weit von den Männerhäusern entfernt — vielleicht eine Art Geburtenregelungs-Hilfe. Das typische, niedrige Rundhaus von ca. 6 m Durchmesser besteht aus roh behauenen, etwa einen Meter aus dem Boden ragenden Brettern in Doppelwandung, deren Zwischenraum mit einer dichten Grasfüllung als wirkungsvolle Isolierschicht versehen ist. Das Grasdach ist aus starken Schichten gefertigt und regendicht. Man sieht es den kleinen Hütten von



außen nicht an, daß ein Dutzend Leute und mehr darin hausen können und daß die Hütten zweigeschossig sind: Das Erdgeschoß, mit Gras ausgelegt, die lebensbestimmende Feuerstelle, *Kani,* in einer Lehmmulde in der Mitte. Über der Feuerstelle ein hölzerner Funkenschirm und darüber, aus Bambusmatte geflochten und statisch geschickt verstrebt, der Boden des Oberstockes, des Schlafzimmers. Zum Schlafengehen wird das Feuer, einige Glutknüppel, ins Obergeschoß mitgenommen.

Für uns sieht das sehr feuergefährlich aus — aber in der Praxis geht offenbar selten etwas dabei schief. Die Kunst des Feuermachens ist hoch entwickelt. Mit einem archaischen Gabelholz, Bastzunder und einer (im Gebrauch oft abreißenden) Bambus-Reibschlinge macht ein Dani in etwa einer Minute auch unter schwierigen Umständen Feuer. Nur einmal wollte es nicht gelingen, weil der Zunder naß war, so daß wir es vorzogen, mit Benzin nachzuhelfen.

Rad und Pflug wurden von den Danis nie entwickelt oder übernommen. Kochgefäße und sonstigen Hausrat gibt es nicht. Lediglich birn- oder gurkenförmige Kürbisschalen dienen als Wasserbehälter, gegessen wird mit den Fingern. *Mbi* (Süßkartoffeln), das Hauptnahrungsmittel, das nach langer Wachstumszeit nur einmal im Jahr geerntet werden kann, wirft man zum Durchbacken in die Glut oder heiße Asche. Dampfgares Gemüse bereitet man durch Besprühen mit Wasser,

Einschlagen in mehrere Lagen Bananenblätter und Erhitzen in heißer Asche.

Salz ist ebenso begehrt wie knapp. Etwa zehn Tagesreisen entfernt existiert eine Salzquelle. Wir brachten für unsere Träger Salz von der Küste mit.

Wie ihre Werkzeuge sind auch die sonstigen Hilfsmittel äußerst einfach. Als Transportmittel für Kartoffeln, Schweine, kleine Kinder und anderes dient den Danis das über der Stirn getragene, aus hanfähnlichen Palmfasern in Zusammenarbeit von zwei oder drei Frauen geflochtene Tragnetz *(Yum)*, das manchmal mit eingearbeiteten Farbmustern verziert ist. Das gleiche Palmblatt, aus dem die Faser für die Netze gewonnen wird, dient in aneinandergenähten Streifen auch zur Herstellung des fast täglich benötigten Regendaches in Form einer großen, an einer Längs- und einer Schmalseite offenen Tüte, die man sich bei Bedarf über Kopf und Rükken hängt. Das Regendach schirmt gleichzeitig den Inhalt des Tragnetzes ab.

Neben der Süßkartoffel wird etwas Zuckerrohr angebaut, Bananen, salat- oder spinatähnliches Grünzeug und neuerdings auch Kartoffeln, wie wir sie in Europa kennen, Mais und Gum, ein sellerieähnliches Wurzelgemüse. Einige Hühner laufen herum — Eier jedoch bekommt man nur höchst selten. Neben den einheimischen Schweinen gibt es jetzt auch Schafe. Rinder will man in Zukunft einführen.

Für etwa 20 % der Kinder besteht die Möglichkeit, eine von indonesischen Lehrern geführte sechsklassige Grundschule zu besuchen. Auch eine einfache medizinische Betreuung existiert.

An einheimischer Musik ist nicht viel geboten. Die Mundharfe *(Lu-Nget)*, aus einem Stück Bambus oder Zuckerrohr mit zwei Schlitzen und einer Zupfschnur versehen, ist das einzige Instrument. Stundenlang hörten wir die charakteristischen, gleichförmigen Brummtöne abends am Lagerfeuer. Auch der Gesang des Dani kennt nur etwa drei Töne, die ständig wiederholt und im Chor gesungen werden.

Wenn Danis durchs Gelände streifen, registriert ihr Auge und Ohr uns manchmal unzugängliche feine Eindrücke.

Wenn sie beim Steigen und Tragen schwerer Lasten irgendwo eine Gruppe anderer Danis erspähen, erklingen mitunter plötzlich ihre durchdringenden Hu-Hu-Rufe. Dieser urhafte Doppelton, der in zwei Varianten als Ruf und Gegenruf durch Dschungel und Hochland hallt, erinnert unwillkürlich an graue Vorzeiten der Menschheitsgeschichte. Das starke Gruppenbewußtsein äußert sich bei vielen Anlässen des täglichen Lebens, das Individuum tritt demgegenüber in den Hintergrund.

Als stärksten Eindruck nehmen wir von den Hochland-Bewohnern mit nach Hause ihre offene, kindliche Fröhlichkeit und Freundlichkeit.

Im Gegensatz zu landläufiger europäischer Vorstellung kann man sich kaum anderswo persönlich freier, ungefährdeter aufhalten als dort. Die Neugierde der Eingeborenen ist groß, ihr Kontakt zum *Tuan*, dem weißen Mann, ist von unbefangener Herzlichkeit. Gerne beteiligten wir uns an der einheimischen Sitte, die den Gruß unter Männern, *„Kaonal"* mit einem dem bayerischen „Fingerhakeln" ähnlichen Freundschaftserweis begleitet.

Uns übersättigten, „entwickelten" Europäern könnte es kaum schaden, wenn wir gelegentlich ein paar wichtigen Kleinigkeiten in uns Raum geben würden, die die „Wilden" Neuguineas, wenn auch unbewußt, praktizieren: Die Weisheit des einfachen Lebens, die Zufriedenheit mit dem, was vorhanden ist.

Mit zunehmendem Zivilisationsprozeß freilich wird sich auch im Ilagatal vieles verändern.

Wenn einmal, vielleicht in 15 oder 20 Jahren, eine Straße von Nabire durch die Dschungelschluchten heraufführen wird, ja schon dann, wenn regelmäßige Linienmaschinen landen werden, wird auch dieser Teil des Hochlandes an die Gesetze der Zivilisation und Wirtschaft endgültig angeschlossen. „Die Steinzeit" und das, was uns heute noch exotisch-attraktiv daran erscheint, ist dann unwiederbringliche Vergangenheit.

Verfasser: Hermann Huber,
D-8025 Unterhaching/Mchn.,
Fasanenstraße 151

Dhaulagiri III

Deutsche Himalaya-Expedition 1973

KLAUS SCHRECKENBACH

Unser Ziel

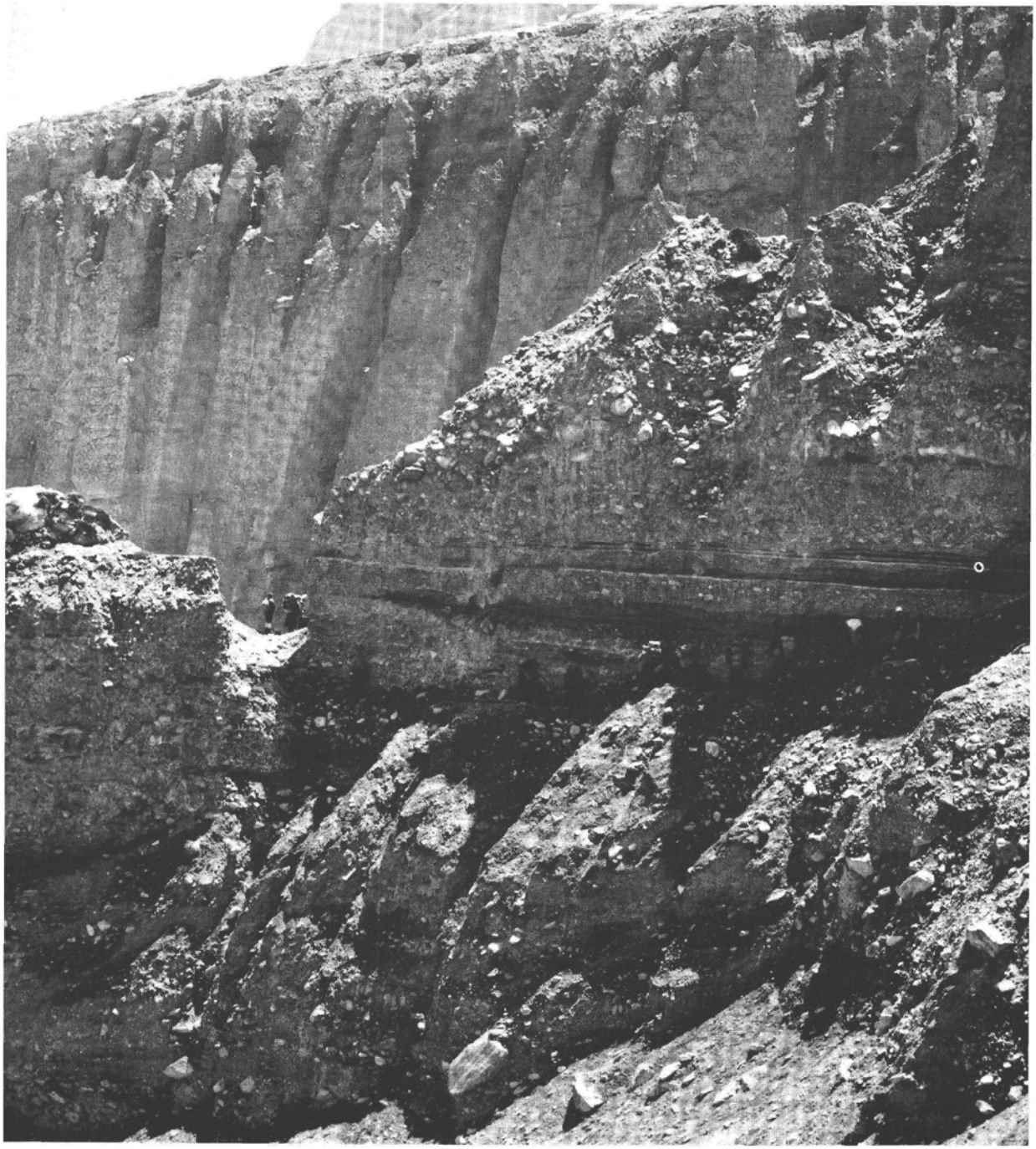
Wer allein im Gipfelsieg einen Sinn sieht, der sollte nicht zur Nordseite des Dhaula Himal ziehen. Der Weg dorthin ist zu weit, und das Abenteuer liegt nicht nur in den letzten Metern zum Gipfel. Es beginnt in Pokhara und endet in Pokhara. Dazwischen liegen fünf Wochen für An- und Abmarsch durch die abgelegensten Gegenden Nepals und sechs Wochen nervenaufreibender Kampf am Berg. Man muß auch die gastfreundliche Bevölkerung und die urwüchsige, vielfältige Natur Nepals lieben, um an einer solchen Unternehmung Gefallen zu finden.

Eine erste Vorentscheidung über den Gipfelerfolg fällt bereits beim anstrengenden Anmarsch. Der Weg östlich um den Dhaula Himal über Jomsom und den Paß Mu-la dauert mindestens zwei Wochen. Bis auf 5800 m muß man am Rande Tibets ansteigen, ehe man zum Basislager in das abgeschiedene Mukut-Khola nördlich des Dhaula Himal hinuntersteigen kann. Die Route westlich um den Dhaula Himal dauert sogar drei Wochen. Die nächste Vorentscheidung ist der untere Teil der Bergbesteigung, wo der nördlich vorgelagerte, schroffe Grat, der Tschortengrat (bis 6000 m), den Zugang zu den 7000ern Dhaulagiri II bis V versperrt. Erst wenn man ihn überwunden hat — man ist dann wieder auf 5100 m — und wenn die Expedition dann noch nicht angeschlagen ist, ist der Gipfelsieg greifbar.

Vor unserer Abreise hatten wir viele Bedenken zu überwinden. Zwar konnten wir das Vertrauen des Deutschen Alpenvereins und unserer Sektion München als tragende Organisation gewinnen, doch allzu große Chancen gab man uns nicht. Da war zuerst der große Unbekannte, der Nachmonsun. Viele warnten uns vor der Kälte, den Stürmen und den plötzlich einbrechenden Schneefällen. Dagegen stand unsere Hoffnung, daß beim Anmarsch der Mu-la gut gangbar ist, daß der Tschortengrat leichter als im Vormonsun ist, und daß wir überhaupt einen der guten Nachmonsune bekommen, welche wochenlang schönes Wetter versprechen. Dann wurden Bedenken geäußert, ob unsere Expedition nicht zu klein sei für dieses große Ziel. Mit sieben Bergsteigern und drei Sherpas versuchten wir unser Glück. Sind nicht schon größere Expeditionen an diesen Bergen gescheitert? 1963 schaffte es die Österreichische Dhaula-Himal-Expedition unter E. Eidher als erste, den vorgelagerten Tschortengrat zu überwinden. Das entscheidende, lang umkämpfte Bollwerk war erobert, der Weg zum Gipfel schien frei, doch die Kraftreserven reichten nicht mehr. In zwei getrennten Vorstößen kamen sie auf jeweils 7000 m am D II und D III. Japaner gingen danach diese Berge an, mußten aber aufgeben. Erst im Vormonsun 1971 hatte dann die Österreichische Dhaula-Himal-Expedition unter Franz Huber Erfolg und erstieg den D II über seine Nordflanke, und das mit einer Expedition aus sieben Bergsteigern und drei Sherpas — ein gutes Omen für uns. Unser Plan für den Nachmonsun 1973 war, auf einer bereits ab 5800 m getrennten Route den Dhaulagiri III, 7715 m, über seine Westflanke als erste zu bezwingen.

Der Weg Richtung Gipfel

Mit einem vollgepackten 5-Tonnen-Kastenwagen verließen wir am 2. August München. Mit viel Glück konnten wir Pakistan passieren, wo die Flutkatastrophe des Sommers bereits im Abklingen war. Am 4. September trafen wir in Pokhara ein. Zwei Tage später verließen wir den Ort mit 60 Trägern. Nach acht Tagen erreichten wir Jomsom im oberen Kali-Gandaki-Tal und entließen unsere Träger. Weitere fünf Tage keuchten wir dann über die hohen Pässe hinter Yaks und Mulis her und trugen zur besseren Akklimatisation bereits hier über 15 kg. Hinter Jomsom ging es schnell über die 4000 m. Sangda ist die letzte Siedlung, ehe der steile Pfad in vielen Kehren zum ersten Paß, dem Sangda-la (5000 m) ansteigt. Vom nächsten Paß, dem La-sa (5300 m) hatten wir einen weiten Blick ins nahe Tibet. Die Gegend ist



„Die erste Vorentscheidung über den Gipfelerfolg fällt bereits beim anstrengenden Anmarsch. Der Weg östlich um den Dhaula Himal über Jomsom und den Paß Mu-la dauert mindestens zwei Wochen. Bis auf 5800 m muß man am Rande Tibets ansteigen, ehe man zum Basislager in das abgeschiedene Mukut Khola nördlich des Dhaula Himal hinuntersteigen kann."
Im Bild eine Trägerkolonne bei Sangda.
Foto: J. Winkler

rauh und karg und wir übernachteten auf einer großen, steinigen Hochfläche in 5000 m Höhe. Mit einem kalten Wind fegten Graupelschauer über die Ebene, wo weit verstreut zottelige Yaks weideten. Nach dem kalten Nachtlager zog unsere Karawane hinauf zum Tor nach Süden, dem Paß Mu-la (5850 m). Gebetsfahnen wehten im Wind, und wir warfen Steine auf den Steinhügel als Symbol der Dankbarkeit. Überwältigt waren wir vom Blick auf den Mukut Himal und den Dhaula Himal. Dann tauchten wir ein in das tiefeingeschnittene Mukut-Khola und waren in einem der abgeschiedensten Täler Nepals. Basislager (4000 m, nahe der Ansiedlung Mukut; 22. 9.), Lager I (5000 m, 24. 9.), am Tschortengrat (25. 9.), Abstieg zu Lager II (27. 9.) hinter dem Tschortengrat — alles verlief fast zu glatt. Eine der Hauptschwierigkeiten war überwunden. Mit 500 m fixen Seilen machten wir diesen Weg gangbarer. Denn noch oft mußten wir uns auf dem Schrofenrücken und der brüchigen Felsquerung zu Lager I und dann weiter in steilen Fels- und Eiscouloirs über den Tschortengrat hinweg abschinden. Doch dann kam der Monsun zurück.

Eingeschneit im Lager II

Die Sonne scheint mit diffusem Licht durch einen dünnen Wolkenschleier. Jedoch es schneit und denkt nicht daran, aufzuhören. Es ist einfach zum Verrücktwerden.

Gerhard, Hans und ich sitzen nun fast zehn Tage hier auf Lager II und sehen diesem ewigen Schneetreiben zu. Immer tiefer versinken unsere Zelte in dem weißen Meer. Die eisige Last läßt sich kaum mehr von den Zelten über die hohen Schneewände werfen. Zwei Meter werden es wohl schon geworden sein. Nachts wacht man auf und glaubt, es hätte aufgehört zu schneien. Kein Rieseln mehr auf dem Zelt. Stille. Doch dann der zur Gewohnheit gewordene Schlag gegen die Zeltwand: der Schnee rutscht zu Boden und wir hören das monotone Rieseln wieder. Es schneit immer noch!

Wir vertreiben uns die Zeit mit Gesprächen, Bücherlesen und Träumen. Anfangs empfinden wir die Zwangspause als erholsam, ja fast als schöpferischen Müßiggang. Wann hat man zu Hause schon einmal die wohltuende Ruhe, tagelang Bücher zu lesen, an dies oder jenes zu denken oder einfach zu faulenzen. Wir schmieden große Pläne für danach und lassen sie wieder fallen. Erinnerungen an fast vergessene Erlebnisse tauchen auf, und wir teilen sie uns mit oder umspinnen sie mit unserer Phantasie. Nur selten aber rückt unser Gipfel in den Vordergrund und wenn, dann unterdrückt die Angst und Ungewißheit vor dem Kommenden fast die Angriffslust. Was hat das auch für einen Sinn bei diesem dumpfen Schneetreiben.

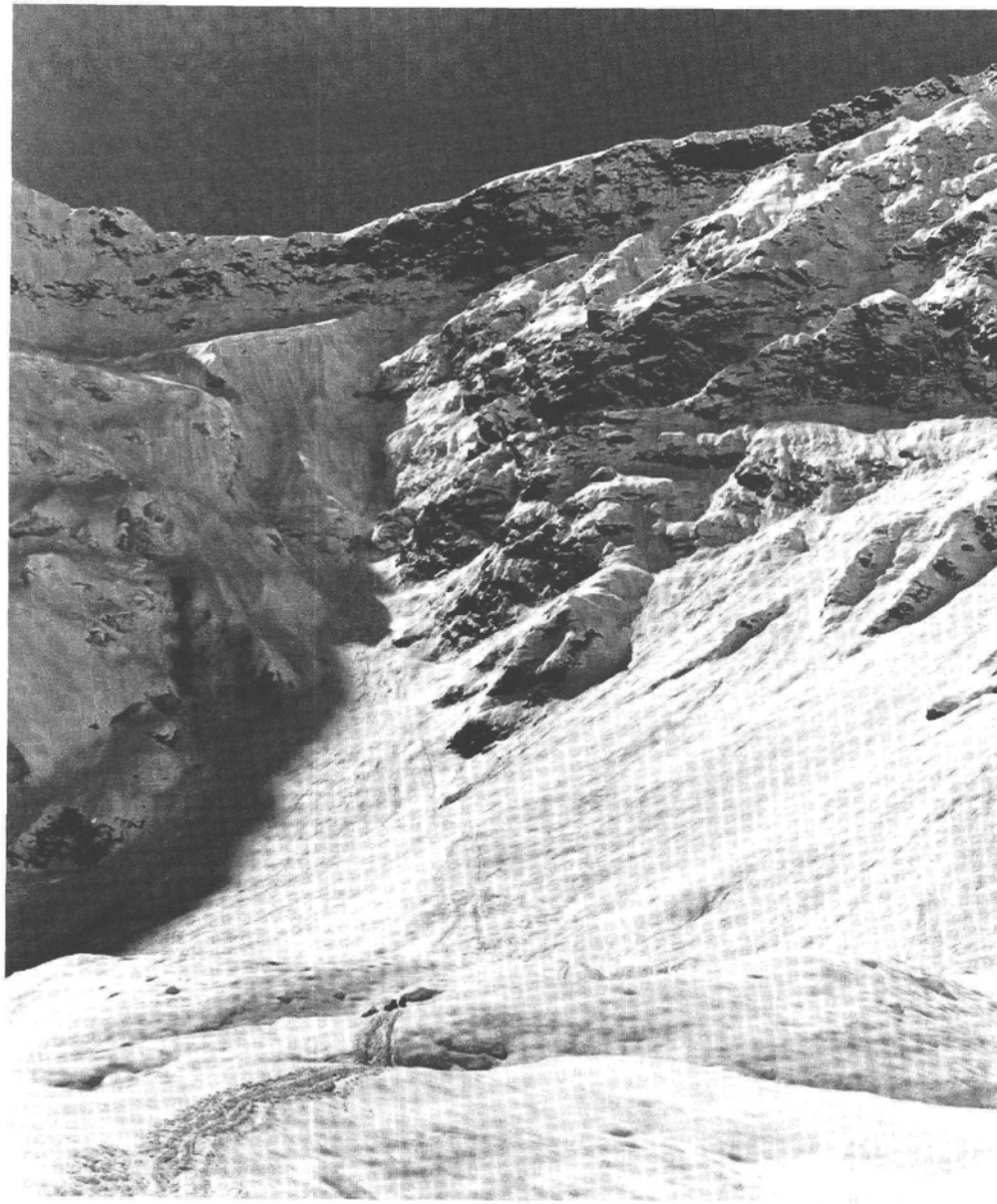
Nur die Funkgeräte verbinden uns noch mit unseren Kameraden. Zurückgehen ist zu gefährlich. Riesige Schneemengen warten nur auf eine Erschütterung, um hinabzugleiten. Doch die Zeit drängt. Sobald es schön wird, müssen wir höher. Ja Funkgeräte — immer dasselbe Lied! „Hier Lager II. Nachts wieder mal Schnee. Jetzt immer noch Schneetreiben, aber wir sehen bereits die Sonne — Essen reicht noch. Hoffen auf morgen. Ende." Was nützt es uns, wenn über den Nachmonsun gesagt wird: Ab Anfang Oktober sieht man keine Wolke mehr. Die sollen sich hier auf Lager II die Bescherung ansehen!

Am zehnten Tag haben wir alle eine Krise, jeder ist das ewige Zeltliegen und den langen Lageraufenthalt bei rationierter Kost satt. Morgen, am 10. Oktober, ist Gerhards Geburtstag, wenn unsere Zeitrechnung nicht ganz durcheinander gekommen ist. Und keine Wetterbesserung ist abzusehen. Wir müssen hier einfach raus. Man kann uns doch nicht einfach wie wilde Tiere in einen Käfig sperren und immer und immer wieder Schnee vor die Türe setzen. Morgen versuchen wir einen Durchbruch zu Lager I. Es muß uns einfach gelingen.

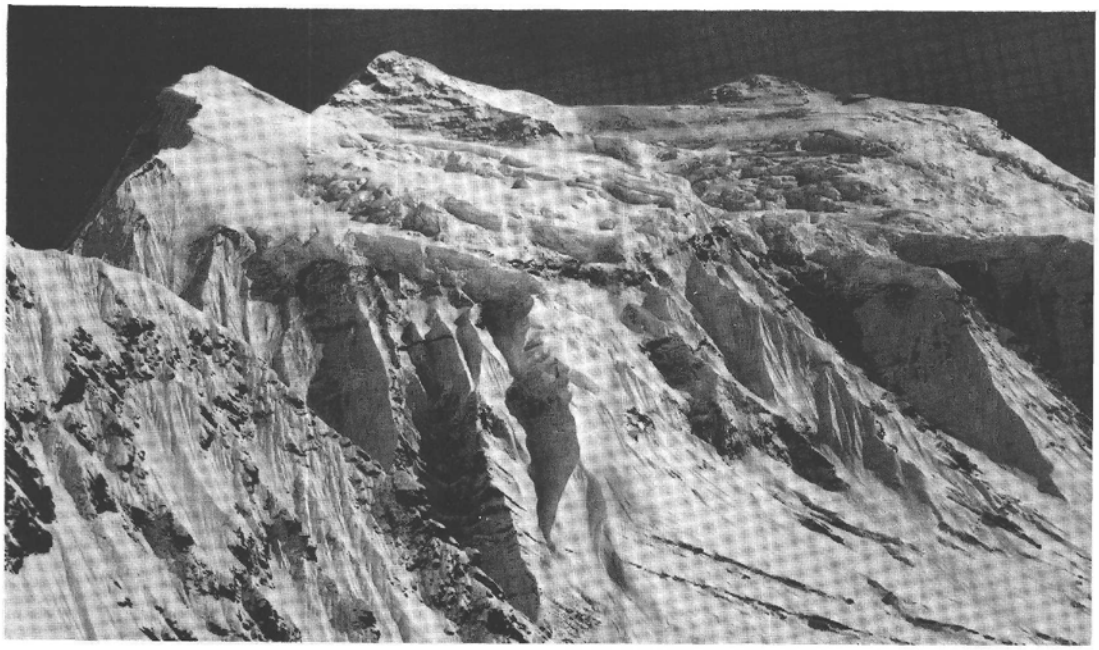
Heute ist Gerhards Geburtstag und auf dem Gabentisch liegt, was wir alle so sehnsüchtig erwarten: strahlend blauer Himmel.

Der folgende, mühsame Vorstoß zu Lager III dauerte drei Tage. Es ist die gefährlichste Passage des ganzen Anstiegs. Nach einem weiteren Abstieg von 200 m von Lager II aus muß man einen 1 km breiten Plattenschuß queren. 1500 m darüber hängen in voller Breite einsturzbereite Seracs über eine abschließende Felswand. Der viele Neuschnee machte das Spuren schwer. Wir versanken im bodenlosen Pulverschnee und

konnten uns oft nur durch eine Rückwärtsrolle befreien. Nach zwei Stunden hatten wir den sicheren Moränenrücken an der anderen Seite des Plattenschusses erreicht. Kurze Zeit später bricht oben ein Serac ab und reißt den Neuschnee in einer gewaltigen Staublawine mit sich. 1 km Plattenschuß und zwei Stunden Spurarbeit sind leergefegt. Selbst uns erreichen noch die Ausläufer der Lawine mit einem Schneesturm. Unten schiebt sich die Lawine in den See des Gletscherkessels. Erst nach zwei weiteren Lawinen beruhigt sich der Berg. Wir fragen uns, wie soll das weitergehen. Laufend müssen wir in den nächsten Tagen den Plattenschuß queren. Ein solches Risiko nimmt man wohl nur bei einer Expedition auf sich. Einen Tag später schaufeln wir eine Schneehöhle als Lager III (5850 m) und dann folgt ein weiterer Schlechtwettertag.



Mühsames Spuren im tiefen Neuschnee zwischen Lager II und Lager III auf etwa 5700 m Höhe.
Seite 82: „Die nächste Vorentscheidung ist der untere Teil der Bergbesteigung, wo der nördlich vorgelagerte, schroffe Grat, der Tschortengrat, den Zugang zu den 7000ern Dhaulagiri II bis V versperrt."
Man überschreitet ihn am besten durch die kleine V-Scharte (5650 m) ganz rechts oben.
Foto: K. Süßmilch

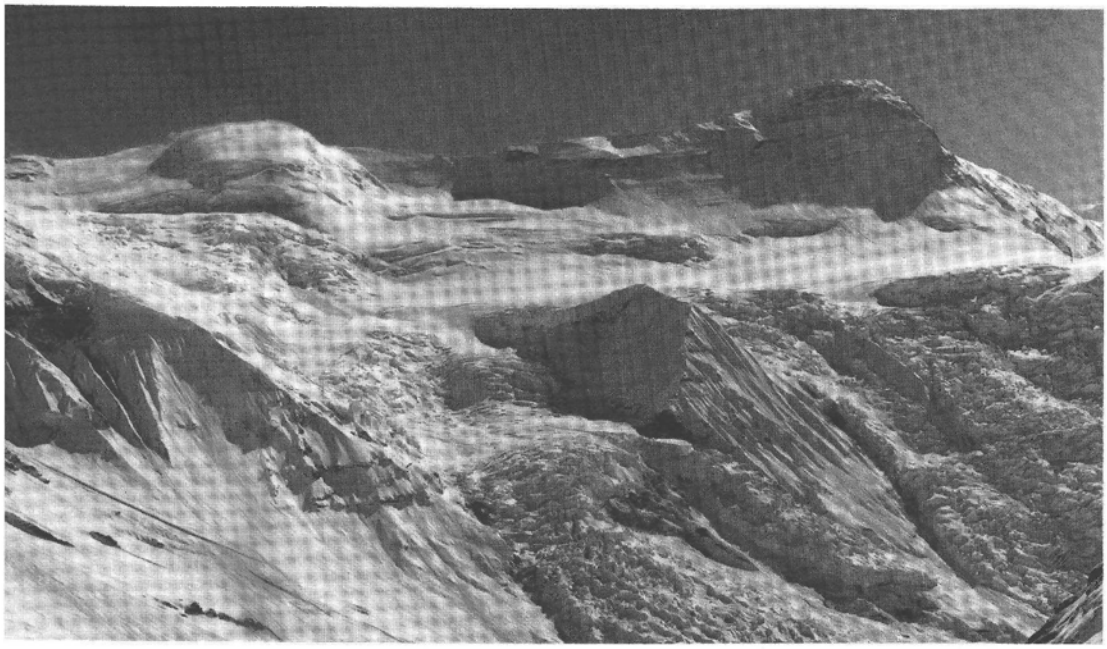


Die letzten Tage zum Gipfel

Von Hans Saler

Lager III, eine zugewehte Schneehöhle, nur die Markierungsstange ist noch zu sehen. Sherpa Norbu schürft den Ausgang mit einem Topf schneefrei und zwängt sich auf dem Bauch kriechend ins Freie, hinter ihm folgen die beiden Sahibs Conny und Hans. Eisiger Morgen schlägt den Dreien entgegen, die Kälte kriecht in die Kleidung und läßt Finger und Zehen schon bald gefühllos werden. Bereits nach Minuten ist jedes Gesicht mit einer Eiskruste überzogen und an den Bärten bilden sich kleine Eiszapfen. Die Bewegungen sind langsam, der Atem geht schwer. Wortlos werden die vollgepackten Rucksäcke aufgenommen. Ein Morgen auf 6000 m. Ein Tagesanfang am Dhaulagiri III. Ich gehe voran, dicht folgt Conny, dann Norbu. Schwer und ungelenkig sind die ersten Schritte. Die krustige Schneedecke hält unserem Gewicht nicht stand, und wir versinken bis weit über die Knie im Pulverschnee. Hinter mir höre ich den keuchenden, unregelmäßigen Atem der Kameraden. Es dauert einige Zeit, bis jeder seinen Rhythmus gefunden hat. Linker Fuß ... rechte Hand ... atmen ... rechte Hand ... atmen ... rechter Fuß ... linke Hand ... atmen. Eintöniges Spuren, endlich Sonne! Ob sich ein guter Platz für Lager IV finden läßt? ... oh, diese verdammt kalten Füße ... wann wohl endlich Post kommt? ... Gedanken werden verdrängt, neue kommen. Gedanken ohne viel Bedeutung und Tiefe, doch sie gehören zum Marschieren wie das Atmen und lassen einen die Anstrengungen vergessen. Bald hat sich ein Abstand zu den Kameraden gebildet. Leise singe ich vor mich hin, ich singe ein Nikolauslied und bin selbst darüber verwundert, doch ich singe es fünfzig-, vielleicht auch hundertmal, genau meinem Schritt angepaßt. Der Höhenmesser zeigt auf 6700 m. Weiter ... weiter.

Die Sonne hat sich verdächtig am nahen Ostgrat des Dhaulagiri IV angelehnt, bald werden die ersten Schatten sich breit machen, und eine lange Nacht der Eisstarre wird Einzug halten. Heute wird es kein Lager IV geben. Wie selbstverständlich nehme ich diesen Gedanken hin, und doch weiß ich, was das



Panorama vom Tschortengrat aus auf Dhaulagiri II bis V: Die Felspyramide links ist der Dhaulagiri II, 7751 m, rechts daneben D III, 7715 m, unter dem Westgrat rechts des Gipfels, zurückliegend in Bildmitte, D V, 7618 m, ganz rechts der noch unbestiegene D IV, 7661 m. *Foto: B. Schreckenbach*

heißt, Biwak auf 7000 m. Ich stecke die Aluminiumschaufel auf den Eispickelschaft und fange an, eine provisorische Schneehöhle für drei Mann in den steilen Hang zu stechen. Blankeis . . . — dann eben nur Schneemulde! Die Kameraden kommen an. Schwer fallen sie mit ihren Lasten in den Schnee. Anstrengung spiegelt sich in ihren Gesichtern. Conny schaut mich an — ohne Worte, ohne Ausdruck. Er betrachtet sein Taschenthermometer, wartet kurze Zeit und reicht es mir, 21 Grad minus. Norbu fragt nach dem Zelt „No tent today" brumme ich trocken und greife wieder zur Schaufel. Erst vor wenigen Tagen hat uns eine Lawine unterhalb Lager III das vorgesehene Zelt mit vielen anderen wertvollen Ausrüstungsstükken in die Tiefe gerissen. Norbus Gesicht, dem es an Ecken und Kanten nicht fehlt, läßt keine Regung erkennen. Was mag er sich denken über uns Bergsteiger aus Germany? Alle Tage wird er von neuem vor den Kopf gestoßen und er kann trotz seiner langen Expeditionserfahrung mit Japanern und Italienern keinen Vergleich zu uns finden.

Dunkle kalte Schatten bohren sich in die Täler. Gemeinsam stellen wir das Lager fertig, ein Wettlauf mit der Nacht, die heute viel zu schnell einfällt. Müde und erschöpft schlafe ich trotz des aufkommenden Windes und der polaren Kälte sofort ein. Doch Luftmangel und Kälte rufen mich bald aus gelösten Träumen zurück in die Wirklichkeit, ins Biwak auf 7000 m. Conny stößt einige kernige Flüche aus und schwafelt etwas von Mithelfen und jetzt erst erfasse ich die Lage langsam. Auf engstem Raum liegen wir unter einer erdrückenden Schneelast, die uns wie Beton bis zur Brust umklammert und bewegungsunfähig macht. Kälte schüttelt mich, und meine Hände und Füße scheinen nicht mir zu gehören. Der Wind treibt immer mehr pulverfeinen Schnee über uns und in den Schlafsack. Norbu hat den günstigsten Platz, und es gelingt ihm, sich von seiner Umklammerung zu befreien, aufzurappeln und uns auszubuddeln. Als ich mich wieder bewegen kann, merke ich, daß der Schlafsack an den Füßen mit der Kleidung zusammengefroren ist.

Erst neun Uhr. Eine Woche scheint vergan-

gen, oder war es doch nur eine einzige Nacht? Der schwarze Vorhang hob sich und machte dem neuen Tag Platz. Für uns gibt es nur ein Gesprächsthema — *Sonne!*

Um 9.30 Uhr erreichen uns die ersten zaghaften Strahlen, doch die Wucht des Höhenwindes unterkühlt unsere Körper und läßt uns die Sonne am Himmel als bloßen Hohn empfinden. Norbu hat den Mut, das heikle Wort „Frühstück" auszusprechen — „no breakfast today", gebe ich lakonisch zurück. Einer von uns muß Lager IV ausbauen, und das Essen ist knapp.

Conny und Norbu steigen zurück ins Lager III. Ich stapfe vom Biwakplatz nach Süden in die Richtung eines flachen Gletscherbruches, der sich als Lagerplatz anbietet und auch lawinensicher erscheint. Die Kameraden werden mehr und mehr von der Ferne verschluckt und sind nur noch als winzige unwirkliche Punkte im Gletscher auszumachen. Bald sind sie mir aus den Augen verschwunden.

Alleine, alleine auf 7000 m. Niemand, mit dem ich sprechen könnte, niemand, dem ich zurufen könnte. Wenn ich schreie, wird mir nur der Wind antworten. Belastende Einsamkeit, doch bin ich glücklich über dieses Erleben.

Ohne den richtigen Atemrhythmus gefunden zu haben, erreiche ich den Eisbruch, lege das Gepäck ab und gehe zurück zum Biwakplatz, um die zweite Last zu holen. Der Tag ist bereits weit fortgeschritten, als ich zurück auf Lager IV komme. Um fünf Uhr ist Funk mit Lager III angesetzt. Mit klammen Fingern schraube ich die Antenne auf, setze die Batterien ein und drücke die Taste.

„Lager IV ruft Lager III, bitte kommen."

„Hier Lager III, die Verständigung ist gut. Wie geht es dir und was macht Lager IV. Conny und Norbu sind bei uns, bitte kommen."

„Mir geht es gut, etwas unterkühlt von der letzten Nacht, Finger angefroren und leichter Höhenhusten, sonst nichts. Lager IV steht auf 7000 m, sehr stürmisch und kalt hier oben, schätze so 25—30 Grad minus. Daunenzeug und Ausrüstung alles eine einzige Eisstarre, auch die Ärmel meiner Daunenjacke sind zugefroren. Sonst nichts Neues. Wann kommt Ihr? Bitte kommen."

„Hier Lager III, Conny und Norbu steigen ab ins Lager II. Gerhard und ich kommen hoch zu dir, Bernd und Peter werden auf halber Strecke ein Depot errichten und zurückgehen auf Lager III. — Kommen."

„O.k. erwarte euch morgen. Geht früh genug weg und rechnet für den Aufstieg acht bis zehn Stunden. — Ende."

Es ist schon seit geraumer Zeit dunkel, als ich meine Einmann-Schneehöhle beziehe und von innen den schmalen Eingang verbaue, um mich gegen den Flugschnee zu schützen. Nur der Wind ist zu hören, leise, weit weg. Eine tiefe Ruhe überkommt mich. Abschalten und vergessen — hier kann man es wieder. Einfach daliegen ohne Maß für Zeit und Raum. Dem Atem lauschen, träumen. Die Geborgenheit genießen. Minuten, die einen wieder stärken. Kocher defekt. „Verdammt" fluche ich, und schicke noch einige ausgereifte Flüche nach. Der Eispickel muß als Öffner für die einzige Konservenbüchse herhalten. Eisstarre gähnt mir entgegen. Ich tippe auf Eisbein, doch die Verpackung weiß es besser — *Gulasch!* Mit offener Benzinflamme bekomme ich den Inhalt lauwarm und somit für mich genießbar. Schüttelfrost, Husten und böse Alpträume vertreiben mir die Nacht.

Müde und wie erschlagen erhebe ich mich. Frühstück fällt aus. Schuhe anziehen, Gamaschen, Anorak, Sturmhaube, Handschuhe, Überhandschuhe, Brille. Grelles blendendes Licht. Sonne — doch Sturm. Makelloser Himmel — doch Schneetreiben. Gleißendes Licht — doch bittere Kälte.

Lager IV. Uhrzeit 15.30. Die Freunde kommen. Werden sichtbar in der Ferne, als Punkte in der Eislandschaft. Nach und nach wachsen sie. Langsam. Unerträglich langsam. Um 17 Uhr ist Lager IV von drei Mann besetzt.

„Wann geht es zum Gipfel?", frage ich ganz vorsichtig. „Ich bin für morgen", sagt Gerhard und weiß nicht, wie sehr er mir dabei aus der Seele spricht. Klaus ist noch unschlüssig wegen der heutigen Anstrengungen, doch ohne Kocher bleibt uns keine Wahl: „Also morgen!"

Die Nacht gibt mir wieder Zeit, Gedanken durch den Kopf schwirren zu lassen. Gedanken, als würde die Welt nur aus dem Dhau-

lagiri III bestehen. Ich bin recht froh, als die Kameraden sich regen und die Leuchtzeiger meiner Uhr auf vier zeigen. Klaus schiebt mir ein paar Kekse zu, dann ist außer dem Wind kein Laut mehr zu hören und ich befürchte schon, die beiden seien wieder eingeschlafen. Klaus äußert einige Bedenken, ob es mit unserem Gipfelsturm nicht zu früh wäre und wir den Kameraden den zweiten Gipfelangriff damit nicht verbauen könnten. Ich schäle mich aus dem Schlafsack und fange an, mich herzurichten. Schuhe, Gamaschen, Anorak ...

Heftige Sturmböen peitschen um das Lager und bringen uns beim Anschnallen der Steigeisen immer wieder aus dem Gleichgewicht. Gerhard geht voran, hinter ihm Klaus, dann ich. Die ersten zehn Minuten sind für alle der Konditionspegel. Das Gehen fällt überraschend leicht, vermutlich machen es auch die Rucksäcke aus, die jetzt nur mit dem Nötigsten belastet sind. Mein rechtes Steigeisen will nicht passen und läßt mich nur langsam vorwärtskommen. Die Kameraden sind schon weit voraus und aus dem Blickfeld verschwunden. Schimpfend reiße ich das rechte Eisen herunter und mache mich daran, den Freunden nachzukommen. Eiskristalle peitschen mir ins Gesicht, von Zeit zu Zeit breche ich zu lange gewordene Eiszapfen vom Bart. Nach einigen Stunden habe ich zu den Freunden wieder aufgeschlossen und fixiere mein Steigeisen.

Unnahbar und steil stellt sich der 400 m hohe Gipfelaufbau in den Himmel, einem Schilde ähnlich. Ein kaltweißer Teppich von aufgewirbelten Schneemassen jagt über die Steilflanke und fegt züngelnd in hundert Meter langen Schneefahnen über den Westgrat. Der Grat ist unpassierbar, und so sind wir gezwungen, in die viel steilere, ungegliederte Südwestwand auszuweichen. Die felsdurchzogene Wand gibt sich leichter, als wir zu hoffen wagten, und doch kommen wir nur sehr langsam vorwärts. Immer wieder zwingt uns der Orkan in die Knie. Breitbeinig stehend legen wir dann das ganze Gewicht des Oberkörpers auf den Eispickel und versuchen uns mit der freien Hand im Schnee oder Fels noch zusätzlich zu verankern. Es dauert oft endlose Minuten, bis man es wieder wagen kann, weitere Schritte zu riskieren. Ich denke keine Sekunde ans Aufgeben, nur noch ein klarer Gedanke hämmert in meinem Kopf, weiter ... weiter ...

Die erregendsten Minuten sind die letzten Schritte zum Gipfel. Man sieht ihn zum Greifen nahe. Fängt an, die Schritte zu zählen ... vier ... fünf ... sechs ... Sturm, Kälte, Schmerzen sind tot, hat es sie je gegeben? Ich fühle in mir Kraft oder ist es Fieber? ... dreiundzwanzig ... vierundzwanzig ... geschafft! Gerhard, geschafft ... geschafft ... Unzählige Male schießen mir diese Worte durch den Kopf, und wie ein Spuk fällt alles Beschwerliche von mir. Nur wenige Sekunden des vollen Glückes sind diese Empfindungen, doch gerade sie sind es, die einen immer wieder zum Berg ziehen und die hundert halbgelebte und vergessene Tage wert sind.

„Geschafft Hans", ruft auch Gerhard freudig und breitet die Arme aus. „Der Dhaulagiri III ist unser, verstehst du, unser, wir sind oben", und ich vergrabe dabei fest mein Gesicht in seiner Daunenjacke. Wie trostlos muß es sein, hier alleine zu stehen und den Gipfel nicht mit Kameraden teilen zu können. Klaus schließt unseren Reigen. Klaus, der alte Spezl, gemeinsam bestiegen wir vor drei Jahren unseren ersten 6000er, drüben in Südamerika. Damals reichten wir uns nach hartem Kampf und durchwachten Biwaks lachend die Hände, heute empfinden wir dasselbe, doch entstellte Gesichter. Nein, keine Gesichter, Masken, eisige Masken. Alles, was nicht von Sturmhaube und Sturmbrille verdeckt ist, liegt unter einem zentimeterdicken Eispanzer, der nur den Mund freiläßt. Von Nase und Kinn hängen Eiszapfen bis zu vier Zentimeter Länge und die Überkleidung ist von einem dünnen matten Eisfilm überzogen. Das Brüllen des Windes betäubt jedes Gefühl, er peitscht in solch ungehemmter Wucht, als wolle er uns den Gipfel immer noch streitig machen und uns mit aller Gewalt in die Tiefe reißen — verflacht dann für wenige Sekunden, um erneut anzustürmen. Wir torkeln breitbeinig.

Man steht am höchsten Punkt. Man ist am Ziel. Ist Sieger. Hat das Recht, Glück und Befriedigung zu verspüren. Nein, ganz anders, alles erscheint noch zu unwirklich, es

Geschafft — 7715 m — im Hintergrund der Dhaulagiri I.

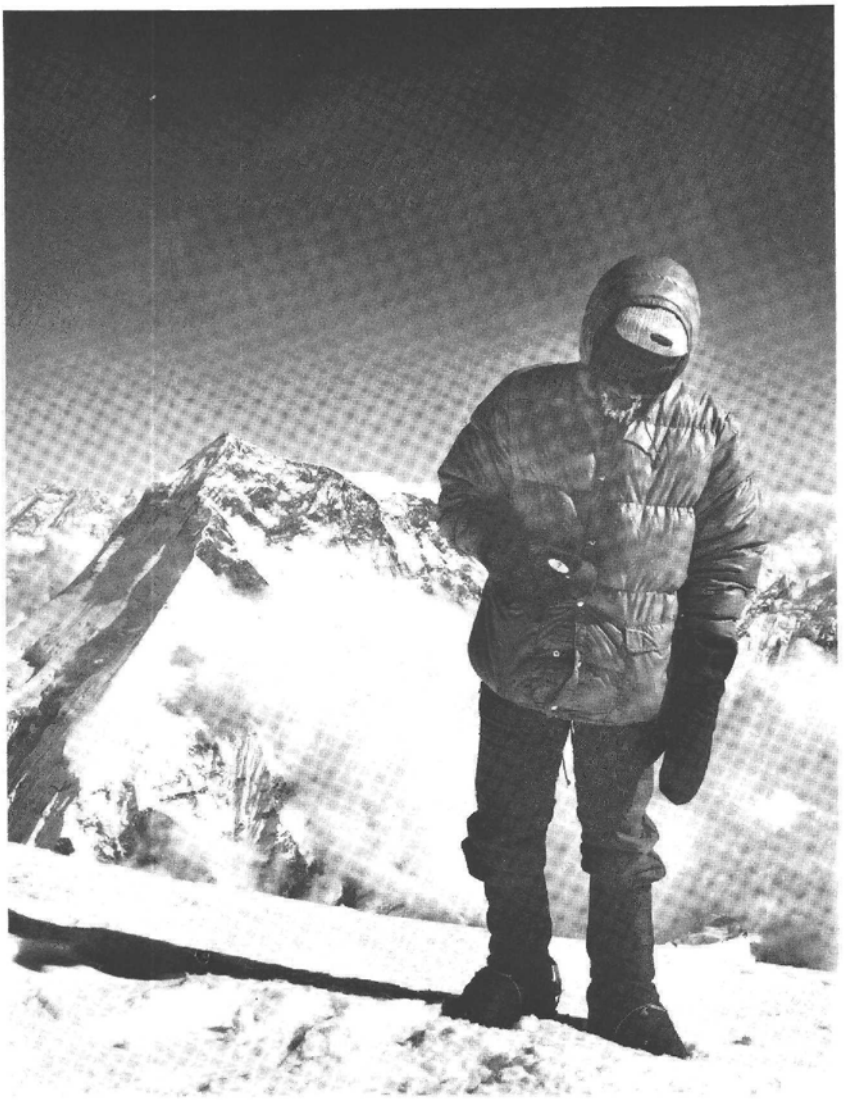


Foto: H. Saler

ist nicht mehr als tiefe innere Zufriedenheit, die mich erfüllt. Kälte und Unruhe verdrängen die wohl vorgestellten Empfindungen, zu groß waren die Anstrengungen in den letzten Tagen. Wohl habe ich das erhebende Gefühl, etwas Großes geschafft zu haben und doch fühle ich die Leere, die immer in mir aufkommt, wenn ein langersehntes, umkämpftes Ziel erreicht ist.
Nicht der Gipfel, nicht die Sicht hinaus zu den gleißenden Himalayaspitzen, von denen jede wie ein König in den Himmel hineinragt, entschädigt uns angemessen. Es ist die Gemeinsamkeit, das Gelingen und das Wissen, daß Anstrengungen und Entbehrungen bald ein Ende haben.
Vor dem Gelingen sieht man in allem einen Markstein, danach erkennt man, es war nur ein harterworbener Mosaikstein in unserem Leben.

Verfasser: Dr. Klaus Schreckenbach, D-8 München 2, Kazmairstraße 43; Hans Saler, D-8 München 83, St.-Michael-Straße 126.

Gehma wieda!

Deutsche Lhotse-Expedition 1974

HERMANN WARTH

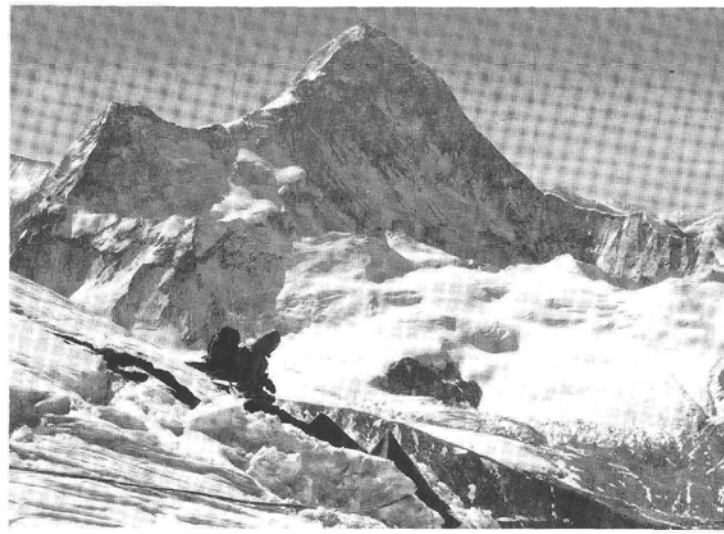
Der Kampf steht auf des Messers Schneide! Seit Stunden schneit es waagrecht. Der Sturm peitscht uns die Eiskristalle ins Gesicht. Kurt (Diemberger) trägt eine originelle Motorradmaske. Ich muß mich immer wieder abwenden und mit den Daunenhandschuhen mein Gesicht bedecken. — Es ist Ende Mai. Der Monsuneinbruch kann täglich allem Bergsteigen ein Ende setzen. Der dritte Gipfelversuch. Er muß gelingen. Es ist die letzte Chance, diesen stolzen Shartse doch noch zu packen. Die Österreicher am nahen Makalu haben bereits aufgegeben. Unsere Träger für den Rückmarsch sind schon unterwegs zum Basislager. — Die Sicht wird noch schlechter. Zeitweise verschwindet Kurt im Nichts. Wir sind nur noch durch das Seil verbunden. Plötzlich taucht ein Schatten vor mir auf. Es ist Kurt, der auf mich wartet. „Du — wir erreichen — heute nicht mehr — Lager fünf!", brüllt er durch den Sturm. Ich nicke nur. Aller Ehrgeiz ist aus mir gewichen. Nur noch Gedanken an Wärme, Ausruhen. 200 Höhenmeter unter Lager V steht nach zwei Stunden Planierungsarbeit das Leichtbergzelt in der weiten, hartgeblasenen Eisflanke, nur dürftig geschützt durch den aufragenden Rand einer Gletscherspalte. Wie kann es nur diesem Sturm standhalten? Ängstlich halten wir die Stäbe und drücken immer wieder gegen den Schneebauch. Doch er bildet sich unablässig aufs neue. Wird uns der Shartse zum dritten Mal abweisen?

Gestern waren wir Gerd und Sonam Girmi begegnet, deren Gipfeltraum schon im Lager IV ausgeträumt war. Die große Eiswächte, in deren Schutz es stand, war auf eine Länge von 50 m eingebrochen. Umkehr hieß es für die beiden. Vor zwei Wochen war ich hier heroben mit Nawang Tensing. Wir waren damals für den ersten Gipfelversuch vorgesehen; denn Kurt kurierte im Basislager eine Bronchitis aus, Gerd und CP (Claus-Peter, der nur auf „CP" reagierte) sicherten die Lagerkette. Nawang und ich standen auf der Spitze der bekannten Pyramide, die da heißt: monatelange Vorbereitung, wochenlanges Versichern des ausgesetzten, mit Schwierigkeiten und Gefahren gespickten Grates (ca. 100 Haken und Schrauben, ca. 700 m Fixseil), Errichtung und Ausstattung der Lager usw. Wir standen auf den Schultern unserer Freunde, die uns durch ihre Arbeit und vor allem durch ihr Vertrauen trugen. Mit Hilfe der fixen Seile und des inneren Auftriebs stellten Nawang und ich neue Zeitrekorde auf: Vom Lager II hinauf zum Grat durchs 50—60 Grad geneigten Eiscouloir in 20 Minuten; von dort über blankgefegte Eisflächen und brüchige Felspartien zum Lager III in 1½ Stunden. Dieser „Horst" auf 4 qm Grundfläche, umgeben vom Abgrund, konnte die hochstürmenden „Adler" an diesem Tag nicht halten. Sie zog es hinauf ins bequeme Lager IV. Auch dieses schwierigste Stück des gesamten Shartse-Anstieges konnte uns an diesem Tag nicht schrecken. Zu oft waren wir in den letzten Wochen hier oben gewesen, hatten auf der eisigen Luvseite des Grates unseren Steigeisen vertraut, hatten oft bis zur Brust im grundlosen Flugschnee der Leeseite steckend Wühlarbeit geleistet, hatten wie Seiltänzer auf dem Gratfirst balanciert oder als Reiter die ausgesetztesten Stellen genommen, ein Bein im Khumbu-, das andere im Barungebiet — zwischen Everest und Makalu. Wir passierten den „Schwarzen Turm", die „Klosterschwester", den „Götterquergang", den „Büßer". Schließlich lagen wir im Lager IV, das im Schutze einer gewaltigen Eiswächte stand. Gelassen schauten wir den wieder einmal verrückt spielenden Elementen zu. Voller Optimismus wünschten wir uns „good night".

Ich schrecke auf! Das Zelt! Da höre ich Kurts Stimme: „Der schläft wie ein Müller unter dem Mehlsack!" Trotz des Sturms war ich eingedöst. Gleichmütig drückt Kurt den mich belastenden Schneebauch des Zeltes nach außen. Es ist 19 Uhr und noch immer tobt der Sturm. Mit Teekochen wird es 20 Uhr, mit Füße-Massieren 22 Uhr. Der Sturm heult mit unverminderter Wucht. Werden wir trotzdem einen so klaren, golddurchfluteten Morgen erleben wie Nawang und ich damals vor zwei Wochen?

Schon um 5 Uhr verließen damals wir zwei das Lager IV — welch frühe Aufbruchszeit im Himalaya! Wir hatten den Plan und den Auftrag, möglichst hoch Lager V zu errichten und von dort den Gipfel anzugehen. Nawang trug eine Last von über 20 kg — eine phantastische Leistung in dieser Höhe! Und das Gelände war schwer. Steile Eisflanken, zierliche, stark überwächtete Felstürme, Spalten. Aber der Gute ließ sich von seinem Sahib kein Kilo abnehmen. Uns beiden mußte die Höhe den Verstand beeinträchtigt haben, denn ohne größere Pause, ohne Essen, ohne Trinken waren wir 9 Stunden unterwegs gewesen. Kopfschüttelnd wurde uns das klar, als wir endlich im neuerrichteten Lager V (6850 m) saßen. Unseren Leichtsinn bekamen wir sogleich zu spüren. Die Füße wurden nicht warm trotz kreislaufanregendem Tee, heißer Suppe, Massage, Sauerstoff aus der Flasche. Als wir die Füße dann direkt über den Kocher an den heißen Teetopf hielten, kam der Kreislauf wieder in Bewegung. Aber draußen war auch einiges in Bewegung geraten. Ganz unvermittelt hatte nach diesem schönen Tag der Sturm eingesetzt, und der Schnee ließ nicht lange auf sich warten. Am anderen Morgen wollte es in unserem Zelt nicht hell werden, bis wir entdeckten, daß der nach Osten gerichtete Giebel keine Sonne durchschimmern ließ, wie wir das gegen 6 Uhr immer gewohnt waren. Bis zum First steckte unser Zelt im Neuschnee. Angesichts dieser neuen Lage war an den Gipfel heute nicht zu denken. Aber vielleicht morgen? Heute wollten wir wenigstens eine schöne Spur bis hinauf zu den Felsen in 7100 m ziehen, damit es dann morgen schneller und leichter geht. Ohne Rucksack müßte das doch möglich sein. Aber welch eine Schinderei! Im federleichten grundlosen Pulverschnee wühlten wir einen breiten Graben in den Hang. Nach zehn Schritten wurde mir regelmäßig schlecht. Tief vornübergebeugt Luft holend, bekam ich jedesmal gratis ein Farbschauspiel serviert: gibt es gelben, roten, grünen Schnee am hellichten Tag? Doch weiter! Erst sieben Schritte? Die Brust wollte mir zerspringen. Die Beine ohne Kraft. Was ist denn mit dir los? Ohne Rucksack! Farbschauspiel! So schnell gibst du nicht auf! Hechelndes Luftschnappen. Zehn Schritte. Farbschauspiel. Doch, du gibst auf, und zwar jetzt. Gewaltige Nebelschwaden hatten uns in Sekundenschnelle alle Sicht verdeckt. Es fing wieder an zu schneien. Erleichtert, den Kampf zwischen Willen und Körper nicht weiter ausfechten zu müssen, stiegen wir ab zu unserem Zelt, mit dem zusätzlichen Trost, die 7000-m-Höhe erreicht zu haben. Völlig übermüdet von den Anstrengungen der letzten Tage verfielen wir in bleiernen Schlaf. Plötzlich, ein dumpfer Knall! Beklemmende Enge! Wir umklammern uns. Es ist stockdunkel. War eine Lawine über uns hinweggegangen? Wird eine zweite folgen und uns über den nahen Abgrund schieben? Bange Sekunden — die bisher schlimmsten in meinem Leben. Doch dann öffnete Nawang den Eingang. Ein Schwall Neuschnee stürzte herein. Er kroch hinaus in die Nacht und meldete schließlich, daß der Hang über uns unverändert wäre. Die Massen des ständig fallenden Neuschnees hatten unser Zelt eingedrückt. First- und Eingangsstäbe waren geknickt. Der Gipfel in weiter Ferne. Abstieg!

Fürchterliche — aber da österreichische, in ihrer Schrecklichkeit gemilderte — Flüche ausstoßend versucht Kurt, den immer enger werdenden Zeltraum zu vergrößern. Es ist Mitternacht. Geisterstunde. Heulend stürzen sie sich auf die Eindringlinge in ihr Reich. Was sind schon zwei Menschlein in Nacht und Sturm in dieser arktischen Einöde! Was haben sie hier verloren? Schütteln nicht auch die Nepalesen den Kopf über diese Europäer? Ist es nicht das Reich der Götter, Geister und Dämonen? Und die Geisterstunde ist hier nicht um 1 Uhr beendet. Nein, sie dauert bis gegen Mittag. 19 Stunden sind wir Gefangene. Doch nun lassen sie großzügig Gnade vor Recht ergehen. Sie ziehen sich zurück. Wohin? In die Felsklüfte über uns? Hinüber zum Makalu? Nach Tibet? Hinauf zum Chomolungma (= Everest), der Göttinmutter des Landes? Hauptsache, sie sind weg! Doch nun macht mir Kurt Sorgen. Bei Tageslicht besehen schaut er bleich und matt aus. Ist seine Bronchitis doch noch nicht ausgeheilt? Er hat die ganze Nacht nicht geschlafen. Und jetzt auch noch Durchfall! Doch meine Sorge ist unbegründet. Der Wille dieses Kurt, der sich in Eis und Schnee



Makalu (8475 m), Westansicht, und links Kangchungtse oder Kleiner Makalu (7640 m). Der Sattel zwischen beiden ist der Makalu La (7400 m). Aufnahmeposition: Shartse-Südgrat, Lager V in ca. 6850 m Höhe.

Foto: H. Warth

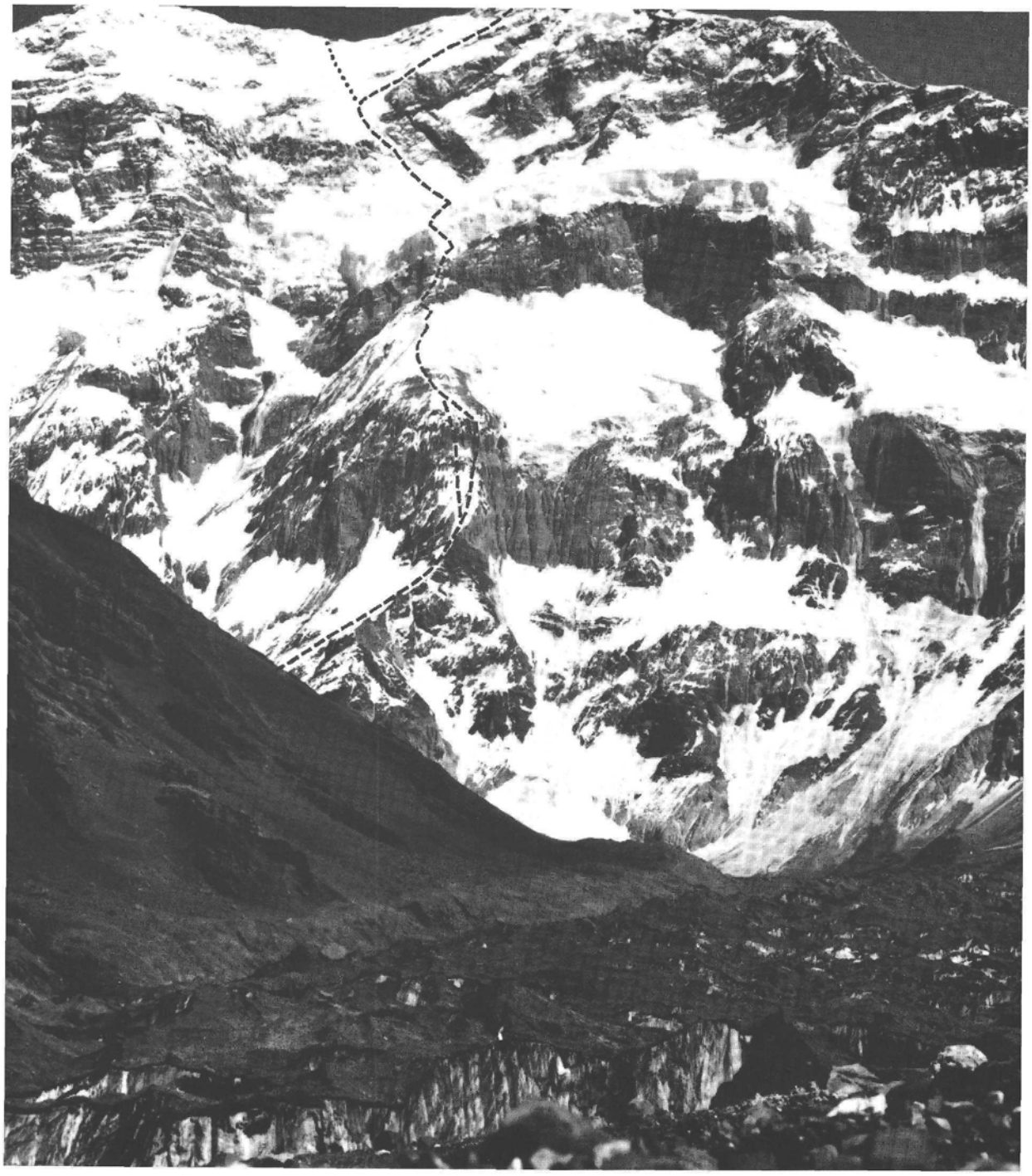
scheinbar am wohlsten fühlt, besiegt alle körperlichen Gebrechen. „Woat a bißerl!" heißt es anfangs immer wieder. Wir wechseln nach gewisser Zeit in der Spurarbeit. Nun ist er vorne, und immer häufiger tönt es von oben: „Gehma wieda!" Wir erreichen das beschädigte Lager V und bauen es notdürftig auf. Am anderen Morgen hängen wir uns eine Stunde an die Sauerstoffflasche. Wir wollen auf Vorrat atmen. Dann geht's hinauf. Es ist Kurts großer Tag. Er spurt und sichert, setzt Markierungsfähnchen aus zerschnittenen Gamaschen und Leinensäckchen, er hält ständig Ausschau nach einer Durchstiegsmöglichkeit in der allmählich näherrückenden Felsbarriere und nach einem geeigneten Platz für Lager VI. Ich muß ihn bewundern. Woher nimmt er nur die Energie nach seinem gestrigen Tiefpunkt? Wie schafft er es nur mit der Höhe? Ich erinnere mich an meine klägliche Vorstellung vor zwei Wochen hier heroben. Das Farbschauspiel ... Der Sturm setzt wieder ein. Wir gehen in Deckung in der Randkluft unterhalb des Felsriegels. Sie ist fast durchgehend nach oben hin geschlossen. Ein idealer Schutz vor Sturm, Lawinen und Steinschlag. Wir machen es uns im Gefrierfach so gemütlich wie es geht. Das Zeltchen hat darin gerade Platz. Unter uns knackt es immer wieder bedrohlich. Aber wir haben das ganze Lager mit uns als Inhalt an mehreren Eisschrauben befestigt. Kurt schläft bald ein. Durch mein ständiges Herumkruschteln und Zeltöffnen, um nach den erhofften Sternen zu sehen, wacht er auf. „Kannst nicht schlafen?" „Nein. Bin zu aufgeregt." „Warum denn?" „Morgen, werden wir's schaffen? Ein Siebentausender!" „Aach" ist sein Kommentar, und schon schläft er wieder. Der hat Nerven denke ich. Aber eigentlich kein Wunder, wenn man zwei Achttausender (Broad Peak, Dhaulagiri), vier Siebentausender und mehrere Sechstausender hinter sich hat. Um 1 Uhr halte ich es nicht mehr aus. Ich beginne zu kochen. Erst Tee, dann Suppe. Dauert das lange! Und der Kurt schläft zwischendurch immer wieder ein. Draußen — keine Sterne. Trotzdem machen wir uns fertig. Und dann geschieht das Wunder. Zum erstenmal seit vierzehn Tagen — ein klarer Morgen! Weit im Osten der erwachende Tag. Bei uns heroben Mischlicht. Drunten im Khumbu und im Westen noch Nacht. Ein unvergeßlicher Anblick. Doch ich schieße kein Foto, denn dazu müßte ich die Handschuhe ausziehen. Meine blauen Fingerkuppen warnen mich nachdrücklich. Unser Weg beginnt mit einer sehr steilen Rinne, gefüllt mit Flugschnee. Darunter Blankeis. Kurt sichert. Ich wühle mit den Händen den Schnee weg. Mir zittern die Waden. Erlöst hänge ich mich bei der ersten Hakenmöglichkeit in die Selbstsicherung. Nur weiter! Zentnerweise befördere ich Schnee und Eis in die Tiefe. Da, ich gleite!

Ostansicht von Lhotse Shar (8383 m), Peak 38 (7589 m?, noch unerstiegen) und Mt. Everest (8848 m) von links nach rechts. Durch das im Schatten liegende Couloir, dann rechts hinauf führt der Aufstieg zum Shartse. Aufgenommen am Shartse-Südgrat in ca. 7150 m Höhe. Foto: H. Warth

Doch irgendwo in der pulvrigen Masse finden die Steigeisen Halt. Ich blicke verstohlen hinunter. Kurt hat nichts gemerkt. Noch immer höre ich kein Kommando „Seil aus!". Ich leiste weiter Schwerstarbeit. Ich fühle klebrigen Schweiß, obwohl die Füße und Hände eiskalt sind. Endlich, nach drei Stunden für lumpige 60 Höhenmeter, durchschlage ich eine Kammwächte und stoße einen Schrei aus. Einen Schrei der Freude. In unwirklicher, glasiger Schönheit stehen vor mir in greifbarer Nähe Lhotse, Everest mit seiner gewaltigen Ostwand und seinem langen Nordgrat. So nah! So schön! Bin ich noch auf der Erde oder auf einem anderen Planeten? Kreuz und quer schießen mir die Namen durch den Kopf: Tenzing Norgay, Hillary, Luchsinger, Eggler, Reiss, Noyce, Mallory, Shipton, Dyhrenfurth. Es kann noch so kalt sein! Hier wird fotografiert! Doch bald ist der Mensch auch mit dem Schönsten vertraut und ärgert sich mehr über das Unangenehme als er sich freut über das Schöne. Das Unangenehme ist die Steilheit der Flanke, die nun ansetzt, und die Tatsache, daß von unserem Gipfel weit und breit nichts zu sehen ist. Ich dachte immer, nach Überwindung der steilen Rinne gibt's dort oben einen „Spaziergang". Doch die Neigung beträgt durchgehend 40 bis 45 Grad. Wir müssen also Länge für Länge sorgfältig sichern. Und wo ist der Gipfel? Wir können uns aus Zeitgründen keine Irrwege leisten! Spielend wirbeln die Unsichtbaren unter klarem Himmel den Schnee empor und verbergen mit großen jagenden Schleiern den Gipfel. Der Schleiertanz ist wild und spaßig. Mal rauf, mal runter, im Kreisel, im Parallelflug, Jagden, Zusammenstöße, Überschlagen und Entschwinden im tiefblauen Himmel. „Gehma wieda!", beendet Kurt meine allzulange Pause. Ich steige in eine windgeschützte Mulde. Wieder dieser abgelagerte Flugschnee. Da, ein Ruck! Unterhalb von mir ist alles in Bewegung! „Kurt!" Doch der duckt sich blitzschnell hinter einem Felsen, der nach beiden Seiten die tödliche Schneefracht ablenkt. Weiter geht's, Länge um Länge. Doch Kurt kommt nur sehr langsam nach. „Kurt, was ist los mit dir?" „Woat a bißerl!" Mir kommen Zweifel. Ist er doch zu schnell in diese Höhe heraufgestiegen? Fünf Stunden sind wir schon unterwegs. Der Gipfel ist noch immer nicht in Sicht. Ein Biwak auf 7300 m Höhe in dieser ungeschützten Westflanke? Das „Woat a bißerl", das auf mich bisher immer eine so beruhigende Wirkung ausgestrahlt hatte, geht mir jetzt auf die Nerven. Doch Länge um Länge wird Kurt schneller. Woher er nur die Energie nimmt? Und schließlich steigen wir in äußerem und innerem Gleichklang in den Gipfelaufbau hinein: eine blendend weiße, gleichmäßig gerundete Wölbung in scharfem Kontrast zum tiefblauen Himmel. Da denke ich an Kurts unablässige Bemühungen, während des schwierigen Anmarsches die Träger bei Laune zu halten, an seine Erkundungsgänge, seine Sorgfalt beim Vorbereiten der Lager, beim Anbringen der fixen Seile. Er hatte sich große Verdienste um die Expedition erworben. „Geh du zuerst hinauf!", rufe ich zurück. „Nein, geh nur!", ruft er herauf. Wie ein Heiligtum betrete ich den Gipfel. Für fünf Minuten bin ich ganz alleine hier oben. Fünf Minuten machen die Schleiertänzer Ballettpause. Fünf Minuten Blick zur Ama Dablang, zum Lhotse, Everest, Makalu, zum Basislager, nach Tibet bis zur tibetischen Hochebene am fernen Horizont. Dann beginnen wieder die Tollen ihren Reigen. Aus ihm taucht Kurt auf. Langsam, gebückt, eisverkrustet, gezeichnet. Nur Staunen und stille Freude. Kein Gipfeltanz. Zu sehr hat uns der Shartse gefordert, uns nahezu überfordert.

„Gehma wieda!" Bleierne Müdigkeit überfällt mich. Mehrmals ertappe ich mich, wie ich beim Sichern einschlafe. Nach insgesamt 15 Stunden kriechen wir an diesem 23. Mai wieder in unseren Kühlschrank, ins Lager VI. Mit jedem Schritt hinunter wächst die Freude und sie wird zum Stolz bei Gerd, CP, Nawang, Gyaltsen, Anreta, Sonam, Norbu und wie die Guten alle heißen, die soviel für diesen Tag geleistet hatten, als der Seilgefährte von Hermann Buhl, der erfahrene Kurt sagt: „Von allen meinen hohen Bergen war dies der schwerste." Wann — gehma wieda?

Verfasser: Dr. Hermann Warth, Kathmandu/Nepal, P.O.B. 442



Aconcagua-Südwand (6959 m): Wandhöhe 3000 m, bis ca. 6000 m Meereshöhe erfolgte der Anstieg großenteils auf der Route einer französischen Expedition (1954), die direkte Gipfelwand (Punkte-Linie links) durchstieg Reinhold Messner ab ca. 6350 m im Alleingang.
Foto: J. Heinl

Aconcagua — direkte Südwand

Südtiroler Andenexpedition 1974

Reinhold Messner

Der Sturm fuhr mir so scharf ins Gesicht, als ich den Kopf über den Guanaco-Grat emporreckte, daß ich ihn sofort wieder einzog, über brüchigen Fels zurückkletterte und auf einer schmalen Leiste in der Südwand Stand bezog. Hier war es fast windstill, Nebelfetzen flogen über die Gratschneide hinweg und das Rauschen über mir wurde lauter als die Brandung am Meer.
Hier, im toten Winkel des letzten Felsaufschwungs, legte ich den Rucksack ab, zerrte die Überhose sowie einen zweiten Anorak heraus und streifte mir beides über. Dann zog ich noch eine Sturmhaube über meine Pelzmütze, wechselte die Sonnenbrille gegen eine Skibrille, die den Rest des Gesichts verdeckte und zog die Daunenhandschuhe an. „Viento blanco", sagte ich halblaut vor mich hin und dachte dabei an den kalten Wind, der alles zu Eis erstarren läßt, wie ich in Berichten über den Aconcagua gelesen hatte. Ich hatte diesen Wind mehr gefürchtet als alle Schwierigkeiten in der 3000 m hohen Südwand, aber nun, wenige Höhenmeter unter dem Gipfel, wollte ich nicht aufgeben. Wieder kletterte ich die wenigen Meter hinauf zum Grat, der den Süd- mit dem Hauptgipfel verbindet, und wieder fraß sich der Nordwind in meinen Kleidern fest. Jetzt aber konnte ich ihn ertragen. Ich richtete mich auf, schwankte im ersten Augenblick unter dem Druck des Sturmes und begann dann, als ich das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, über grobes Blockwerk aufwärts zu steigen. So schnell wie in dieser Höhe möglich, strebte ich einem großen Felsklotz am Grat zu, hielt mich an ihm fest und kauerte dann in seinem Windschatten nieder. Ich war etwa auf Halbweg zwischen der rechten Einsattlung und dem Hauptgipfel aus der Südwand auf den Guanaco-Grat ausgestiegen, der spitze Südgipfel lag jetzt bereits unter mir, und wenn ich die unheimlich steile Flanke — Eis und Fels gemischt — über die ich kurz vorher aufgestiegen war, jetzt von der Seite musterte, mochte ich nicht an den Abstieg denken. Und doch, ich mußte über dieselbe Wand abklettern, die Kameraden warteten unten auf mich.
Ich mußte mich beeilen, ich mußte bald wieder abklettern. Ich richtete mich auf und stieg weiter, wieder einen größeren Block am Grat anpeilend. Jetzt sah ich links unter mir in einer breiten, mit groben Steinen gefüllten Rinne einen Mann, der abstieg, offensichtlich vom Gipfel abstieg. Er war allein, eingehüllt in einen roten Anorak; mit zwei Skistöcken tastete er sich zwischen den Steinen abwärts, scheinbar unendlich langsam. Er war am Normalweg, auf einer anderen Route also, zudem im Abstieg, und trotzdem war ich so glücklich, in dieser lebensfeindlichen Umgebung plötzlich einen Menschen zu sehen, daß ich ihm zuzurufen versuchte. Offensichtlich aber hörte er mich nicht, unbeirrt stieg er, auf seine Skistöcke gestützt, langsamer noch als vorher, abwärts. Er hinterließ in mir den Eindruck eines Beinamputierten, der sich auf Krücken zwischen grobem Blockwerk mit letzten Kräften vorwärtsplagte. Nochmals rief ich ihm zu. Aber auch diesmal zeigte er keine Reaktion, nicht einmal den Kopf wandte er mir zu. Für einige Augenblicke verspürte ich das Verlangen, mit ihm abzusteigen, in Begleitung zu sein, aber dann dachte ich wieder an die Kameraden, die unten auf mich warteten und stieg etwas schneller. Von Steinklotz zu Steinklotz aufsteigend, hatte ich inzwischen den Grat selbst verlassen und mühte mich nun durch eine schottrige Rinne aufwärts. Etwa zwanzig Meter unter mir flatterten einige Stoffetzen, sie hingen an einem toten Bergsteiger, wie ich bald erken-

nen konnte. Vage erinnerte ich mich jetzt, beim Anmarsch von einem Japaner gehört zu haben, der schon seit einem Jahr knapp unterm Gipfel läge. Erfroren. „Viento blanco", dachte ich, „vielleicht, vielleicht auch Erschöpfung, Höhenkrankheit." Der Sturm zerrte an seinen Kleidern. Ich bemühte mich, nicht hinzuschauen, versuchte ihn zu vergessen, ich mußte heute noch absteigen!

Plötzlich tauchte etwas links draußen ein weißes Kreuz auf, einen Meter hoch etwa, windschief, aus Aluminium. Ich war am Gipfel!

Nach einer kurzen Pause legte ich den Rucksack ab, beschwerte ihn mit einem kopfgroßen Stein, so daß ihn der Sturm nicht forttragen konnte und schaute in die Runde. Im Norden und Westen waren die umliegenden Gipfel frei, weite Gletscher, da und dort Felsen. Weit unten, am unendlich scheinenden Schutthang der Nordwestseite konnte ich rote Punkte ausmachen, Zelte.

„Ob der Mann von vorher bis dorthin absteigen mußte?"

Im Süden hingen dichte Nebelfahnen am Grat, so daß ich nicht auf das große Gletscherplateau hinabsehen konnte, wo unsere beiden Zelte standen. Nachdem ich einige Aufnahmen gemacht hatte, zerrte ich eine kleine Kiste unter einem Aluminiumschild hervor, wühlte unter allerlei Zetteln und Fähnchen, die offensichtlich von meinen Vorgängern dort zurückgelassen worden waren und las einige Namen. Dann schrieb ich mit klammen Fingern auf die Innenseite einer aufgerissenen Filmschachtel: „1. direkte Begehung der Aconcagua-Südwand durch die Südtiroler Andenexpedition 1974, am 23. 1. 1974." Darunter setzte ich meinen Namen. Dieses Stück Papier legte ich zu den anderen Dokumenten in die Kiste und deckte sie zu, so wie ich sie vorgefunden hatte.

Wir hätten in diesem Augenblick auch zu fünft am Gipfel stehen können, aber ein akuter Fall von Höhenkrankheit hatte unsere ursprünglichen Pläne und Wünsche zunichte gemacht. Nachdem wir die ersten beiden Drittel der Aconcagua-Südwand durchstiegen und teilweise versichert hatten, errichteten wir in ca. 6000 m Meereshöhe ein kleines Hochlager, von dem aus wir direkt zum Gipfel klettern wollten. Bis hierher waren wir großteils der Route der Franzosen (1954) gefolgt, einer Route, die den VI. Schwierigkeitsgrad aufweist, objektiv sicher und gleichzeitig ungemein brüchig ist. Am großen Gletscherplateau aber waren die Franzosen damals nach rechts über eine riesige Rampe ausgewichen und hatten nach zwei Tagen Kletterei den Ostgrat erreicht, über den sie in einem weiteren Tag mit schwersten Erfrierungen den Gipfel betraten.

Unser Ziel war eine Direktroute zum Gipfel, was aber im letzten Augenblick zu scheitern drohte. Jochen Gruber nämlich war im Sturmlager höhenkrank geworden, Dr. Oswald Ölz, selbst in blendender Verfassung, bestand darauf, ihn bis ins Basislager zu bringen. Das riß nicht nur zwei der stärksten Teilnehmer aus der Spitzengruppe, es kostete auch Klettermaterial, das wir für eine teilweise Versicherung der Gipfelwand hätten brauchen können. Konrad Renzler und ich erkundeten an dem Tag, an dem unser Patient ins Basislager gebracht wurde, die Möglichkeit, im Alpenstil direkt zum Gipfel zu gelangen.

Am darauffolgenden Tag, es war der 23. Jänner, stiegen dann Jörgel Mayr und ich in die Gipfelwand ein. Wir rangen der Wand in vier Stunden 350 Höhenmeter ab, brüchiger, teilweise abwärts geschichteter Fels, V, Eisrinnen. Mittags waren wir auf ca. 6350 m, mehr als 600 Höhenmeter fehlten noch bis zum Gipfel. Bei dieser Geschwindigkeit des Vorankommens waren die Erfolgchancen gleich Null. Wir hätten den Gipfel frühestens am späten Abend erreichen können, was uns zum Abstieg über den Normalweg gezwungen hätte. Dies aber war deshalb untragbar, weil Konrad Renzler im Lager auf 6000 m wartete. Da Dr. Ölz am großen Eiswulst darunter die Fixseile hatte ausziehen müssen, um den höhenkranken Jochen Gruber ausreichend sichern zu können, war er abgeschnitten, auf die Seile angewiesen, die Jörgel Mayr und ich beim Gipfelsturm benützten. Diese Gedanken waren ausschlaggebend für meinen Alleingang zum Gipfel. Freiwillig war Jörgel Mayr zurückgeblieben und hatte versprochen, am Trennpunkt auf mich zu warten.

Nun war es halb vier Uhr nachmittags, höchste Zeit mit dem Abstieg zu beginnen. Über den Grat stieg ich zurück bis zum Südwandausstieg und hinunter in die steile Flanke. Ich hatte Mühe, die Aufstiegsspur zu finden, weil das Eis im oberen Teil blank war. Die Steigeisen mußten jetzt im Abstieg sorgfältiger noch als im Aufstieg angesetzt werden, dafür war es jetzt weniger anstrengend. Eine Spalte verlangte äußerste Aufmerksamkeit, darunter war die Wand schneebedeckt, der Nebel aber erschwerte das Auffinden der Aufstiegsspur. Jörgel Mayr war ebenso froh wie ich, als wir uns am späten Nachmittag dort trafen, wo wir uns fünf Stunden vorher getrennt hatten.
Während wir uns über den unteren Teil der Gipfelwand abseilten, ergossen sich kleine Schneestaublawinen über uns, sie nahmen uns für kurze Zeit die Luft und verlangten den letzten Einsatz. Es schneite und zu je zehn Minuten löste sich weit über uns der Neuschnee.
Konrad empfing uns im Lager — eher ein Biwakplatz als ein Lager — mit heißem Tee, und am nächsten Tag schon konnten wir den Erfolg im Basislager feiern. Unter der Obhut von Ruth Ölz und meiner Frau Uschi hatte sich Jochen Gruber sichtlich erholt, Ernst Pertl, der im Auftrag der RAI/TV einen Fernsehfilm über die Expedition gedreht hatte, brachte eine Handvoll grünen Steinbrech, für uns ein kleiner Blumenstrauß zwischen dem Eis, dem Sand und dem Wind, die für drei Wochen unser Leben bestimmt hatten.

Verfasser: Reinhold Messner,
I-39 040 St. Magdalena/Villnöss

Muchas Graclas Amigos! — Vielen Dank Freunde!

Bayrisch-Allgäuer Andenkundfahrt 1974/75

Josef Heinl

Mehrere Tage sind wir schon in Mendoza, und immer die gleiche Nachricht aus Buenos Aires von Paul und Bernhard, es wird noch einige Tage dauern mit der Freigabe des Gepäcks durch den Zoll. Peter, Wolfgang, Schorsch und ich setzen uns zusammen und beschließen, trotz dieses Handicaps etwas zu unternehmen. Durch eine Familie Meyer erhalten wir die Möglichkeit, mit ihr in das Vallecito zu fahren. Dort besteigen wir an einem Wochenende einen 3600 m und einen 3100 m hohen Berg. Von dieser Gegend hat man einen herrlichen Ausblick auf das Platagebirge, dessen höchster Gipfel, der Cerro Plata, etwa 5900 m erreicht. Auf einem Wochenendhaus der Familie Meyer in Salta bei Potrerillos werden wir erstmals mit argentinischem Assado-Essen (Fleischgericht, am Spieß über dem Holzkohlenfeuer gebraten) konfrontiert. Bei unseren Besichtigungen treffen wir einen Gaucho und verschiedene Hirten, die in bescheidenen Hütten leben. Nach diesen erlebnisreichen Tagen sind wir wieder in Mendoza. Unsere Kontakte zu Herrn Pedro Lauryssens tragen erste Früchte. Abends sind wir bei Señor Magnani eingeladen. Er, der Erstdurchsteiger der Tupungato-Südwand, führt uns Dias über den Tupungato vor. Er gibt uns noch gute Tips und leiht uns zwei Eispickel für unsere geplante Tour. Die Tage danach sind wir voller Eifer dabei, alles Notwendige für die Tupungato-Ostwand zu organisieren und einzukaufen. Ohne die selbstlose Hilfe von Herrn Lauryssens wären unsere Bemühungen mit ziemlicher Sicherheit nicht gelungen. So sind wir schon nach einigen Tagen startklar.
Unsere Wege führten zum Militär wegen Karten und Mulas, sowie in viele Geschäfte wegen Lebensmitteln und sonstiger Gegenstände. Im Hotel stapeln sich unsere Sachen immer höher. Paul und Bernhard kommen

an. Nun wird es ernst. Alles soll verpackt werden, in vier Seesäcke, einen Rupfensack, eine Lederkiste und in unsere Rucksäcke. Das Gesamtgewicht beträgt über 200 kg. Morgen werden wir aufbrechen.

Um vier Uhr verlassen wir das Hotel. Zu diesem Zeitpunkt ist das Nachtleben in Mendoza auf dem Höhepunkt. Kurz nach Sonnenaufgang erreichen wir die kleine Stadt Tupungato, und bald sind wir in der Kaserne. Dort begrüßen uns die diensthabenden Offiziere, und als Symbol des Willkommenseins wird uns Mate gereicht. Vormittags empfängt uns der Chef des Bataillons Roccamoore, er erklärt uns, wie er uns helfen will und kann. Wir sind mit seinem Angebot sehr zufrieden und bedanken uns dafür. Mittags nähern wir uns mit zwei Unimogs unserem Ausgangsort Santa Clara. 35 km durchfahren wir von der sengenden Sonne verbrannte Landschaft. Sand, dornige Sträucher und verdorrtes Gras sind alles. Nur an bewässerten Stellen meint man in das Paradies versetzt zu sein. Hier gedeiht alles. Hinter der letzten Kurve taucht das Rifugio Militär auf. Herzliche Begrüßung durch die Diensthabenden sowie Familienangehörige. Denn heute Nachmittag hat uns der Chef des Bataillons zu einem original argentischen Assado-Essen eingeladen. Wir kommen uns bei einer derartigen Behandlung fast vor, als hätten wir den Gipfel schon in der Tasche. Am nächsten Morgen Frühsport: Zum Aufwärmen wuchten wir das Gepäck auf die Rücken der beiden Mula. Dann ade du schöne Zivilisation.

Mit einem leichten Rucksack, ca 10 kg, erfolgt der Abmarsch nach Casa Cura. Jeder Schritt führt durch eine von der Sonne verbrannte Halbwüste. Sehnsüchtige Blicke werfen wir hinunter zum Rio Tunas. Erst mehrere Stunden später überqueren wir den Fluß erstmals. Die Mulas bocken bei dieser reißenden Strömung. Weit hinten im Tal sehen wir einen weiß leuchtenden Berg, den Cerro Negro, 6180 m. Dornige Hecken und Sträucher umranken den schmalen Pfad derartig, daß wir die Kleidung gut abdichten müssen. Unsere Begleiter, zwei Soldaten, grinsen, wenn sie uns dabei beobachten, wie wir den Schweiß aus unserem verstaubten Gesicht wischen. Der Aufstieg erfolgt mal rechts und mal links des Rio Tunas. Er ist ein 10 m breiter und 1,20 m bis 2 m tiefer wilder Gebirgsfluß. Besonders elegant fallen unsere Flußdurchquerungen aus. In graziöser Gangart tasten wir mit den Füßen über glitschige Blöcke auf dem Flußgrund. Mit den beiden Skistöcken unterstützen wir diese anmutigen Bewegungen. Angekommen am anderen Ufer, sieht man einen schlotternden Kameraden, über den die anderen lachen. Zur Sicherung seilen wir uns ab und zu an. Durst! Immer wieder schöpfen wir Trinkwasser aus dem Fluß. Langsam steigt der sandige Pfad nach Casa Cura. Dort stellen wir die drei Zelte auf. Für acht Personen wird es sehr eng, jedoch auch diese Nacht geht vorüber. Nach einem ausgiebigen Desajuno (Frühstück) steigen wir weiter auf. Schon den ersten Nebenfluß, den Rio Grande zu überqueren, bereitet uns reichliche Schwierigkeiten. Später gelingen uns die Durchquerungen schon besser. Am letzten grünen Fleck legen wir gegen Mittag eine Pause ein. Etwa 500 Höhenmeter darüber, auf 4200 m, stellen wir inmitten von wildgezackten Büßerschneefeldern unser Hauptlager auf. Da die Mulas nicht mehr höher hinauf können, wird das Gepäck abgeladen. Die beiden Soldaten verabschieden sich. Für den ersten Weihnachtsfeiertag steht Erkundung des Aufstiegs und Materialtransport zum Fraile-Paß auf dem Programm. Am nächsten Morgen steigen Peter, Wolfgang und Schorsch über den Nordostgrat des Yesera auf und nach Nordwesten zum Fraile-Paß ab. Dort errichten sie ein Depot. Paul ist krank, Bernhard fühlt sich nicht wohl. Ich bleibe im Lager und versorge Paul. Gegen Abend verschlechtert sich der Zustand, auch am nächsten Morgen tritt keine Besserung ein, deshalb beschließen wir, daß zwei von uns absteigen und einen Arzt bzw. Mulas für den Abtransport bringen. Wolfgang und Schorsch laufen in sieben Stunden die 50 km

Seite 98: Die Ostwand des Tupungato (6800 m); 1600 m Wandhöhe, davon 200 m III bis IV, 400 m 50° steiles Eis, 1000 m Firnflanke 20° bis 40°.
Foto: J. Heinl

hinunter zum Rifugio. Mittags steigen wir mit dem notwendigen Gepäck ab. Bernhards Gesundheitszustand hat sich in den letzten Stunden stark verschlimmert, des öfteren müssen wir eine Rastpause einlegen. 900 Höhenmeter steigen wir ab, an der Einmündung des größten Baches in den Rio Grande stellen wir unsere beiden Zelte auf. Bei Bernhard deuten die Symptome auf eine Lungenentzündung. Paul dagegen erholt sich zunehmend durch die Behandlung mit sehr starken Penizillinpräparaten. Am nächsten Morgen liegt Schnee vor unserem Zelt. Ein starker Schneesturm hat die Landschaft verwandelt. Bald ist jedoch die weiße Pracht wieder verschwunden, denn die Sonne hat in dieser Höhe noch viel Kraft. „Die Mula kommen!" Ein Arzt und zwei Sanitäter. Wolfgang sitzt auf dem vierten Mula in aufrechter Haltung, einen schweren Rucksack auf dem Rücken. Nach einer kurzen Unterredung mit mir beginnt der Arzt mit der Untersuchung. Nach einem kleinen Imbiß reiten der Arzt und die Soldaten mit Bernhard ab. Schorsch ist unten geblieben und regelt inzwischen alles Notwendige für den Krankenhausaufenthalt und die Versorgung des Patienten danach durch die sehr hilfsbereite und gastfreundliche Familie Meyer in Mendoza. Er erreicht nach eineinhalbtägigem Gewaltmarsch am 30. Dezember unser Hauptlager.

Wir sind mit einem Zwischenlager wieder auf dem Hauptlager angekommen. Dort hatte der Schneesturm in der Nacht vom 26. zum 27. unser im Hauptlager zurückgelassenes Zelt zerrissen. Zu unserem Glück gingen keine Ausrüstungsgegenstände verloren. Peter und Wolfgang zeigen ihre handwerklichen Fähigkeiten, indem sie mit Nadel und Zwirn das Zelt fachgerecht instand setzen. Paul kocht und stellt eine Liste über die noch vorhandenen Vorräte auf. Ich errichte um unsere Zelte einen meterhohen Schutzwall, da der erste von etwa einem halben Meter nicht ausreichend war.

Der 30. Dezember steht im Zeichen von Materialtransport auf den Fraile-Paß. Für Silvester haben wir einen langen Weg vor uns. Durch den Büßerschnee und das Geröll zum Paß, dort großes Aufladen, dann der Abstieg über ein steiles Geröllfeld und Büßerschnee über 500 Höhenmeter hinunter zum Gletschersee. Ein dauerndes Auf und Ab folgt. Über Moränen in allen Variationen und dazwischen eingebettete Büßerschneefelder gelangen wir gegen Abend an das westliche Gletscherufer. Unter einem großen Findling stellen wir unser Lager auf. Unser Jahresabschied verläuft ein wenig eigenartig, zu fünft sitzen wir im Hiebelerzelt und kochen Tee. Der 1. Januar bringt uns einen langen Moränenaufstieg, dann steigen wir über den Rücken hinauf zu einem Konglomeratgrat. In seinem Windschatten stellen wir ein weiteres Lager auf. Höhe 5100. Den Platz nennen wir „Plaza Alemania". Eine Überraschung erlebten wir hier nach unserer Wanddurchsteigung: Einige Blöcke hatten sich durch ein Erdbeben gelöst und lagen genau auf unseren Zeltplätzen.

2. Januar, nur ein Katzensprung bis zur Wand. Jedoch der schon berühmte Büßerschnee bremst unsere Geschwindigkeit. Dann nimmt uns eine steile, vereiste Schlucht auf. Erste Schwierigkeiten, IV. Grad. Dann über griffigen Fels rechts aufwärts. Wir steigen ohne Seil, da jeder von uns fünf diesen Schwierigkeitsbereich beherrscht. Über zwei Rippen gelangen wir zu einem sehr schwierigen Quergang, dann sind wir aus der eisschlaggefährdeten Schlucht und erreichen einen großen Absatz. Das Gelände wird wieder kombiniert und geht langsam in die Eiswand über. Im unteren Teil vergnügen wir uns wieder mit Büßerschnee. Dann die abwechslungsreiche Eiswand. Firn, Blankeis und Wassereis wechseln ab, bis der Firngrat erreicht ist. Dort legen wir eine Pause ein. Im Zickzack über die Firnflanke erreichen wir gegen Abend eine Gletscherspalte. In einer Höhe von 6500 m richten wir das Biwak her. Die Kälte ist derartig, daß Paul die Suppe trotz intensivster Bemühungen nicht mehr als lauwarm bringt. Peter und ich schaufeln einen waagrechten Platz aus. Die Windböen treiben Schnee vor sich her, laufend rieselt er in die Spalte, in der wir uns aufhalten. Wir sind alle müde. Nach der Suppe beziehen wir das Biwak. Es ist sehr eng, mit Schlaf ist nicht viel drin. Meine Freunde beschweren sich über mich, weil ich als einziger geschlafen habe. Sehnsüchtig er-

warten wir die Sonne, langsam taucht glutrot die Kugel am Horizont auf. Ich koche Tee, auch er wird nur gut lauwarm. Wolfgang versucht zu gehen. Er hat sich nicht gut erholt vom gestrigen Tag. Er bleibt in der Spalte zurück, während wir dem Gipfel entgegensteigen.

Im Mittelstück durchqueren wir den noch angedeuteten ehemaligen Krater des Tupungato. Die erkaltete Erdschicht muß hier nicht besonders dick sein, da in einer Höhe von 6650 m inmitten von lockerem Schnee plötzlich Wassereis auftritt. Weiter oben geht es wieder in Schnee über. Öfters müssen wir stehenbleiben, aber gegen 8.30 Uhr erreichen wir den Gipfel. An einer etwas windgeschützten Stelle setzen wir uns hin. Es ist geschafft, wir sind glücklich. Allzulange verharren wir nicht, da uns die Kälte hinunter zu Wolfgang treibt. Aus dem Gipfelbuch entnehme ich eine Karte von zwei Chilenen, die als letzte voriges Jahr den Tupungato von Chile auf dem Normalweg erstiegen haben. Der Abstieg über die Aufstiegsroute verläuft ohne Schwierigkeiten. Abends zelten wir auf dem Südostwandgletscher in 4150 m. Wir haben mehr geschafft, als wir geplant hatten.

4. Januar, ein harter Tag. Über den Gletscher zum See. Dort legen wir eine ausgiebige Rast ein, bevor der heillose Geröllschinder angegangen wird. Man hört die Zähne förmlich knirschen, so beißen wir sie aufeinander. Endlich der Paß! Wir schmeißen unsere Rucksäcke hin, müde, aber glücklich, blicken wir ein letztes Mal zurück auf unsere Route. Wir schütteln uns die Hände, dann steigen wir zum Hauptlager ab. Wolfgang hat sich die Füße stark aufgerieben.

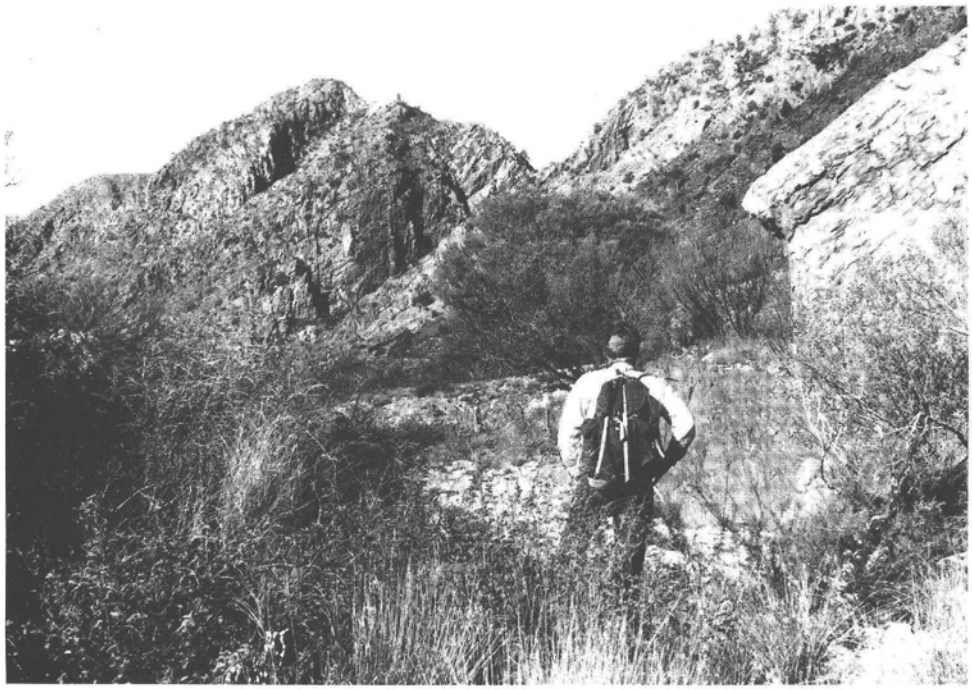
Unsere Gedanken eilen voraus, nach Santa Clara, Tupungato und Mendoza. Etwas Gescheites zu Essen, Bier, Wein, all das spukt in unserem Kopf umher. Wir haben nichts dergleichen im Hauptlager. Die Vorräte werden dort so strapaziert, daß niemand mehr das Gefühl hat, nüchtern zu sein. Dann beginnt der Auszug aus dem Hauptlager. Unsere Rucksäcke sind derart behängt, daß man sie fast mit einem Weihnachtsbaum verwechseln könnte. Das Camp des Abends steht in 3300 m Höhe. Morgen haben wir einen fantastischen Plan. Wir wollen das Rifugio erreichen. Doch davon trennen uns noch einige Hindernisse: Ein Bach ist zu überspringen, dann folgen Klettereien im III. und IV. Schwierigkeitsgrad an den Wänden des rechten Flußufers, bis die Schwierigkeiten immer größer werden und ich angeseilt den reißenden Fluß durchquere. Am anderen Ufer fixiere ich das Seil, und bald ist unsere Materialseilbahn fertig. Denn bei dieser Strömung wäre es unmöglich, mit den Rucksäcken von über 30 kg ohne unterzutauchen durchzukommen. Dann gehen wir weiter. Schon das Aufstehen nach einer Rast ist ein Fiasko, bis in die Nacht laufen wir weiter, um den Rio Santa Clara zu erreichen. An ihm ist unser letztes Camp. Das Rifugio werden wir also erst morgen erreichen. Die Temperatur ist schon recht angenehm, so daß auf das Aufstellen der Zelte verzichtet werden kann. Das Abendmenü besteht aus Tee, der nach Heu und Holz schmeckt, ohne Zucker, und drei Fruchtschnitten je Mann.

Der letzte Tag. Der Magen knurrt, nur Magentee, sonst ist nichts mehr da. Gut fünf Kilometer mit einigen Gegenanstiegen. Das Rifugio! Die Soldaten begrüßen uns. Unser Mister Veintiuno funkt nach einem Lastwagen! Auf unsere Frage, wann er kommt, meint er: „Manana!"

Am dritten Tag kommt der Bruder des Mister Veintiuno und mit ihm unsere Rettung. Mit einer List, daß die Vorräte zu Ende gehen, muß der Lastwagen kommen. Mit einem sehr herzlichen Händedruck verabschieden wir uns von den Soldaten. In Tupungato bleiben wir eine Nacht in der Kaserne. Wir bedanken uns beim Chef des Bataillons für seine Hilfe und überreichen ihm als Erinnerung einen Eishammer.

Danach fahren wir nach Mendoza. Nur noch wenige Tage haben wir Zeit. So müssen wir die Aconcagua-Südwand leider auf das nächste Mal verschieben, denn wir wollen wiederkommen.

Verfasser: Josef Heinl,
D-8898 Schrobenhausen, Neue Heimat 23



In den Mac-Donnell-Bergen in Inneraustralien.
„... ihre Täler sind noch nicht erforscht, die meisten ihrer Spitzen hat noch niemand erstiegen."
Fotos: F. Bertelmann

Bergerlebnisse in Australien

Jubiläumskundfahrt der Sektion Minden 1974

Friedhelm Bertelmann

Wir fliegen schon seit fünf Stunden über den australischen Busch, monoton dringt das Donnern der Motoren in die Maschine. Unter uns hat sich das Bild in der ganzen langen Zeit nicht um einen Deut verändert, weite, unendliche weite, flache Landgebiete, bestanden mit vereinzelten Bäumen. Ab und zu fällt das ermüdete Auge auf ausgetrocknete Flußläufe, ihr weißes Geröll hebt sich aus der Monotonie des graugrünen Busches wohltuend ab. Wir befinden uns über den weiten unerschlossenen Gebieten Nordwest-Australiens, der rauhesten Gegend des fünften Erdteils.

Aus Neuguinea kommend, waren wir in Darwin gelandet. Während des dreitägigen Aufenthaltes hatten wir genügend Gelegenheit, diese Pionierstadt kennenzulernen, eine Stadt, deren Rand direkt an den wilden heißen Busch grenzt, an der Grenze der Wildnis waren große Raupen dabei, den Busch zu roden und die Trassen für neue Straßenzüge anzulegen. Neben den entwurzelten Bäumen wurde schon mit dem Hausbau begonnen, die vorgefertigten Teile wurden zusammengesetzt. Ein Haus glich dem anderen.

Darwin ist die erste Stadt, die hier im wilden Nordwesten gegründet wurde, um einen Stützpunkt und einen Hafen an der See zu haben. In Darwin treffen die beiden Telegrafenkabel zusammen, die quer über den australischen Kontinent und den Ozean Australien mit England und Europa verbinden. Diese Verbindung wurde am 1. 1. 1872 in Betrieb genommen. Bei dem Bau der Leitung ging es wilder und härter her als in manchen berühmten Geschichten aus dem amerikanischen Wilden Westen.

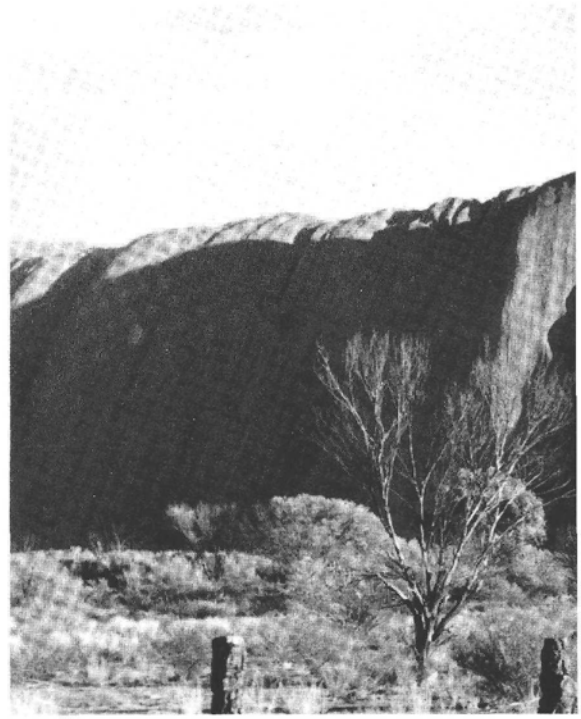
Bis zur Fertigstellung der Telegrafenlinie war man in ganz Australien nur auf die Nachrichten angewiesen, die mit den verhältnismäßig langsam fahrenden Schiffen aus Europa eintrafen und man wußte nicht, ob gerade ein Krieg ausgebrochen war oder ob Frieden herrschte. Man kannte weder die neuesten politischen Ereignisse noch die neuesten Kurse an der Weltbörse, wie z. B. für Wolle und Getreide. Eine schnelle Verbindung mit Europa und den großen Städten im Süden des Landes war für Australien fast lebenswichtig geworden. Von England nach Java gab es schon ein Überseekabel, nun sollte die Lücke über See von der Londoner Telegrafen-Kompanie geschlossen werden und die australische Regierung sollte die Linie quer über den Kontinent bauen. Dabei kam ein merkwürdiger Vertrag zustande: Man wollte sich an einem bestimmten Tag in Darwin treffen, jede der beiden Parteien sollte für jeden Tag, der diesen Termin überschritt, an die andere Partei 1000 Pfund zahlen. Das war eine Konventionalstrafe von ca. 6000 DM. Und so begann eines der größten Unternehmen in der australischen Geschichte.

Erkundungstruppen brachen auf, ihnen folgten Bautrupps, schwer beladen mit Kupferdraht und Telegrafenstangen. Die Wagen wurden von Ochsengespannen gezogen. Es gab unwahrscheinliche Hindernisse zu überwinden, oft wurden die eben gesetzten Stangen von Termiten zerfressen und man mußte sie durch Eisenstangen ersetzen, die aus England geholt werden mußten. Oft stahlen Eingeborene den blinkenden Kupferdraht, oft gab es Zwischenfälle und Überfälle, aber unaufhörlich drangen die Bautrupps voran, die Männer mußten mit Wasser versorgt werden, welches in hölzernen Fässern oft über Hunderte von Kilometern herangeschafft werden mußte. Man drang in völlig unbekanntes Land vor, weiter australischer Busch, glühende Wüsten, steil aufragende Felsberge. Immer neue Schwierigkeiten waren zu überwinden, und als die Leitung nur noch 200 km durch Busch und Wildnis zu bauen war, näherte sich der Kabelleger „Hibernia" langsam aber stetig der Küste; die Engländer hatten das Rennen gewonnen. Aber dann meinte es das Schicksal mit den Männern, die die Telegrafenlinie durch Staub und Wildnis gebaut hatten, gut. Tief unten im Ozean riß das Seekabel, und die Australier konnten ihre Leitung fertigstellen noch lange bevor man die schadhafte Stelle gefunden und repariert hatte. (Darwin

wurde Mitte Dezember 1974 durch einen Wirbelsturm vernichtet.)

Nach sechs Stunden Flug landen wir in Alice Springs (Alice-Quelle), mitten im Herzen des Kontinents. Alice ist wie Darwin eine reine Pionierstadt, einige schnurgerade Straßen, einige weiße, flache Häuser, eine Pferderennbahn, ein Versorgungspunkt für die weit im Land verstreuten Farmen, die man hier in Australien „Stationen" nennt. Die Ansiedlung liegt an einem Fluß, dem „Todd-River", sein Bett besteht aus ausgedörrtem Sand und knochentrockenen Steinen, keine Spur von Feuchtigkeit im ganzen Fluß, nur einige große weißstämmige Bäume stehen am „Gestade" und zeugen von tief unter der Erde befindlichem Wasser. Aber auf diesem Fluß fanden schon Bootsrennen statt, hatte es geregnet? Führte der Fluß Wasser? Nein, man hatte einfach in den Boden der Boote Löcher gesägt und am Rand Halteleinen befestigt. Nun stellte man sich in die Löcher, hob mit den Leinen das Boot in Hüfthöhe und die Wettfahrt, oder besser gesagt das Wettrennen, konnte beginnen. Solche Situationen sind in Australien nicht selten. Ist kein Wasser zum Rudern da, so verläßt man sich einfach auf seine Beine, man weiß sich eben zu helfen.

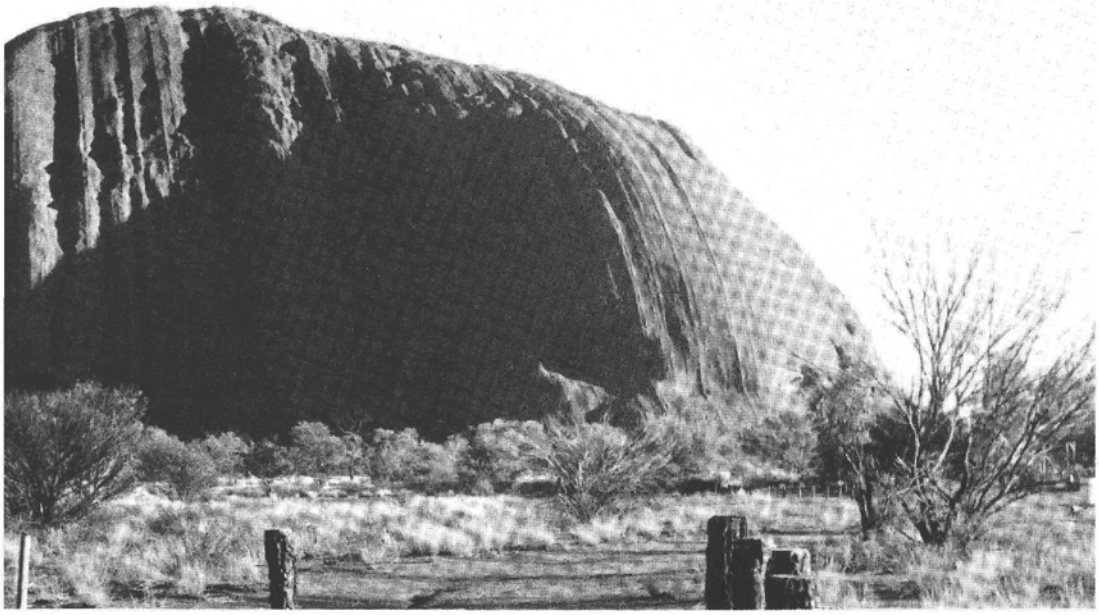
Wir bereiten unsere Fahrt in den Busch vor, ein Auto wird gemietet, die Erträge des Landes — sprich Konserven — eingekauft, und ein großer Wasserkanister gefüllt, dann brechen wir auf. Zelt und Bergausrüstung sind im Auto verstaut. Wir wollen dem Autovermieter unsere Pässe zeigen und ihm eine Anzahlung geben sowie ein Pfand für die Rückgabe des Wagens hinterlegen, wie man es aus anderen Ländern beim Automieten gewohnt ist. Aber er sieht uns nur erstaunt an, schüttelt den Kopf und sagt: „Haut man bloß ab, wenn ihr dann irgendwann zurückkommt, könnt ihr ja immer noch bezahlen. Der Bock ist vollgetankt, also gute Reise." So lernten wir die Australier als ein Volk gutmütiger, kameradschaftlicher Rauhbeine kennen, denen es z. B. auch nichts ausmacht, hinter einen dicken Lkw sechs lange Anhänger zu hängen und über die unbefestigten Straßen des weiten Landes zu donnern, denn die schweren



Transporte sind hier auf die Überlandlastzüge angewiesen. Die Eisenbahn verkehrt nur zweimal in der Woche und das ist auch noch nicht sicher. Sonst reist man nur mit dem Flugzeug, die einsamen Gebiete im weiten Land werden von Buschpiloten angeflogen.

Zu den Ayers Rocks

Weit, unendlich weit liegt das hitzeflimmernde Flachland vor unseren Blicken. Wir sind unterwegs zu dem größten Stein der Welt, dem Ayers Rock, dem geheimnisvollen Felsen im Herzen des fünften Kontinents. Die Monotonie der Landschaft wird ein wenig von markanten Baumgestalten unterbrochen, sie recken ihr bizarres Astwerk in das heiße Blau des Himmels, es sind Wüsteneichen, Eucalyptusbäume, verkümmerte Korkeichen, ab und zu Eisenholzbäume, wilde Feigenbäume, Blutholzbäume und Wüsten-Kurrajongs, deren Konturen sich gegen das weiße Gewölk am endlosen Himmel über der großen Ebene abheben.
Nach langer Fahrt erkennt man endlich ganz



Ayers Rock. Foto: F. Bertelmann

in der Ferne den großen Stein, aber bis zu seinem Fuß sind es noch gut 100 km, 100 km unberührter australischer Busch, dann haben wir den gewaltigen Monolithen erreicht. Über 300 m wuchten seine Felswände aus dem tellerflachen Land empor, seine Länge beträgt ca. 8, seine Breite 5 km, der größte Stein der Erde, sagenumwoben, hier liegt das geheimnisvolle Mutigulanu-Wasserloch, hier kämpften, nach der Legende der Ureinwohner, die Rautenschlangen und die Giftschlangen gegeneinander, sie kämpften mit großem Mut und Wildheit — ja hier am großen Rock leben die von den Eingeborenen überlieferten Geschichten — die Geschichte vom Glockenvogel Panponpulana, der, als die Erde noch ganz jung war, über das weite Land flog, um alle Tiere, Vögel und Reptilien, zu einer großen Zeremonie der Mulgamänner einzuladen. Am Uluru-Wasserloch, einem Sammelbecken in der Nähe des Gipfels, versammelten sich die Rautenschlangen, die Beutelratten, die kleinen Eidechsen und die Maulwürfe. Noch heute sieht man auf dem großen Gipfelplateau die Spuren der Rautenschlangen, es sind 2—3 m tiefe, in den Stein gewaschene Rinnen.

Es wird Abend, die Sonne verglüht im Westen, dunkel und unheimlich liegt der große Stein im Gegenlicht, er wirft einen langen, schweren Schlagschatten, oben über dem Gipfel stehen Schäfchenwolken, von der untergehenden Sonne rot angestrahlt. Bald erscheint der Mond und taucht den Rock in sein mildes Licht, wie gehämmertes Silber glänzt jetzt der Stein, ein unwahrscheinlicher Anblick. Wind ist aufgekommen, er singt in den dürren Ästen der Bäume, er singt sein Lied von längst vergangenen Zeiten, er erzählt von streifenden Eingeborenenhorden, erzählt vom weißen Mann, der langsam das weite Land in seinen Besitz nahm, er erzählt von wilden Festen der Australneger an den Flanken des großen Steines, erzählt von Tragödien, von Durst und Tod hier im Herzen des einsamen Kontinents.

Am beeindruckendsten ist der Rock wohl in den frühen Morgenstunden: Gerade ist die

Sonne über dem östlichen Horizont aufgetaucht, ihre ersten Strahlen treffen den Stein, und dann geschieht eines der größten Wunder der Natur, der Berg scheint von innen zu glühen, zuerst ist es ein schwacher roter Schein, der über die 300 m hohen Wände gleitet, dann wird das Rot intensiver, wird glühender, ein ganz sattes Rot, wie ein riesiger Brand lodert es jetzt über dem Ayers Rock, verschiedene Farbstufen im Rot entstehen, ganz helles Rot, Purpurrot, oben am Gipfel Gelbrot, am Fuße des Felsens schwingen die Farben ins Violette über, man meint, der große Stein sei aus Glas und werde ganz tief von innen durch eine riesige Fackel beleuchtet. Dem Menschen fehlen die Worte, um die Farbenpracht des von der frühen Sonne angestrahlten Monolithen zu beschreiben.

Zwei Stunden später ist der Zauber des Abends, der Nacht und des frühen Morgens ein wenig verschwunden, die Realität herrscht jetzt vor; weiter, hitzeflimmernder Busch, stechende Sonne, Schweiß und Durst. Wir befinden uns im Aufstieg zum „Gipfel" des Rocks, der Weg führte uns erst um zwei Drittel des Steines herum, dann fanden wir eine Ersteigungsmöglichkeit. Eine schräg geneigte Rampe führt ca. 100 m steil empor, der Fuß findet gerade noch Halt, man kann noch ohne Zuhilfenahme der Hände aufsteigen, dann wird die Sache steiler und ausgesetzter. Der Weiterweg führt jetzt über eine Steilstufe, der Fels ist aber rauh und gibt den Kletterschuhen reichlich Halt, zahlreiche Griffe sind vorhanden. Der Blick über den weiten einsamen Busch ist von einer einmaligen Großartigkeit, weit unten steht das Mulgagras bis zum fernen Horizont, seine stacheligen Spitzen leuchten weiß im Gegenlicht der Sonne.

Wir queren jetzt nach rechts, unser Weg windet sich durch ein Labyrinth von Rinnen und Löchern, der Sage nach die Kriechspuren der großen Schlangen. Unter uns liegt eine Höhle, beim Aufstieg erkundeten wir sie und entdeckten an ihren Wänden primitive Zeichnungen von Eingeborenen. Die Zeichnungen waren mit Ocker und Ton hergestellt und zeigten Tiere und Menschen des australischen Busches. Bei der Betrachtung der Malerei mußte ich an eine Stelle aus dem Buch von Charles P. Mountford „Braune Menschen, Roter Sand" denken, in dem es heißt: „Nach Fertigstellung der Grundzeichnung zog der Künstler ein Stück Rinde von einem in der Nähe wachsenden Baum ab, benutzte es als Pinsel und umriß die Figur mit weißem Pfeifenton. Die fertige Malerei stellte eine männliche Figur dar, bei der der herkömmliche Kopf durch einen weiten Kreis versinnbildlicht und mit strahlenförmigen vom oberen Rand ausgehenden Strichen abgeschlossen war. Dieser Kreis, so erklärte der Künstler, war die Kopfbekleidung. Als ich ihn fragte, wo das Gesicht, die Nase und der Mund und die Augen seien, betrachtete mich der Eingeborene erstaunt und sagte, es gäbe nur einen Platz, an dem sie sein könnten, nämlich in der Mitte der Kopfbekleidung, die, wie ich wissen könnte, das Gesicht ganz umgab. Er erklärte, er mache sich nicht die Mühe, das Gesicht zu zeichnen, denn jeder Schwarze wisse, wo es sei, obgleich ich ein Weißer sei, erwarte er keine so närrische Frage von mir."

Nachdem wir einige bis zu 6 m tiefe in das Gestein geschnittene Rinnen überwunden hatten, lag das „Gipfelplateau" vor uns. Vorbei an einem geheimnisvollen Wasserloch erreichten wir den höchsten Punkt des großen Steines. Unter uns lag das weite, einsame Land, keine Dörfer, keine Städte, keine Autos, nur der weite, weite Busch und ganz in der Ferne die Felsengruppe des Mt. Olga oder wie die Eingeborenen sagen „Katatjuta", was soviel wie „Köpfe viele" heißt und ganz ganz weit, eben noch zu erkennen, die Mac-Donnell-Berge.

In den Mac-Donnell-Bergen

Einige Tage später.
Unser Zelt steht an einem der zahlreichen ausgetrockneten Flußläufe hier in den Buschgebieten Inneraustraliens. Die Sonne steht im Westen, sie taucht die Landschaft in ein merkwürdiges graues, hartes Licht. Die spärlich stehenden Bäume und Büsche werfen lange, dunkle Schlagschatten. Am weiten, klaren Horizont erheben sich lang gestreckte, wild zerklüftete Höhenzüge in den seidenblauen Nachmittagshimmel. Es sind die Mac-Donnells-Rocks, die Berge, von denen H. O. Meissner in seinem Buch „Das

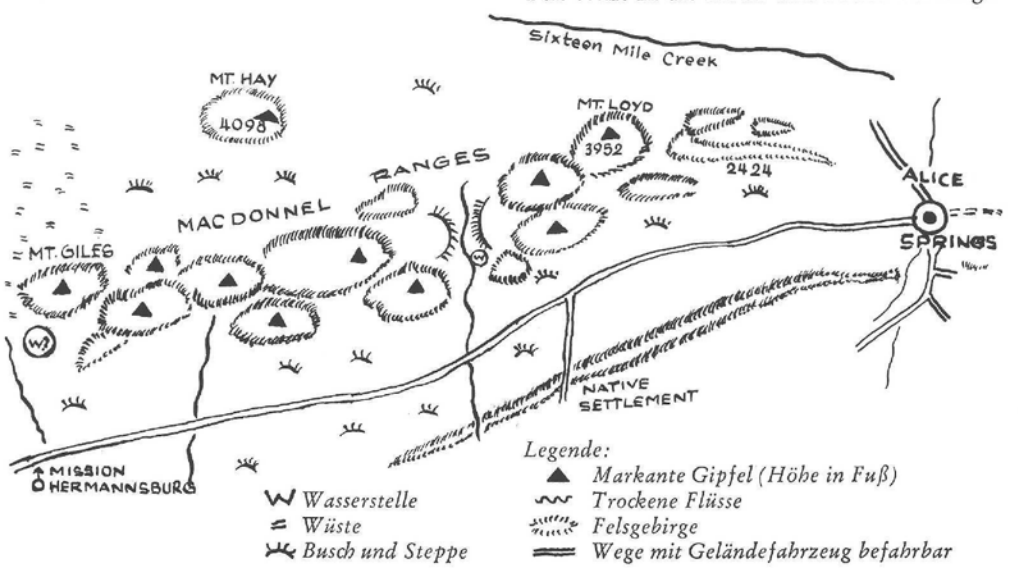
fünfte Paradies" schreibt: „Nirgendwo haben wir den Begriff von der blauen Ferne so deutlich empfunden wie von dem Standort an den Flanken des Ayers Rocks, denn jene Berge am Horizont waren blau, um so dunkler blau, je ferner sie lagen, ganz fern schimmerten ihre Konturen im nachtblauen Dunkel, die Mac Donnells hießen sie, ihre Täler sind noch nicht erforscht, die meisten ihrer Spitzen hat noch niemand erstiegen. In dieser unbekannten Welt leben die letzten Steinzeitmenschen Australiens."

Morgen in aller Frühe wollen wir zu diesen Berggebieten aufbrechen, jetzt wird es bald dunkel, wir haben unser Lagerfeuer angesteckt, die Flammen fressen sich prasselnd in den zunderdürren Dornbusch, den wir angebrannt haben. Feuermachen ist hier kein Problem, denn Bäume und Büsche sind schon seit Jahrzehnten abgestorben und ausgedörrt, man braucht nur ein Streichholz an das Holz zu halten, und schon lodert das Feuer auf. Als die Sonne hinter den Bergen versinkt und den Himmel noch einmal rot aufleuchten läßt, hängen wir unseren „Bili" über das Feuer, der „Bili" ist ein eiserner Teekessel, den man in Australien, wo Männer im Busch leben, überall antrifft.

Bald kocht das Wasser und wir gießen unseren Tee auf, dann ist es dunkel, es wird bitterkalt, so um den Gefrierpunkt, morgen früh wird Eis und Rauhreif auf dem Zelt sein.

Wir legen uns schlafen. Nachts werden wir wach, ein schauerliches Geheul liegt in der Luft, es sind die Laute der zahlreichen Dingos, der wilden Hunde Australiens, die um unser Zelt schleichen und uns unsere Nachtruhe rauben. Sie haben es wohl auf unsere Vorräte, die unter dem Zeltüberdach liegen, abgesehen. Als wir ins Freie kriechen, verschwinden sie als schemenhaft huschende Schatten. Wir schauen zum Himmel. Über uns leuchten phantastisch die Sterne, das Kreuz des Südens und die Milchstraße, so schön habe ich das noch nie gesehen. An der Milchstraße kann man jede Verästelung erkennen.

Am Morgen, als gerade das erste Tageslicht erscheint, läßt uns die Kälte nicht mehr schlafen, im Osten erscheint ein roter Streifen am Horizont. In einer halben Stunde wird die Sonne da sein, dann dauert es nicht mehr lange und der Busch liegt wieder unter einer Hitzeglocke. Mit klammen Fingern brechen wir unser Lager ab, verpacken die Sachen und fahren zum Fuß der Berge. Der Wagen wird abgestellt, dann geht es zu Fuß weiter. Wir erreichen eine tiefe Schlucht, die in das Innere des Gebirges zieht, die Felswände sind senkrecht, mehrere hundert Meter hoch. Ganz weit oben erkennt man einen schmalen Strich blauen Himmels, es ist ein Anblick, wie man ihn nur hier in den Donnell-Bergen erleben kann, purpurroter Fels steilt in die Höhe und bildet tief einge-



schnittene Schluchten, mauerglatte Wände und steil aufragende Grate und Kanten.

Am Ende der Schlucht treffen zwei Täler zusammen, sie sind mit stacheligem Dornbusch bestanden. Wir haben Glück und finden hier ein Wasserloch mit trinkbarem Wasser.

In einer mit Gestrüpp bewachsenen Rinne steigen wir auf, es geht über steile Felsstufen, langsam kommen wir voran, immer wieder sperren Hindernisse aus verfilztem Buschwerk den Weiterweg, zwischen den Ästen haben große, fast handtellergroße Spinnen ihre Netze gespannt. Vorsichtig versuchen wir, die Tiere zu vertreiben, denn ihr Biß ist giftig, außerdem ist Vorsicht geboten, da es hier zahlreiche Schlangen gibt, welche sich gerne in dem Gestrüpp aufhalten.

Als ich gerade einer ekligen Spinne ausweichen will und im Sprung eine geneigte Steinplatte erreiche, verliert sie das Gleichgewicht und fällt polternd in die Tiefe. Ich bin erschrocken, bringe mich mit einem zweiten Sprung aus der Gefahrenzone und verrenke mir den Fuß, der Knöchel schwillt an, ein stechender Schmerz ist im Gelenk. Wolfgang fragt besorgt, ob ich weitergehen kann. Ich versuche es und humple langsam bergan. Nach einiger Zeit geht es dann wieder besser — der Fuß schmerzt immer noch, aber es ist auszuhalten. Wir haben jetzt das Ende der Steilrinne erreicht, links zieht ein wunderschöner ausgesetzter Grat hoch zum Gipfel. Wir nehmen das Seil aus dem Rucksack und binden uns ein, dann klettern wir los. Bald ist der erste Gratturm erreicht, weit fällt der Blick über das Land und über die einsamen Gipfel.

Die Pausen sind nur kurz, selten macht uns die Kletterei so viel Spaß, sie bewegt sich um den vierten Schwierigkeitsgrad, aber das Gestein ist wunderbar fest. Einige überhängende Steilstufen sind zu überwinden, aber sie halten nicht lange auf. Die Griffe und Tritte sind hier wie aus Eisen, nur an den absoluten Tiefblick muß man sich erst wieder ein wenig gewöhnen. Dann liegt der Gipfel vor uns, noch einige leichte Meter, dann halten wir Gipfelrast. Tief unter uns liegen die einsamen Täler, liegt der weite hitzeflimmernde Busch, in der Ferne verschwimmen die Höhenzüge im Dunst.

Wir müssen absteigen, suchen eine Möglichkeit, den Gipfel wieder zu verlassen, aber überall nur steil abbrechender, rotgelber Fels. Wir finden eine Schlucht, einige Meter kann man ihren Verlauf erkennen, dann bricht sie überhängend ab, aber das ist nicht schlimm, wir richten eine Abseilstelle her, dann wird das Seil eingehängt und die Talfahrt beginnt. „So einfach ist das." Am Abend sitzen wir wieder am Feuer und kochen in unserem „Billi"-Topf Tee. Ein langer Tag liegt hinter uns, wir sind müde, gehen ins Zelt, morgen werden wir wieder aufbrechen, um erneut die einsamen Grate, Wände und Kanten der Donnell-Berge zu begehen.

Aber am anderen Morgen sind wir nicht mehr alleine, irgendwie fühlten wir schon im Zelt, daß wir beobachtet wurden. Als wir dann den Reißverschluß öffnen und hinaussehen, stehen auf einer Bodenwelle im ersten Licht des Tages drei Eingeborene, sie sind mit Lendenschurz bekleidet und ihre prachtvoll sehnigen Körper sind mit Stammeszeichen versehen. Sie stehen regungslos wie Statuen und schauen zu uns herüber, stützen sich auf ihre Speere. Als wir versuchen, mit ihnen in Berührung zu kommen, verschwinden sie wie lautlose Schatten. Wir sind vom Erscheinen und dem lautlosen Verschwinden der „Wilden" tief beeindruckt, erleben wir doch im 20. Jahrhundert ein Stück längst vergangener Menschheitsgeschichte, ein Stück „Steinzeit".

Als wir dann später nach Alice Springs zurückkommen, erregen unsere Klettertouren in den Donnell-Bergen einiges Aufsehen. Die Australier wollen Fotos, Kartenskizzen und Tourenbeschreibungen von den Bergfahrten haben. Man will seitens des Fremdenverkehrsamtes das Klettern in den bisher unbegangenen Mac-Donnell-Bergen attraktiver machen und die Felsen weiter erschließen. Wir freuen uns über dieses Interesse, werden die gewünschten Unterlagen liefern und haben somit als Bergsteiger vielleicht auch ein wenig „Pionierarbeit" in Australien geleistet.

Verfasser: Friedhelm Bertelmann,
D-495 Minden, Schwerinstraße 4

Mit dem Kajak in den Orient

Bericht von einer ungewöhnlichen Fahrt im „Paddelboot" von Ulm nach Bali

Herbert Klawonn

„So einfach können Sie bei uns Ihre Traumreise buchen!", erklären die Prospekte mancher Reiseunternehmen. Man hat sich nur anzumelden, zu zahlen und am Reisetag pünktlich zu erscheinen und alles wird für seine Traumreise geplant, organisiert und meistens auch wie versprochen durchgeführt ... als TRAUMreise nämlich. Irgendwann wird der Reiselustige dann feststellen, daß sein Ausbruch aus dem Alltag viel zu kurz gewesen ist — ein Traum eigentlich nur!

Im Mai 1970 ergab es sich für mich, endlich einmal sehr viel Zeit zu haben, woraus aber — „Zeit ist Geld" — nicht auf ebensoviele „Mittel" zu schließen wäre, und ich entschloß mich, langgehegte Wünsche zu verwirklichen, die für viele Leute eben nur Träume bleiben. Mit meinem Kajak wollte ich wieder einmal die Donau hinabfahren. Zunächst hatte ich mir das Schwarze Meer und Istanbul als Ziel gesetzt, das ich bei meiner ersten Donaufahrt drei Jahre zuvor nicht erreicht hatte, weil Herbststürme eine Küstenfahrt damals vereitelten. Niemals hätte ich gedacht, daß daraus eine dreieinhalbjährige „Fahrt mit dem Kajak in den Orient" werden könnte, die mich schließlich bis zum Inselparadies Bali in der Südsee führen sollte. Unter diesem Titel mag meine nicht alltägliche Fahrt wohl als ein abenteuerliches Unternehmen erscheinen. Eigentlich aber ist sie nichts anderes gewesen als das, was viele Kanuwanderfahrer alljährlich in ihrer Urlaubszeit unternehmen, die mit Boot und Zelt hinausziehen, um für sie neue Landschaften auf Flüssen, Seen und an den Küsten zu erleben. Dreieinhalb Jahre beinhalten allerdings ein ganzes Wanderfahrerleben mit vierzig bis fünfzig Jahresurlaubsfahrten, das aber durchaus kein Abenteuer zu sein braucht. Das Prikkeln des Abenteuerlichen in mir schwand in dem Maße, wie es mir gelang, mich mit der Mentalität des Orientalen vertraut zu machen, mit seiner Einstellung zu Zeit und Raum. Eigentlich war das Voraussetzung dafür, diese Fahrt überhaupt durchführen zu können.

Dennoch kam es dabei trotz aller Gelassenheit und Bereitschaft zur Unvoreingenommenheit zu Situationen, die manchen sicherheitsbewußten Bundesbürger den Kopf schütteln lassen. Wer möchte es schon in seinem wohlgeplanten und bezahlten Jahresurlaub erleben, unversehens von einem grimmig dreinschauenden Zivilisten mit vorgehaltenem Gewehr unmißverständlich aus seinem Boot ans Ufer „gebeten" zu werden, um dann bald darauf von Grenzwächtern in Handschellen abgeführt zu werden. Nun, geplant war dieser Zwischenfall auf der Mur als Grenzfluß zwischen Jugoslawien und Ungarn gewiß nicht, wie eigentlich die gesamte Fahrt nicht geplant war. Es ergab sich gerade so — Schritt für Schritt. Einer dieser Schritte brachte mich somit für eine Nacht ins Gefängnis von Čakovec. Wer nämlich auf so ungewöhnliche Weise auf einem Grenzfluß dahinfährt, ist ohnehin schon verdächtig genug. Führt er dann noch zwei Kameraausrüstungen bei sich mit verschiedenen Objektiven, dazu noch eine beträchtliche Menge Banknoten kapitalistischer Länder und gar Reiseschecks einer amerikanischen Bank, so darf man sich als pflichtbewußter jugoslawischer Bürger voller Stolz schon darauf freuen, einen Orden für die Verhaftung eines Spions aus dem kapitalistischen Westen verliehen zu bekommen. Schade nur, daß Richter auch in Jugoslawien alles besser wissen und dabei feststellen, daß ein Bootsfahrer auf der Mur nicht unbedingt ein Spion sein muß. So mußte Jiri wohl auf einen Orden verzichten, hatte aber immerhin die Genugtuung, seinem Lande einhundert harte DM eingebracht zu haben. Diesen Betrag hatte ich nämlich zu zahlen, weil ich „unerlaubt unerlaubtes Grenzgebiet betreten" hatte. Daß dieser sich aus Gerichts-, Dolmetscher- und Strafgebühren zusammensetzende Betrag eine runde Summe in DM ergab, habe ich als besondere Großzügigkeit der jugoslawischen Justizbehörden angesehen, die mir damit eventuelle Schwierigkeiten beim Geldtausch aus dem Wege räumten, der in Čakovec nicht möglich ge-

wesen wäre. Wenn ich dazu allerdings erklären muß, daß mir solche Großzügigkeit nur deshalb widerfahren konnte, weil ich dem damals bei Reisen nach Ungarn üblichen Devisenzwangstausch von etwa 21,— DM je Tag Aufenthalts vermeiden wollte und darum ab Wien die Fahrt auf der Donau nicht fortsetzte, sondern von Graz aus auf Mur und Drau „um Ungarn herum" wieder auf die Donau gelangen wollte, so wird es verständlich, warum ich wehmütig an die Freuden mit Salami, Tokajer und Julischkas dachte, die mir für dieses runde Sümmchen in Ungarn zuteil geworden wären. Entgegenkommenderweise wurde mir dafür immerhin ein Papier ausgehändigt, mit welchem mir erlaubt wurde, „unerlaubtes Grenzgebiet" zu betreten, um mein Boot vom Ort meiner Verhaftung abzuholen. Es ist mir jedoch unverständlich geblieben, warum sich niemand für dieses Papier interessiert hat, auch später nicht an der Donau, die auf lange Strecken Grenzfluß zwischen Rumänien und Jugoslawien ist.

Die Donau hatte ich schon 1967 von Regensburg bis zur Mündung im Kajak erlebt, damals allerdings bei sehr geringer Wasserführung. Diesmal hatten langanhaltende Niederschläge den Wasserspiegel um vier Meter ansteigen lassen, was zunächst für mich keine weiteren Schwierigkeiten ergab, wenn ich davon absehe, daß es nicht immer einfach war, für den allabendlichen Zeltaufbau einen brauchbaren Platz zu finden. Im „Eisernen Tor" aber zeigte sich der Strom in ungebärdiger Kraft. Mit der rasanten Strömung jagte ich an den Ufern vorbei, ohne zunächst in kritische Situationen zu geraten. Dann aber quirlte vor einem Engpaß plötzlich ein Wirbel auf, und ich wurde mit meinem Boot mehr und mehr zur Mitte eines riesigen Trichters in der Wasserfläche gezogen. Mit aller Kraft versuchte ich, seinem Sog zu entrinnen. Links, links, links! Mit wuchtigen Schlägen mühte ich mich, den Bug des Bootes aus der teuflischen Bahn zu reißen, in die es wie an einem Seil hineingezogen wurde. Links, links, links! Nur nicht nachlassen, immer kräftig links ziehen! Wenn du hier schwach wirst, bist du verloren! Es war zum Heulen! Wie sehr ich mich auch verzweifelt anstrengte, das höllische Wasserkarussell hielt mein Boot in seiner Bahn. Ich drehte schon die dritte Runde in diesem gewaltigen Wirbel, der fast die gesamte Breite des Stromes von etwa zweihundert Metern einnahm, und schlug verzweifelt das Paddel in das kreisende Wasser. Wie lange würden meine Kräfte noch reichen, immer wieder links, links, links! Immerhin konnte ich nach dem ersten Schock feststellen, daß ich den Abstand zum tieferliegenden Zentrum des Wirbels zu halten vermochte. Nur nicht da hineingeraten! Wie lange würde diese Kreisfahrt noch dauern? Nicht nachlassen! Links, links, links! Dann brodelte es plötzlich, der riesige Trichter füllte sich auf, das quirlende Wasser warf mein Boot hin und her, bis es schließlich wie von einer Riesenfaust davongeschleudert wurde in die dahinrasende Strömung. Als ich in einer ruhigen Passage das Paddel aus der Hand legte, um mich von der Anstrengung im Wasserkarussell zu erholen, bemerkte ich erst, wie meine Hände vor Erschöpfung zitterten, doch überkam mich ein glückliches Gefühl, dieser kritischen Situation entronnen zu sein.

Es war mir gar nicht aufgefallen, daß ich an Drencova längst vorübergeglitten war, wo ich nach Angabe des rumänischen Hafenkommandanten von Moldova Veche einen Grenzposten finden würde, bei dem ich mein Zelt aufbauen und übernachten könnte. So steuerte ich den nächsten Wachturm am Ufer an. Aus seiner Aufregung und Ratlosigkeit schloß ich gar bald, daß dieser Posten von jenem Kommandanten über meine Ankunft nicht informiert worden war, der mir zugesagt hatte, alle Wachen am rumänischen Ufer zu benachrichtigen, damit mir beim Anlanden keine Schwierigkeiten gemacht würden. Hektisch kurbelte er während der beiden folgenden Stunden am Feldtelefon, ohne daß ihm eine Verbindung zur Kommandantur gelungen wäre. Erst als er einen Passanten beauftragte, einen Mechaniker zu schicken und dieser dann sein handwerkliches Können unter Beweis gestellt hatte, klappte die Verbindung und ich durfte mein Zelt aufstellen. An den beiden nächsten Abenden wiederholte sich die Szene mit etwas dramatischerem Akzent. Sobald ich mich dem rumänischen Ufer

näherte und von Grenzwächtern entdeckt wurde, ballerten diese Warnschüsse in die Luft und schossen Leuchtraketen ab, worauf-hin in kürzester Frist Scharen von Vaterlandsverteidigern auftauchten, die sich meiner annahmen. Wie am ersten Abend so gelang auch hier niemals eine Verbindung. Nachdem man das erkannt hatte, wurde ich unter starker Bewachung mit aufgepflanztem Bajonett zur örtlichen Kommandantur geleitet, wo sich der zuständige Gewaltige zwar für die Belästigung durch seine Untertanen entschuldigte, mich aber von der vielfach zitierten Gastfreundschaft nicht recht zu überzeugen vermochte. Solch herzlicher Willkommensbezeugungen überdrüssig zog ich es danach lieber vor, am gegenüberliegenden jugoslawischen Ufer „unerlaubtes Grenzgebiet" zu betreten, wo man mich — o Wunder! — stets freundlich interessiert empfing und niemals nach einem Erlaubnisschein fragte. Erst als ich fast vier Wochen später wieder bei einer rumänischen Grenzstation in Galati vorstellig wurde, erlebte ich erstmalig, daß man von meiner Ankunft informiert war. Doch war ich inzwischen längst abgeschrieben worden, denn nach so langer Zeit hatte man nicht mehr mit mir gerechnet. Zwischendurch aber hatte ich mich fast vierzehn Tage im Norden des Landes aufgehalten und die berühmten Moldau-Klöster besucht.

Durch das vom Hochwasser überflutete Donaudelta gelangte ich schließlich ans Schwarze Meer und über Konstanza hinaus — dort hatte ich 1967 die erste Donaufahrt beendet — an der Küste entlang in Wanderfahrerneuland. In der Bucht von Konstanza hatte ich einen ersten auf Grund gelaufenen Frachter gesehen, mir darüber aber keine weiteren Gedanken gemacht. Schließlich geschieht es immer mal, daß ein Schiff strandet. Als ich aber immer wieder solche Wracks alter „Pötte" passierte — südlich von Varna bereits das sechste! —, lobte ich mich für den glücklichen Entschluß, meine erste Fahrt vor drei Jahren nicht über Konstanza hinaus fortgesetzt zu haben. Ganz offensichtlich hatte die Schwarzmeerküste ihre Tücken, wenn dort so viele Schiffe strandeten. Gar bald aber erhielt ich eine Erklärung für das Schiffsterben vor der rumänischen und bulgarischen Küste: Die alten Pötte waren ausnahmslos „Versicherungsfälle"! Im Winter bei dichtem Nebel über der Küste kommen die ausgedienten Veteranen der griechischen Reeder ins Schwarze Meer, und sie müssen ganz einfachen havarieren . . . nicht wegen der schlechten Sicht, sondern weil sie zu nichts besserem mehr nütze sind. Wenn man um die vielfältigen gesellschaftlichen Verpflichtungen griechischer Reeder weiß, wird man dafür Verständnis haben.

Sehr viel Verständnis fand ich bei den bulgarischen Behörden, die mich auf meinem Weg nach Istanbul an der Küste entlang ausreisen ließen, obwohl dort an der Grenze zur Türkei kein offizieller Grenzübergang war. Aber wenn ich wollte, so sollte ich doch, bitte schön! Man empfahl mir jedoch, außerhalb der Drei-Meilen-Zone zu fahren und dann den ersten türkischen Hafen Igneada anzulaufen zur Erledigung der Einreiseformalitäten. Wegen starken Seitenwindes und grober See vermochte ich an jenem Abend nicht mehr, diesen Ort zu erreichen. Zwar konnte ich um das Kap Igneada herumfahrend seine Silhouetten in der Ferne erkennen, doch brach die Dunkelheit bereits herein und ich beschloß, in einer kleinen, stillen Bucht die Nacht zu verbringen. Etwa eine Stunde mochte ich mich der wohlverdienten Ruhe hingegeben haben, als ich recht unfreundlich geweckt wurde. Im grellen Licht einer mir fortwährend ins Gesicht strahlenden Taschenlampe erkannte ich einige türkische Soldaten, bis man mir bald die Augen verband und mich im Schlafanzug die steile Küste hinaufführte. Ich durfte nichts von meiner Ausrüstung mitnehmen, nicht einmal den Reisepaß! Besonderes Unbehagen bereitete mir eine mir ständig in den Rücken gedrückte Gewehrmündung. Mit einem Pkw gelangten wir nach kurzer Fahrt zur Ortskommandantur, und es begann ein mehrstündiges Verhör wie in einem Spionagefilm — und ich spielte ungewollt die Hauptrolle! Ich weiß nicht mehr zu sagen, wie oft der Offizier mich durch den Dolmetscher nach dem Namen meines Vaters, dem Geburtstag meiner Mutter, der Haarfarbe meiner Schwester und der Einwohnerzahl meines Heimatortes fra-

gen ließ. Schließlich muß er wohl zu der Einsicht gekommen sein, daß ich — wenn überhaupt einer — ein ganz gewiefter Spion oder aber ein spleeniger Tourist sein müsse. In beiden Fällen war er nicht kompetent und im letzteren Falle sollte sich doch die Polizei mit mir herumärgern wegen illegalen Grenzübertritts. Somit übernahm mich dann nach einigen Stunden ein mürrischer Polizeioffizier. Wie hätte er mitten in der Nacht aus dem Bett geholt nach 150 Kilometern Fahrt auf holperigen Wegen auch noch freundlich sein sollen! Auf der Rückfahrt in die Bezirkshauptstadt Kirklareli stellte er wiederholt die schon vom ersten Verhör bekannten Fragen. Doch immer wieder erhielt er die gleichen Antworten. Ein ganz abgefeimter Kerl mußte dieser angebliche Deutsche wohl sein! Sollte sich doch sein Chef mit ihm herumkriegen! Und so wurde ich etwas unwirsch in die Zelle des Gefängnisses zu Kirklareli gestoßen. Ich darf ganz offen gestehen, daß ich von dieser ersten Begegnung in der Türkei tief enttäuscht war, hatte ich doch am Nachmittag noch bei der Verabschiedung von den Bulgaren die deutsch-türkische Freundschaft beschworen — „Freundschaft" war das einzige mir bekannte Wort der bulgarischen Sprache, da ich in einem Reiseführer den Namen des bulgarischen Badeortes Druschba mit „Freundschaft" übersetzt fand —, was bei den Bulgaren höhnisches Gelächter ausgelöst und sie zu der Bemerkung veranlaßt hatte, alle Türken wären Sadisten. Offensichtlich hat die gemeinsame Vergangenheit dieser Nachbarn auf dem Balkan keinen Anlaß zu freundschaftlicheren Empfindungen füreinander geboten. Im Laufe des Vormittags wurde ich dann dem Polizeichef vorgeführt. Auch dieser versuchte mit Hilfe eines türkisch-französischen Wörterbuches Namen des Vaters, Geburtstag der Mutter, Haarfarbe der Schwester und Einwohnerzahl meines Heimatortes zu erfahren, doch ergaben sich für den Dikken wegen mangelnder Sprachkenntnisse einige Schwierigkeiten. Darum ließ er dann einen Dolmetscher herbeirufen. Als auch dieser mich nach dem Namen meines Vaters fragte, antwortete ich ihm sogleich mit der zusätzlichen Angabe des Geburtstages meiner Mutter sowie der Haarfarbe meiner Schwester und der Einwohnerzahl meines Heimatortes. Das löste bei beiden so viel Heiterkeit aus, daß der zuvor gehegte Verdacht aufgegeben wurde und im weiteren Verlaufe des Gesprächs immer wieder die deutsch-türkische Freundschaft zitiert wurde und man mir diese — „Arkadas" — auch für die weitere Fahrt entlang der türkischen Küste versicherte. Als ich jedoch drei Wochen später vor Kusadasi in einen unerwarteten Geschoßhagel geriet, schien mein sich allmählich festigendes Vertrauen in „Arkadas" arg erschüttert zu werden. Während einer Feuerpause zog ich mit einem olympiareifen Spurt aus dem Gefahrenbereich und hielt auf den Strand zu, von wo mir schon ein Boot entgegengerudert kam. Die Ansicht des vor Schrecken blassen Offiziers „Das hätte sehr gefährlich werden können!" vermochte ich erleichtert aufatmend nur zu bestätigen. Was war geschehen? Ohne es zu wissen und ohne bei einem kurz zuvor unternommenen Besuch einer Ortschaft darauf hingewiesen worden zu sein, war ich etwa sechshundert Meter vor der Küste dahinpaddelnd in den Feuerbereich eines Truppenschießplatzes geraten. So weit vom Land entfernt konnte ich mich nicht bemerkbar machen und den Soldaten war es von dort aus unmöglich, mich in der flimmernden Wasserfläche zu erkennen.

Nicht so sehr, weil ich nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis zu Kirklareli danach in Igneada zum „Mann des Mittleren Orients" gekürt worden war — was mich einige Flaschen Bier und etliche Portionen Salat gekostet hatte, weil die nun begeisterten „Mittleren Orientalen" im dortigen Strandhotel unentwegt das Grünzeug wegfutterten, bevor der Ober den gebratenen Fisch aufgetragen hatte — sondern weil Ende August 1970 vor der türkischen Küste der Ägäis noch wunderschönes Wetter war und ich „Schritt für Schritt" — besser gesagt: „Schlag auf Schlag" (mit dem Paddel nämlich!) — weit über das zunächst gesteckte Ziel Istanbul hinausgelangt war, wollte ich diese Fahrt noch so lange fortsetzen, wie die lokalen Wettergötter es zulassen würden. Aeolus war bester Laune. Erst als Anfang Dezember bei Mersin an der Mittelmeerküste die ersten Regenschauer

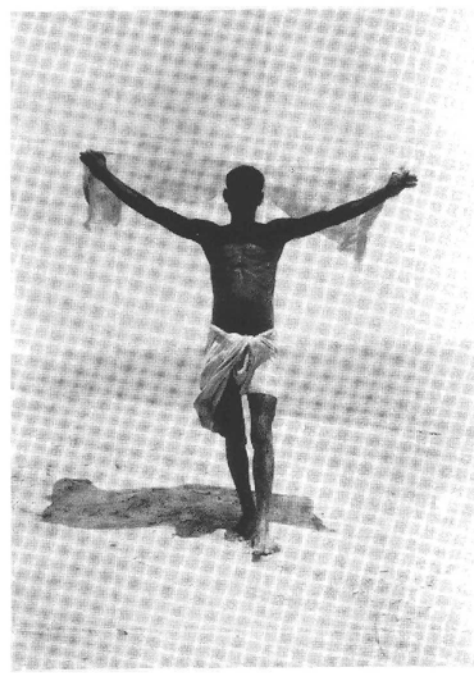
Rätselraten bei den Indern. Was ist das ... Ein Helikopter? Ein Flugzeug? Eine Rakete? Ein Unterseeboot? Foto H. Klawonn

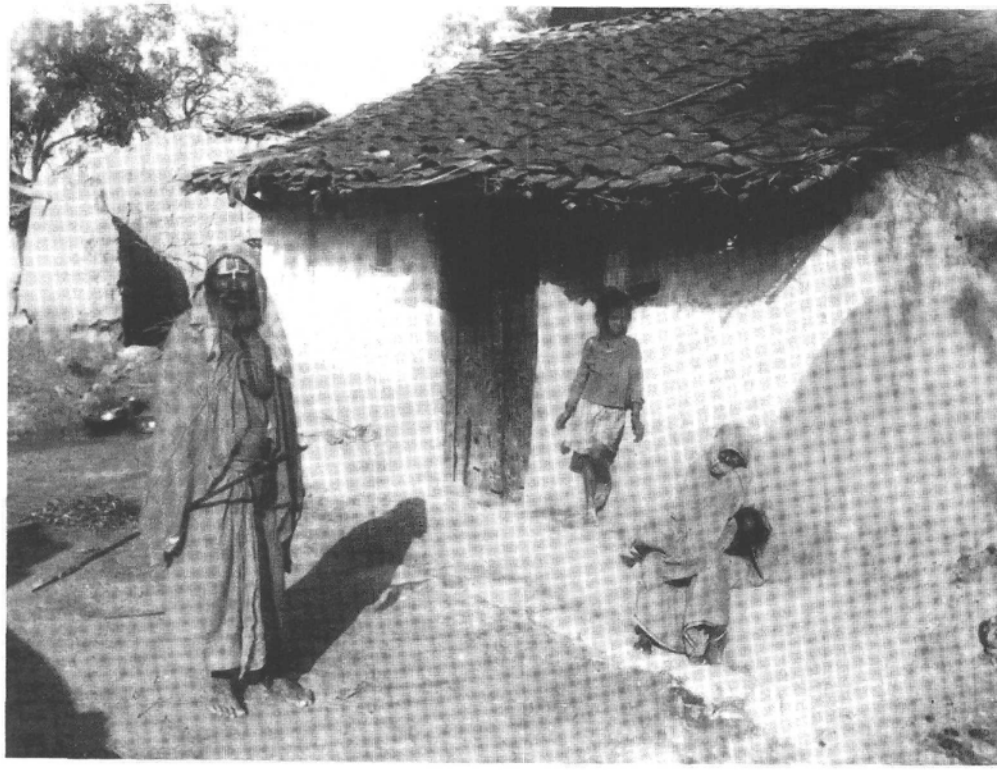
fielen und danach die Taurushöhen in Schnee erstrahlten, aber auch kühle Winde zu den Stränden herabwehten, keimte in mir der Gedanke, den Winter in wärmeren Regionen zu verbringen. Der Weg dorthin war ja nicht weiter als zurück in die „kalte Heimat". Auf der Karte bot sich eine Fahrt auf dem nur 150 km entfernten küstennahen Euphrat an, um auf ihm an den Persischen Golf zu gelangen. Es gab aber mit dem Visum für den Irak Schwierigkeiten, das damals Bundesbürgern verweigert wurde. Anläßlich des vergeblichen Versuches, die irakischen Vertreter in Aleppo und Damaskus umzustimmen, verstärkte sich im Schneematsch der syrischen Hauptstadt mein Vorsatz, der Sonne nachzufahren, die mir nun schon sieben Monate ununterbrochen geschienen hatte. So gelangte ich mit Bahn und Bus in den Osten der Türkei und nach Persien, wo ich über Teheran, Isfahan, Shiraz den kleinen Hafen Bushehir am Persischen Golf erreichte. Wieder im Boot an der Küste entlang kam ich schließlich bis nahe an die persisch-pakistanische Grenze und weiter auf dem Landwege wiederum nach Lahore und Indiens Hauptstadt Delhi.

„Was ist das? Ein Flugzeug? Ein Helikopter? Eine Rakete?", wollte der indische Offizier an der Grenze wissen „Ein Kajak? Nie gehört!" Ganz unglaublich, damit von Deutschland nach Indien gekommen zu sein und nun damit die heiligen indischen Ströme hinunterfahren zu wollen! Aber bittschön! Wenn ich wollte! Ich würde überall in Indien entgegenkommende, hilfsbereite und freundliche Menschen antreffen! Darauf freute ich mich sehr und es schien sich zunächst auch nach dem Start auf der Dschamna in Delhi zu bestätigen ... zumindest was das „Entgegenkommen" betraf. Wo auch immer ich mich abends mit meinem Zelt an vermeintlich ruhigen Plätzen niederließ, man hatte mich bald entdeckt und dann kamen sie in Scharen herangezogen: Männlein, Weiblein, Alte, Junge, Kinder! Sie blieben die liebe, lange Nacht, redeten und schwatzten unaufhörlich, ganz unmöglich, dabei an Schlaf zu denken! Es blieb mir keine andere Wahl, als die Polizei zu bitten, die Leute nach Hause zu schicken. Diese räumte dann wohl meinen Lagerplatz von den lärmenden Neugierigen, doch mit der Nachtruhe war es auch dann nicht weit her. Da hockten sich dann die Polizisten vor das Zelt und redeten

und schwatzten bis zum frühen Morgen. Hinsichtlich der Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit gewann ich aber zunächst den Eindruck, daß sich diese Eigenschaften wohl doch nicht überall herumgesprochen zu haben schienen. Beim Umtragen des Bootes an einigen Wehren mußte ich diese Erfahrung zunächst mit der Hilfsbereitschaft machen, als ich die sich neugierig Versammelnden höflich bat, mir dabei behilflich zu sein. Ich wußte zu der Zeit noch nichts von der ausgeprägten Abneigung der Inder gegen Arbeit. Dafür sind Kulis da! Wenn aber keine Kulis zur Stelle sind? Ebenfalls an der Freundlichkeit begann ich an jenem Tage zwischen Delhi und Agra ernstlich zu zweifeln. Ich hatte unterhalb von Matura eine im Flusse treibende Leiche gesehen. Als ich weiterfahrend auch an den Ufern angeschwemmte Tote ausmachte, über die sich Scharen von Geiern hermachten, erinnerte ich mich an die in Delhi ausgesprochene Warnung vor den Räubern von Agra. Diese schienen hier eine bemerkenswerte Aktivität zu entfalten. Am Nachmittag war ich in einem kleinen Dorf an Land gegangen, um dort zu fotografieren. Einige Leute sahen mir dabei interessiert zu. Man begleitete mich zum Boot, als ich meine Fahrt fortsetzen wollte. Es wurden mehr und mehr Neugierige und man stellte einige Fragen, die ich nicht verstand. Zwar hatte ich mir einige notwendige Begriffe der Hindisprache eingeprägt, doch reichten diese nicht, um Konversation zu machen. Man fragte immer ungeduldiger, bis schließlich ein Schreihals lauthals in die Menge brüllte. Im gleichen Augenblick flogen Steine. Mit rasantem Spurt floh ich zur Strommitte, konnte aber nicht vermeiden, von einigen Brocken am Rücken getroffen zu werden, andere prasselten aufs Boot. Außer Reichweite der Wurfgeschosse war ich vorerst sicher, doch die Meute folgte mir am Ufer entlangtrabend, werfend, grölend und mit Knüppeln drohend. Es war eine vertrackte Situation. Ich wußte nicht, womit ich die Leute provoziert haben könnte und ich konnte mich nicht mit ihnen verständigen. „Die Räuber von Agra!", ging es mir durch den Sinn. Die Verfolgungsjagd ging schon über mehrere Kilometer dahin, und es war zu erwarten, daß ich irgendwo doch von ihnen erwischt würde. Die Dschamna führte damals sehr wenig Wasser und ich hatte an den Tagen zuvor schon häufig aussteigen müssen, um das Boot an der Leine über seichte Stellen hinwegzuziehen. Solch eine Untiefe erkannte ich wenige hundert Meter voraus. Sollte ich den Verfolgern Geld anbieten oder meine Kamera? Würden sie sich damit überhaupt zufrieden geben? Ich zweifelte daran und dachte an die Leichen im Fluß, bereit mich mit dem Mute der Verzweiflung zu verteidigen. Da saß ich mit dem Boot auch schon im flachen Wasser auf dem sandigen Grund fest. Triumphierend kam der Schreihals herangelaufen. Ich sprang aus dem Boot, riß das Paddel an mich und zog mich auf eine niedrige Sandbank zurück. Als der Angreifer sah, daß ich mein Paddel auseinandernahm und Anstalten machte zur Verteidigung, hielt er verdutzt inne und rief Verstärkung aus seiner Gefolgschaft herbei. Diesen Augenblick nutzte ich, schleuderte ihm mit dem Paddel eine Ladung Sand

Begegnungen am Ganges:
Ein Inder beim Trocknen
seines frischgewaschenen Dhotis
(Beinkleid der Nordinder)...





... und ein „holy man" (heiliger Mann). Fotos: H. Klawonn

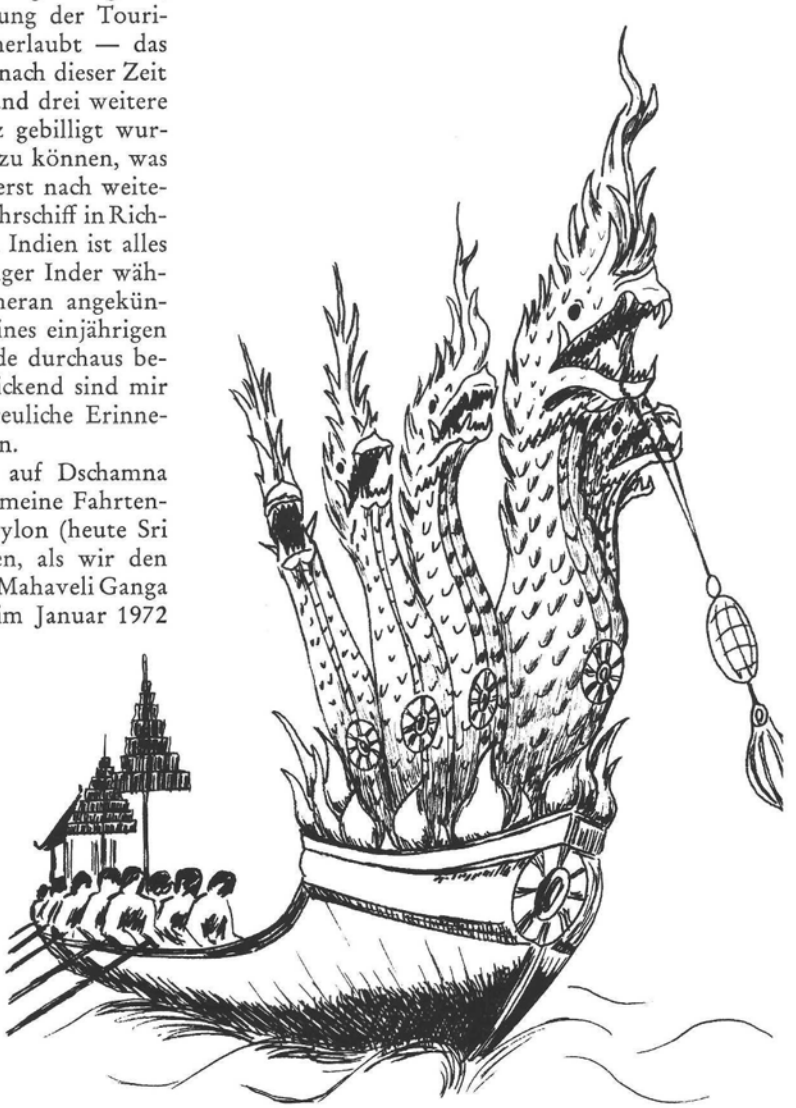
ins Gesicht und versetzte ihm im gleichen Zuge mit dessen metallbewehrter Kante einen Hieb gegen die nackten Füße, der ihm eine fürchterliche Wunde von der Wade bis zum Knöchel riß. Geblendet und laut schreiend vollführte mein Gegner einen torkelnden Veitstanz, der seine Gefolgsleute am Ufer in schallendes Gelächter ausbrechen ließ, ohne daß jemand Anstalten gemacht hätte, ihm zu helfen. Ich war von der Reaktion verblüfft und wollte die Situation nutzend mein Boot wieder ins tiefe Wasser ziehen, um mich davon zu machen. Da löste sich drüben jemand aus der Gruppe, der ein Gewehr mit sich führte. Ich selber führte keinerlei Waffen mit mir. Was tun? Ich konnte nur bluffen, zog darum mein Bestecketui aus dem Boot und brachte es in Anschlag, was eine nicht minder erstaunliche Wirkung zeigte. „No, no, no!", rief es von drüben herüber. Er legte die Waffe nieder und kam durch das Wasser zu mir herüber. „You muslim? British?", fragte er. Als ich erklärte, aus „Germany" zu sein, nannte er mich gleich „Freund" und lud mich ein, in seinem Dorf als Gast zu übernachten. Verständlicherweise nahm ich diese Einladung nicht an, sondern setzte meine Fahrt bis lange nach Anbruch der Dunkelheit fort, um mich dann irgendwo zwischen den Sandbänken unter freiem Himmel zum Schlaf niederzulegen, der hier an der Dschamna immer wieder vom Heulen der Schakale unterbrochen wurde.

So oft ich später von dieser Begegnung erzählt habe, niemand konnte für das feindselige Verhalten jener Leute eine Erklärung finden, bis sich jemand erinnerte, daß wenige Tage vor diesem Zwischenfall Pakistanis ein indisches Flugzeug entführt und in Lahore gesprengt hatten, wodurch die indische Volksseele ins Kochen geraten sei. Da ich nun einen Bart wie bei Muslims üblich trüge, habe man mich möglicherweise für einen Pakistani gehalten und an mir hindische Revanchegelüste austoben wollen. Die Lei-

chen in der Dschamna aber waren nicht etwa Opfer der „Räuber von Agra", sondern im Fluß bestattete Tote — verstorbene Jugendliche oder von Cholera, Pocken und Typhus Dahingeraffte.

Abseits vorgespurter Touristenrouten habe ich viele eindrucksvolle Begegnungen in der „größten Demokratie der Welt" erlebt, zahlreiche der bedeutendsten und historisch interessanten Stätten des Landes besucht und manches seiner Wunder kennengelernt — aber auch manche Wunderlichkeiten. Ein ganzes Jahr habe ich mich in Indien aufgehalten, davon drei Monate ganz regulär, drei weitere mit Genehmigung der Touristenpolizei, fünf Monate unerlaubt — das erfuhr ich aber erst, als man nach dieser Zeit die Illegalität feststellte — und drei weitere Wochen, die mir als Karenz gebilligt wurden, um das Land verlassen zu können, was aber nicht möglich war, da erst nach weiteren zwei Wochen das erste Fährschiff in Richtung Ceylon abdampfte. „In Indien ist alles möglich!", hatte mir ein junger Inder während der Busfahrt nach Teheran angekündigt, was ich im Verlauf meines einjährigen Aufenthaltes in diesem Lande durchaus bestätigt fand. Doch zurückblickend sind mir im großen und ganzen erfreuliche Erinnerungen an diese Zeit geblieben.

Waren während der Fahrt auf Dschamna und Ganges häufig Leichen meine Fahrtenbegleiter, so waren es in Ceylon (heute Sri Lanka) ganz andere Gesellen, als wir den größten Fluß des Landes, die Mahaveli Ganga befuhren. Dorthin war ich im Januar 1972



Thailand: Siebenköpfige Himmelsschlange (Naga) als Gallionsfigur einer Prozessionsbarke auf dem Menom in Bangkok. Zeichnung: H. Klawonn

gekommen. Man warnte uns vor wilden Elefanten und Krokodilen (mein Freund Tori hatte sich mir inzwischen angeschlossen). So sehr ernst nahmen wir das Gerede nicht, denn Krokodilen und Tigern sollten wir auch schon in Indien begegnen, ohne sie jemals zu Gesicht zu bekommen. Darum erachteten wir die Fabulierlust der Ceylonesen ähnlich ausgeprägt wie bei den Indern. Aber schon am Abend des ersten Fahrtentages auf diesem Fluß platschte es einigemale geräuschvoll in stillen Buchten am Ufer, doch konnten wir die Ursache dafür nicht ausmachen. Als wir dann aber auf einer sandigen Insel das Zelt aufschlagen wollten, bewiesen Schleifspuren im Sand die Anwesenheit dieser zähnefletschenden Biester. Sie schienen uns immerhin nicht weniger zu respektieren als wir sie und wir hofften, bei gegenseitigem Respekt während dieser Fahrt miteinander auskommen zu können. Als wir uns nach Sonnenuntergang zur verdienten Nachtruhe ins Zelt zurückgezogen hatten, wurden wir nach einer Weile jäh aus dem Schlaf gerissen. Mit ruhegebietendem Trompetenschrei kündigte sich Jumbo an, der knackend seinen Weg durch den Dschungel zum Fluß bahnte. Dann hörten wir ihn etwa 50 Meter unterhalb im Wasser tummeln, planschend und röhrend. Kein anderer Laut war zu vernehmen. Oder waren wir so erregt, daß wir nichts anderes wahrnahmen? Tori kroch aus dem Zelt und holte seine neuerworbene Machete aus dem Boot. Ob er damit dem sich im Wasser tummelnden Jumbo nach dem Bade Maniküre anbieten wollte? Ich mußte bei dem Gedanken schmunzeln, damit dem Dickhäuter bei einem Angriff entgegentreten zu wollen, zumal sich die Klinge schon vorher beim Schlagen von Brennholz verzogen hatte. „Made in China" scheint doch nicht Solinger Qualitätsnormen entsprechen zu können. Jumbo gelüstete es nicht nach Maniküre, er zog sich nach geraumer Zeit wieder in das Dickicht zurück. Niemals haben wir im weiteren Verlaufe dieser Fahrt einen Elefanten gesehen, wohl aber ihre gehäuften Hinterlassenschaften als Beweis ihrer vegetarischen Ernährungsweise wie auch die tiefen Trittspuren an den sandigen Ufern. Krokodile erlebten wir jedoch in großer Zahl, die ersten am Morgen dieser ersten unruhigen Nacht, als sie sich bei unserer Annäherung kurz vor unseren Booten platschend kopfüber ins Wasser stürzten, ohne daß wir sie zuvor auf den Steilufern entdeckt hätten. Danach zogen wir unsere Bahn vorsichtshalber in der Mitte des Flusses. So geräuschlos wie eben möglich versuchten wir uns ihnen zu nähern, wenn wir sie auf Klippen und Sänden in der Sonne dösen sahen. Näher als fünfzig Meter konnten wir aber niemals an sie herankommen. Sie bemerkten uns und glitten ins schützende Naß. Wir begegneten auch großen Waranen von zweieinhalb Metern Länge, die einen Kuhkadaver über den Sand zu schleifen vermochten. Als wir an der Ostküste diese Fahrt schließlich beendeten und dort paradiesische Strände erlebten, wich die auf der Mahaveli Ganga anhaltende Spannung von uns. Es ist schon ein prickelndes Gefühl, unter dem Boot Bestien zu wissen, die einem den großen Zeh oder gar mehr abzurupfen vermögen.

Ziemlich genau vierzig Deutsche Mark zählte meine Barschaft noch, als ich mit der „State of Madras" nach sechstägiger Fahrt in Penang angekommen war und dann die Fahrkarte nach Bangkok gelöst hatte. Dorthin hatte ich Geld überweisen lassen und mit wieder gefüllter Brieftasche fühlte ich mich zu neuen Taten bereit. Als ich nach Fahrten auf dem Menom und einigen seiner Nebenflüsse zwei Tage vor Ablauf meiner bereits verlängerten Aufenthaltsgenehmigung einen Ausflug nach Pimai unternahm, um dort „Ersatzeindrücke" von der Städtebaukunst der Khmer auf mich wirken zu lassen (Angkor Wat in Kambodscha war zu der Zeit hart umkämpft), erhielt mein Tatendrang einen unerwarteten Dämpfer: Meine etwa fünf Wochen zuvor aufgefüllte Reisekasse wurde gestohlen. Glücklicherweise waren es nur ganz geringe Barmittel und der überwiegende Teil Reiseschecks. Da die Thai-Behörden unter diesen Umständen mein Visum nicht verlängern würden bis der gestohlene Betrag durch die Bank wieder erstattet werden könnte, begab ich mich schließlich mit einem Bankvorschuß wieder einigermaßen flottgemacht nach Laos, wo das Leben recht billig sei und „man mal was anderes zu sehen" bekäme, wie mir bei der BRD-Ver-

tretung empfohlen wurde. Von der laotischen Hauptstadt Vientiane aus wollte ich das kulturelle Zentrum des Landes Luang Prabang besuchen. Das verhinderten auf dem Landwege die aufständischen Pathet Lao, auf dem Luftwege der geringe Bankvorschuß — blieb also nur noch der Wasserweg auf dem Mekong mit Lastbooten. Mit dem Kapitän der „Mansavath" wurde ich einig, mich und meinen Kajak mitzunehmen auf die Fahrt mekongaufwärts. Am sechsten Tage dieser Fahrt gab es einige Aufregung. Zunächst liefen acht der zwölf Boote des Konvois im seichten Wasser auf Grund und es währte bis zum Nachmittag, sie wieder flott zu bekommen. Mein Kapitän war betrübt, denn nach seiner Ansicht hatte sich der Schutzgeist der „Mansavath" gerächt, dem er bei der Abfahrt am Morgen nicht die ihm gebührende Portion „Zum-Zum" (Reisschnaps) dargebracht, sondern sie sich vor dem Bootsaltar selber zu Gemüte geführt hatte. Kurz vor Erreichen des „Hafens" von Pak Lay am gleichen Tage gab es noch mehr Verwirrung unter den Bootsbesatzungen und für mich die Gelegenheit, wie von der BRD-Vertretung empfohlen, „mal was anderes zu sehen": Auf dem Strom trieben Leichen ohne Kopf und Glieder! Die Pathet Lao schienen in Aktion zu sein, was mich veranlaßte, den Geleitzug der Lastboote zu verlassen und im eigenen Kajak den Weg zurück stromabwärts zu nehmen, bis ich diese Fahrt nach etwa 700 km bei Savannakhet beendete. Nach Bangkok zurückgekehrt wurde mir der gestohlene Betrag wieder erstattet und ich verließ Thailand in Richtung Süden zum Besuch Malayas.

Bei mehreren Fahrten auf Dschungelflüssen und entlang der Küste lernte ich dieses schöne Land kennen. Bei einem großen Fest anläßlich des Geburtstages des Sultans von P. fragte mich der Offizier seiner Leibgarde, ob ich nicht interessiert sei, in seiner „Abenteurer"-Schule die Kanu-Abteilung zu übernehmen. Ich wäre der richtige Mann, den er schon lange suchte! Ich bezweifelte das sehr, denn ich fühlte mich gar nicht als Abenteurer und wies solche Behauptungen stets von mir mit dem Hinweis, daß ich ja ohne gefährliches und riskantes Abenteuer einmal gesund und heil heimzukehren gedächte. Was hätte ich die jungen und reichen Leute auch lehren können, die das „Abenteuer" erlernen wollten oder das, was sie dafür hielten? Wie man sich vor unnötigem Geldverlust auf der Mur bewahren kann? Daß man nicht aufgeben soll, wenn die Wirbel im Eisernen Tor den Kajak erfaßt haben? Wie man Grenzwächter bewegen kann, die gefährliche Gewehrmündung nicht fortwährend in den empfindlichen Rücken zu stoßen? Daß man eigentlich gar nichts tun kann, wenn ringsherum die Geschosse pfeifen und aufs Wasser klatschen? Oder daß man am besten die scharfen Klippen vor den Küsten meidet, um bei starkem Wellengang nicht mitsamt dem Boot darauf geworfen zu werden? Wie sollte man sich verhalten, wenn eine kochende Volksseele ihr Mütchen kühlen will? Damals auf der Dschamna wußte ich das selber nicht! Sollte ich lehren, daß einem Jumbo mit einer Machete kaum etwas anzuhaben sei? Was war zu tun, wenn Pathet Lao Anstalten machten, einem Gefangenen Kopf und Glieder abzuschneiden? Durfte man sich darauf verlassen, daß der „stupid shark" — der blöde Hai — wirklich so blöde und harmlos war, wie man es mir weismachen wollte nach einer Kenterung in der Brandung vor der Ostküste Malayas? — Auch im nordaustralischen Darwin meinte man, ich wäre ein „adventurer", nachdem ich schließlich auf der Südseeinsel Bali meine Bootsfahrt beendet und per Flugzeug dorthin gekommen war. Wenige Tage danach lag ich dann mit einer schweren Malaria für fünf Wochen im Hospital. Inzwischen existiert Darwin nicht mehr — zerstört von einem Wirbelsturm zu Weihnachten 1974! Ein Abenteuer ist doch eigentlich unser ganzes Leben. Das ist mir besonders bewußt geworden, seit sich in den anderthalb Jahren nach meiner Rückkehr von dieser ungewöhnlichen Fahrt an der belebten Straßenkreuzung ein paar Häuser weiter dreimal der „Versicherungsfall" ereignet hat. Es gibt kein größeres Abenteuer als dieses Leben!

Verfasser: Herbert Klawonn,
D-46 Dortmund-Niederhofen,
Godefriedstraße 8

Kundfahrten und Expeditionen 1973/74

Folgende Dokumentation, vorwiegend über Kundfahrten und Expeditionen, die der Deutsche und der Österreichische Alpenverein 1973 und 1974 unterstützt haben, soll einen ersten Überblick über Ziele, Verlauf und Ergebnisse dieser Unternehmungen vermitteln. Umfangreiches Informationsmaterial, das zu veröffentlichen den Rahmen dieses Jahrbuchs sprengte, liegt dem DAV vor und kann eingesehen werden. Darüber hinaus enthält die Dokumentation die Adressen der jeweiligen Expeditionsleiter, die sicher ihrerseits gerne bereit sind, Auskunft zu geben.

Jungmannschaft-Arktis-Expedition 1973

der DAV-Sektion Wangen i. Allg. nach Spitzbergen.
Teilnehmer: Manfred Feuerstein, D-7988 Wangen, Keplerweg 9 (Leiter), Wolfgang Dommen, Edgar Keller, Bruno Schädler, Hans-Jörg Wanner, Wilfried Wanner, Hubert Weber, Dr. Dieter Henner Zahn.
Dauer: 14. 7. bis 27. 7. Anreise, 27. 7. bis 24. 8. im Expeditionsgebiet.
Arbeitsgebiet: Magdalenenfjord im Nordwesten Spitzbergens, Hauptlager auf der Gräber-Halbinsel.
Anreise: mit eigenen Fahrzeugen über Hamburg — Kopenhagen — Oslo — Trontheim — Narvik bis Tromsö, hier Einschiffung nach Spitzbergen.
Bestiegene Berge:
21 Gipfel um den Gully- und Broke-Gletscher, darunter 9 Erstbesteigungen, Erstbegehung von 4 Eiswänden; u. a. Kniveggagruppe (Wangenfjellet 820 m), Slangeryggengruppe (Ludwigfjellet 590 m), Auefjellet, Allgäufjellet, Jakobfjellet 840 m, Kubben 820 m.

Grönlandexpedition 1973

der Sektion ÖGV des Österr. Alpenvereins.
Teilnehmer: Dipl.-Ing. Dr. Ernst Kosmath, A-2533 Klausen-Leopoldsdorf (Leiter), Dkfm. Peter Holat, Bruno Klausbruckner, Franz Pucher.
Dauer: 9. 7. bis 14. 8. 1973.
Anreise: Flug Kopenhagen — Søndre Strømfjord, von dort mit kleiner Maschine bis Kulusuk, Boot bis Angmagssalik (Gepäck mit Schiff direkt bis Angmagssalik), mit eigenem Motorschlauchboot und einem Boot der Königl.-Grönländ. Handelsgesellschaft die Küste entlang über Sermiligaq zum Iliartalik-Fjord.
Arbeitsgebiet: zwischen Iliartalik-Fjord und Rasmussen-Gletscher (das vorgesehene Ziel, das Kap Gustav Holm, 80 sm weiter nö, konnte wegen Packeisbildung nicht erreicht werden).
Bestiegene Berge:
Datum: 16. 7., Lage: 65°57'N 36°6'W, Höhe: 560 m, Aufstieg:
S-Rinne 45°, Abstieg: W-Grat, keine Schwierigkeiten;
16. 7., 65°57'N 36°7'W, 510 m, Überschreitung O-Grat — SW-Grat, keine Schwierigkeiten, Grus und Fels;
16. 7., 65°56'N 36°7'W, 500 m, NW-Rücken, unschwierig, Grus und Fels;
18. 7., 66°0'N 36°7'W, 890 m, NW-Grat, I, Firn und Fels, Steinmann vorgefunden, Erstersteiger unbekannt;
21. 7., 65°57'N 36°5'W, 560 m, NNW-Grat, II, Zustieg-Firn 55°;
25. 7., 66°0'N 36°7'W, 760 m, NW-Flanke, I—, Schutt und Fels;
27. 7., 65°59'N 36°7'W, 940 m, SW-Rippe, I, Firn (Ski) und Fels;
29. 7. 66°4'N 36°8'W, 1150 m, „Österreicher Horn", SW-Grat, II+, Fels;
29. 7., 66°2'N 36°7'W, 950 m, „Schneekoppe", S-Rinne, I+, Rinne und Grat.
Von den 9 erstiegenen Gipfeln waren 8 Erstbesteigungen.
Bemerkungen:
Die Expedition war im Iliartalikfjord 3 Wochen lang von Packeis eingeschlossen. Die Planung muß Möglichkeit des Rückmarsches zu Lande zumindest bis Sermiligaq (kleine Eskimosiedlung) vorsehen.
Die verwendeten Nansen-Schlitten (Kufen: alte Holz-Ski), von 2 Mann gezogen, bewährten sich wesentlich besser als die allgemein verbreiteten 1-Mann-Kunststoff-Schlitten.

Grönland 1973

Bayerische Naturfreunde.

Teilnehmer: Hans Altheimer, D-824 Berchtesgaden/Stanggaß, Tristramweg 12 (Leiter), Herbert Ziegenhardt, Dr. Ekke Otto, Heinrich Händel, Klaus Niggel, Toni Weggel, Rolf Schofer, Josef Schrank, Dieter Sause, Ludwig Hausinger.

Arbeitsgebiet: Ostgrönland, Kong-Christian-IX.-Land. Basislager am Ostufer des Tasilaq-Fjordes ca. 80 km nördlich von Angmagssalik. Berge nördlich des Rytterknoegten, 2020 m, welcher sich als markanter Gipfel zwischen Karales- und Midgaard-Gletscher erhebt.

Zeit: 8. 7. bis 8. 8. 1973 (Einschiffung des Gepäcks am 20. 6. in Kopenhagen).

Besteigungen:
13. bis 18. 7. Errichtung von Lager 1 bis 3.

18. 7. von Lager 3:
Punkt 1725 m — Reposoir — 2. Besteigung über Gletscher-S-Seite Felsgrat SW zu Punkt 1620 m, zu Südgipfel Punkt 1725; Punkt 1740 m, 2. Besteigung über Gletscher-O-Flanke mit Ski; Punkt 1720 m — Gelber Zahn — 2. Besteigung über Fels-S-Kante; Punkt 1430 m — Braune Bruchkante — über Fels-S-Kante; Punkt 1480 m — Lechhauser Überschreitung: 1. Besteigung über Eis-N-Wand 60° und Fels-W-Grat III; Punkt 1580 m, Fels und Firngrat II, Abstieg Fels-NO-Grat II—IV, Erstbegehung — Punkt 1590 m, SW-Grat und SW-Wand II—IV, Abstieg NO-Grat II, Erstbegehung — Punkt 1600 m, Fels-SW-Grat II—III, Abstieg Fels-NO-Grat II, Erstbegehung — Punkt 1680 m, Fels-SW-Grat III bis IV, Abstieg Fels-SO-Grat II—V.

20. 7. Lager 3:
Punkt 1450 m, 1. Besteigung über Eis-W-Rinne 50° — Berchtesgadener Rinne; Punkt 1685 m, Fels-SW-Grat III — Erstbegehung — Abstieg Fels-N-Wand III—IV; Punkt 1490 m — Kocheler Turm; Punkt 1440 m — Quarzkopf.

24. 7. Lager 4:
Punkt 1480 m — Rytternadel — 1. Besteigung über Fels-N-Grat III—IV, Abstieg SO-Grat abseilen; Punkt 1610 m — Große Kapelle — 1. Besteigung über Gletscher-W-Flanke; Punkt 1590 m — Kleine Kapelle — 1. Besteigung über Gletscher-W-Flanke; Punkt 1650 m — Krottentaler Spitze — 1. Besteigung über Gletscher-W-Flanke, Eis-NW-Wand 55°, Abstieg Fels-N-Grat II.

25. 7. Lager 4:
Punkt 1500 m — Castor — 1. Besteigung über Gl.-W-Flanke und Firn-W-Grat; Punkt 1500 m — Pollux — 1. Besteigung über Firn-W-Flanke; Punkt 1430 m, 1. Besteigung über Firn-W-Grat, Überschreitung von W nach O; Punkt 1500 m, 1. Besteigung über Fels-O-Grat III—IV.

27. 7. Lager 4:
Punkt 1720 m — Simonspitze — 1. Besteigung über Firn-W-Flanke und Fels-SW-Grat; Punkt 1450 m — Gletscherblock — 1. Besteigung über Fels- und Firn-SW-Anstieg; Punkt 1540 m — Hackle — 2. Besteigung über Fels-S-Seite.

2. Hessische Grönlandexpedition 1974

zu den am 72. Grad nördlicher Breite gelegenen Halbinseln Qioqe und Alfred Wegener.

Teilnehmer der Sektionen Gießen, München, Wetzlar, Salzburg: Robert Kreuzinger, D-6302 Lich, Lohmühe 26 (org. Leiter), Hans Behnecke, Kurt Diemberger, Anne Kreuzinger, Dr. Karl Landvogt, Dr. Hans Lautensach, Wolfgang Rauschel, Jörg Rautenburg, Wolf Reuter.

Zeit: 27. 6. bis 30. 7. 1974.

Anreise: Linien-Flug Frankfurt — Kopenhagen, Kopenhagen — Søndre Strømfjord — Linien-Hubschrauber bis Umanak, Fischkutter Umanak — Arbeitsgebiete.

Bestiegene Berge:
Insgesamt 8 Besteigungen, davon 5 Erstersteigungen. Die Höhenangaben sind auf verschiedenen Grönlandkarten zum Teil sehr unterschiedlich. Deshalb wurden Höhenmessungen der 2. Hessischen Grönlandexpedition bei allen aufgeführten Besteigungen in Klammern hinter die Kartenangabe gesetzt. Alle Angaben beziehen sich auf die Grönlandkarte im Maßstab 1:250 000, Blatt 71-V2 Uvkusigssat.

2. 7. Wegeners Nunatakk, keine Höhenangabe (ca. 1000 m);

3. 7. P. 1320 (ca. 1400 m), Inlandeis Randgipfel;

7. 7. Qioqip-qaqai-Südgipfel, 1803 m (1740 m), Erstersteigung, Aufstieg und Abstieg vom Hochlager im Qioqe-Südkessel über den Südgrat (II);

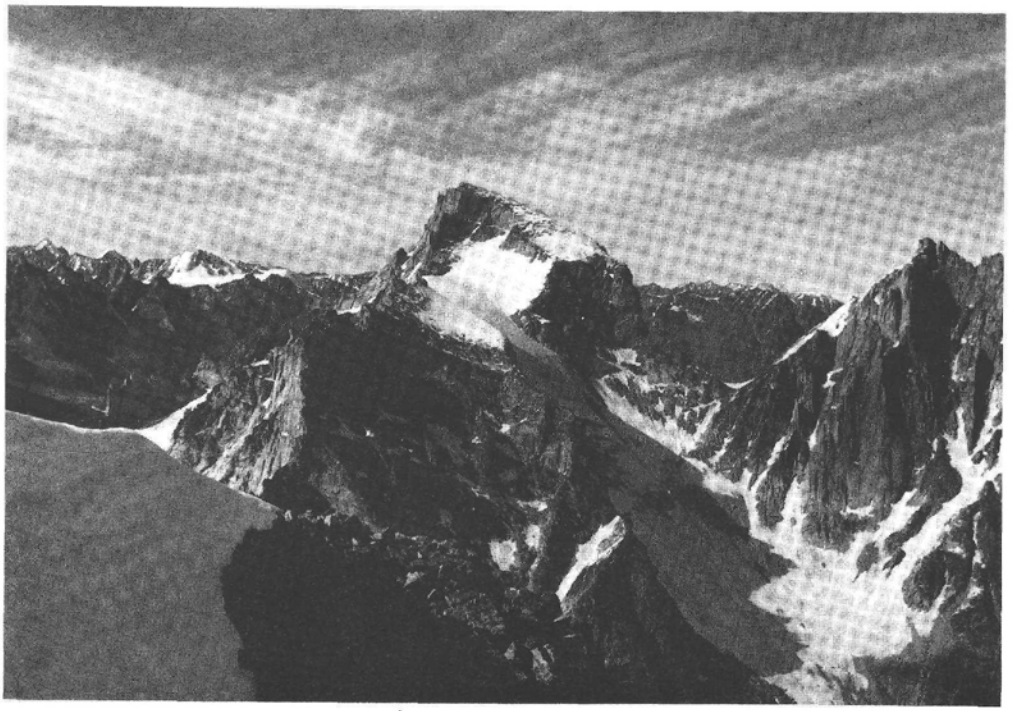
8. 7. Schanze, keine Höhenangabe (1720 m), Erstersteigung, Auf- und Abstieg über Keulengletscher (spaltenreich) und Nordwestflanke (I);

14. 7. Punta Qioqe, 1870 m, 3. Besteigung, Auf- und Abstieg über die Südflanke (II);

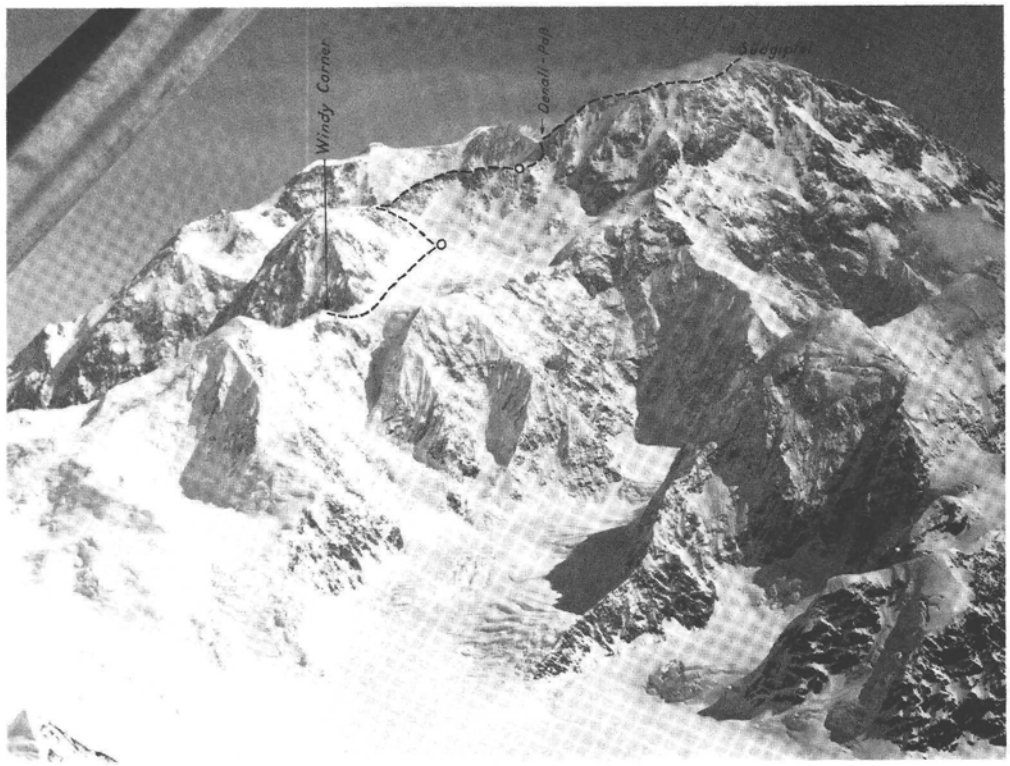
14. 7. Inukavsait-quaquarssue-Ostgipfel, 1759 m (1830 m), Erstersteigung, Auf und Abstieg über den mittleren Südwandpfeiler, ca. 800 m hoch (III—IV);

15. 7. Qioqip qaqai, 2. Besteigung des Südgipfels, Auf- und Abstieg über den Südgrat, Erstersteigung des Hauptgipfels (ca. eine Seillänge, III);

17. 7. Inukavsait-quaquarssue-Westgipfel, keine Höhenangabe, Erstersteigung, Auf- und Abstieg über den verfirnten Westgrat (40—50°), Gipfelturm Fels (ca. 20 m, III—IV).



Gipfel auf der Halbinsel Qioque: oben die erstmals erstiegene „Schanze“;
unten der Qioque-Hauptgipfel, rechts der Inukavsaitquaquarssue-Westgipfel.
Fotos: R. Kreuzinger



Der Mount McKinley von Südwesten: Der Aufstieg bis Windy Corner ist auf der Flugaufnahme nicht sichtbar; zwischen Windy Corner und Grat die West Buttress. Foto: St. Moser

Österreichische Alaska-Ski-Expedition 1973

der Hochtouristengruppe Steiermark des ÖAV.
Teilnehmer: Horst Schindlbacher, Richard-Wagner-Gasse 8, A-8010 Graz (Leiter), Walter Kutschera, Stefan Moser, Gerwalt Pichler, Hanns und Liselotte Schell, Leo Schlömmer, Hilmar Sturm, Herbert Zefferer.
Dauer: 5. 5. bis 6. 6. 1973.
Anreise: Flug Graz — Frankfurt — Chicago — Seattle — Anchorage; Anchorage — Talkeetna mit Auto; Talkeetna — Basislager mit Kleinflugzeug.
Die Grenzen des McKinley-Nationalparks werden in nächster Zeit nach außen verlegt — die Parkfläche wesentlich vergrößert. Dadurch ist eine Landung am bisherigen Punkt (= Seitenarm des Kahiltna-Gletschers unter der Nordflanke des Mount Hunter) nicht mehr möglich! Künftige Expeditionsmannschaften werden für die Kahiltna-Route und West Buttress zu Fuß von Kahiltna zum Basislagerplatz marschieren müssen.
Besteigung des Mount McKinley (6193 m) von Südwesten über West Buttress, mit 3 Hochlagern. Am 26. Mai erreichte die ganze Mannschaft den Gipfel; Kutschera und Moser hatten ihre Ski bis zum höchsten Punkt mitgenommen und konnten mit Ausnahme eines Felsgrates und eines steilen, 200 m hohen Eishanges die gesamte Route über 4000 Höhenmeter bis zum Basislager abfahren.
Besondere Erfahrungen: Die Besteigung muß bei der Parkbehörde in Talkeetna — wenn möglich einige Wochen vorher — angemeldet werden. Mit einem Funkradio kann über Radio Anchorage bei Unfällen Hilfe herbeigerufen werden.

Erste Skiüberschreitung des Mt. McKinley, 6193 m — Alaska 1974

Teilnehmer: Dr. Ekkert Gundelach, Dr. Lutz Freier, Erich Reismüller, Günter Sturm (D-8000 München 22, Praterinsel 5).
Zeit: 13. bis 22. 6. 1974.
Aufstieg über Westpfeiler, erste *Abfahrt* über NO-Seite, Muldrow-Gletscher (57 km). Abfahrtshöhe 4000 m vom Denalipaß (5532 m) bis McGonagall-Paß (1500 m).

Neuer Zugang zum Ancohuma/ Cordillera Real — Bolivien 1971

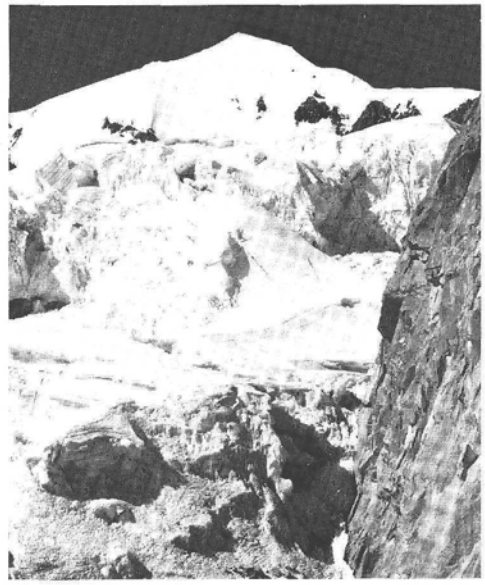
Nachtrag zur Dokumentation im Jahrbuch 1972

Teilnehmer: Karl-Otto Ambronn, Gernot Gröbl †, Joachim Kayser, D-7 Stuttgart, Rappweg 7, Werner Kirsch, Klaus Moelter.

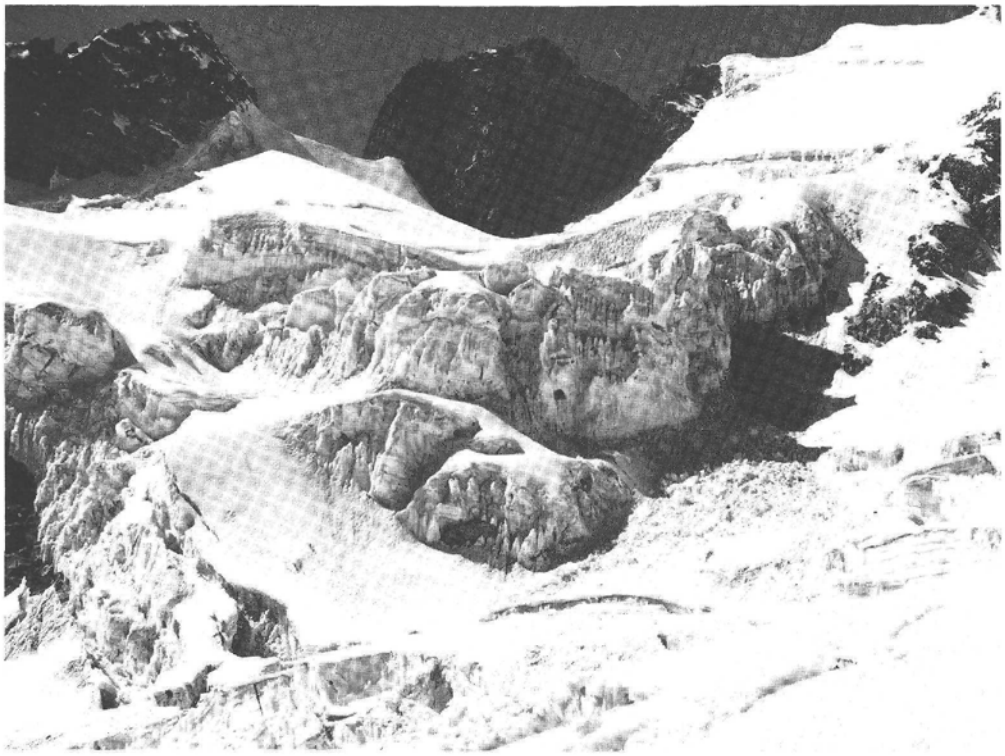
Anreise: Flug nach La Paz, Lkw nach Sorata, Aufstieg über eine Mine in 3200 m Höhe an den Westausläufern des Illampu und Ancohuma zum Basislager in 4900 m.

Besteigung des Ancohuma, 6300 m, von Norden: Erster Anstieg durch einen stark zerklüfteten, etwa 500 m hohen Gletscherbruch in das weite Gletscherbecken zwischen Illampu und Ancohuma. In einem Biwak in etwa 6000 m Höhe wurde Gernot Gröbl so stark höhenkrank, daß er sofort in tiefere Lagen gebracht werden mußte. Sauerstoffgeräte waren nicht vorhanden. Leider kam die sofort organisierte Hilfe für ihn zu spät, er starb am 19. 7. 1971. Beim Abtransport des Kranken stellte sich heraus, daß eine Firnscharte einen leichten Übergang auf den südlichen Begrenzungsgletscher des Kessels gestattet, in dem das Basislager stand.

Am 3. 8. 1971 wurde der Gipfel des Ancohuma über diesen Anstieg, also die Nord- und Nordwesthänge, bestiegen.



Blick von der Firnscharte (s. Bild unten) auf die Nordseite des Ancohuma.
Unten: Nord- bzw. Nordwesthänge des Ancohuma. Die Firnscharte oben links vermittelt einen einfachen Übergang auf das Gletscherbecken zwischen Illampu und Ancohuma.



Salzburger Andenexpedition 1973 — Peru

der Sektion Lammertal des ÖAV.
Teilnehmer: Georg Bachler, Markt 110, A-5441 Abtenau (Leiter), Albert Precht, Sepp Portenkirchner, Anton Sponar, Richard Franzl.
Zeit: 2. 6. bis 4. 7. 1973.
Expeditionsziel: Erstbegehung des Südpfeilers am Huandoy-Südgipfel, 6125 m.
Anreise: Flug München — Rio de Janeiro — Lima; Autobus bis Yungay; Jeeps bis ins Basislager 3800 m, weiter mit Trägern zu einem vorgeschobenen Lager 4700 m.
Besteigung:
Huandoy-Südgipfel, Südpfeiler, 1200 Höhenmeter, Schwierigkeitsgrad: Fels III—V+, Eis teilweise 60—70°, ein 400 m hoher Felsabbruch wurde mit Fixseilen versichert. Kletterzeit: 10 Tage; 1 Zwischenlager auf 6000 m; Besteigung am 17. 6. durch A. Precht, R. Franzl, G. Bachler.

Patagonien —
Erstbesteigung des Moreno South 1973

Teilnehmer: Martin Schließler, Günter Sturm (D-8 München 22, Praterinsel 5), Jorges Aikes, Rodriguez.
Zeit: März 1973.
Anreise: von Buenos Aires 3000-km-Fahrt zum Lago Viedma am Fuße des Fitz Roy; Zugang zum Wandfuß — „Plateau der Falle" — in drei Tagen über „Passo Viento" und Inlandeis.
Erstbesteigung des Moreno South (3400 m) über einen Eissporn von über 1400 m Höhe durch G. Sturm und J. Aikes in 12 Stunden; Schwierigkeit vergleichbar mit Peutereygrat am Montblanc, teilweise sehr scharfer Grat, keine Wächtenbildung, steile Aufschwünge bis zu 55°, 80 m hohe Felsgürtel im letzten Drittel, IV bis V, wahrscheinlich meistens vereist.
Abstieg durch die Südflanke.

Tiroler Andenexpedition 1974 — Peru

Teilnehmer: Jürgen Gumpold, Am Roßsprung 3, A-6020 Innsbruck (Leiter), Carlo Agreiter, Franz Appung, Heinz Coleselli, Erwin Murg, Dr. Kurt Schoißwohl, Heinz Wurren, Egon und Georg Wurm.
Dauer: 22. 6. bis 1. 8. 1974.
Anreise: Flug bis Lima, Autobus bis Chiquian.
Arbeitsgebiet: Jirishhanca, 6126 m, Cord. Huayhuash.
Anmarsch: Von Chiquian über Rocba und die Pässe Cacanàn, 4600 m, und Portachuelo di Carhuacocha, 4800 m, nach Carhuacocha, 4300 m — Basislager.
Besteigungen:
Jirishhanca-Grande-SO-Wand: Lager I 4880 m, über einen wilden Eisbruch zum Lager II 5200 m, dort Beginn der Felskletterei. Höchste, von mehreren Teilnehmern erreichte Höhe 5700 m. Der SW-Verbindungsgrat zum Gipfel konnte wegen andauerndem Schlechtwetter und schwierigsten Verhältnissen nicht begangen werden.
Jirishhanca Chico Este, ca. 5250 m, als Trainingstour.

Münchner Anden-Fahrt 1974 — Peru

der Jungmannschaft und Hochtouristengruppe der DAV-Sektion München.
Teilnehmer: Franz Ludwig Klement, D-8 München 82, Mädelegabelstraße 83 (Leiter), Anni Klement, Herbert Konnert, Bernd Lukas, Rainer Stolz, Horst Ullrich (Gast).
Dauer: 8. 6. bis 30. 7. 1974.
Arbeitsgebiete:
Östl. Cordillera Vilcanota — Anreise von Cuzco mit Lastwagen über Urcos nach Marcapata, 150 km. Lagerplatz am oberen Ende der sog. Ranrachaca-Pampa, in 4550 m Höhe.
Cordillera Carabaya — Anreise mit Bus und Lkw bis Macusani. Hauptlager in 4500 m Höhe südlich des Allinccapac.
Bestiegene Berge:
17. und 18. 6. Akklimatisationstouren vom Paß La-Raya, 4313 m: Yahuar Cocha Ost, 5080 m; N-Flanke, Yahuar Cocha West, 5120 m, O-Grat; Cerro Chimboya, 5489 m, SW-Grat.
Cord. Vilcanota — vermutlich alles Erstbesteigungen:
27. 6. Chichiccasa, 5070 m, NW-Flanke;
28. 6. Turumache, 5250 m, NO-Flanke; Amaru Cocha, 5230 m, SN-Überschr.; Hapopata, 5220 m, SN-Überschr.; Huchicoline, 5180 m, SN-Überschr.; Marcarani, 5070 m, S-Grat;
29. 6. Vinaya, 5560 m, N-Wand;
5. 7. OW-Überschr.;
1. 7. Antaimarca, 5812 m, N-Flanke;
2. und 4. 7. Yurajrome, 5010 m, W-Flanke;
3. und 4. 7. Vichgana, 5852 m, W-Grat;
3. 7. Celita, 5000 m, O-Flanke.
Cord. Carabaya:
15. 7. Nevado Panorama, 5310 m, SW-Flanke — Nev. Japuma, 5460 m, SN-Überschreitung;
18. 7. Nieve, 5340 m, S-Flanke;
19. 7. Allinccapac, 5820 m, Erstbegehung des NW-Grates;
20. 7. Huaynaccapac, 5735 m, SW-Flanke.

Vilcanota 1974 — Peru/Bolivien

Andenfahrt von Jungmannschaft und Hochtouristengruppe der DAV-Sektion München.
Teilnehmer: Herbert Konnerth, D-8 München 71, Berner Straße 81 (Leiter), Reinhard Vogl, Angelika Forster, Georg Ashton, Siegfried Völkl.

Dauer: 30. 7. bis 30. 10. 1974.
Anreise: Cuzco — Ocongate — Tinqui mit Lkw; von Tinqui Anmarsch über Laguna Minaparayoc (4590 m) zum Hauptlager (4830 m).
Besteigungen:
30. 7. Chicon-NW-Gipfel, 5430 m (Cord. Urubamba); 17. 8. P. 4930 m; 18. 8. P. 4970 m; 23. 8. Campa I, 5485 m; 24. 8. P. 5475 m, Huekiriti, 5670 m; 26. 8. Campa-II-S-Gipfel, 5580 m, SW-Grat; 27. 8. Cerro Huamanticaya, 5245 m; 28. 8. Mariposa, 5808 m, NO-Grat; 30. 8. Tinqui, 5445 m, Westgrat — 1. Begehung, Ostgrat; 1. 9. Torre Campamento, 5100 m, 1. Beg. der Nordverschneidung; 13. 9. Illimani-S-Gipfel, 6450 m (Cord. Real); 24. 9. und 5. 10. Misti, 5812 m; 6. und 13. 10. Chachani-O-Gipfel, 5852 m (Cord. Chila).

Anden-Jubiläumsexpedition 1974 — Bolivien

anläßlich des 25jährigen Bestehens der DAV-Sektion Schorndorf.
Teilnehmer: Frieder Gölz, D-7067 Plüderhausen, Schneeberg 33 (Leiter), Ernst Dreiseitel, Rolf Gölz, Ernst Henninger †, Siegfried Härer, Ulrich Jaudas, Wolfgang Lutz, Richard Reif, Gastmitglied Otto Siemers.
Zeit: 13. 6. bis 13. 7. 1974.
Durchgeführte Besteigungen:
Cordillera Apolobamba:
14. 6. Ankunft am Pelechucopaß.
15. 6. Kulminationspunkte BJE I 5330 m, BJE II 5300 m Zweitbesteigung, Erstbegehung der BJE-II-Südwestflanke, Erstbegehung der Überschreitung BJE I und BJE II. Während der Überschreitung wurde ein weiterer, 5280 m hoher Kulminationspunkt im Gratverlauf erstmals erstiegen. BJE III 5300 m Zweitbesteigung, Nordgrat Erstbegehung, Nordostflanke Zweitbegehung.
16. 6. OAE I 5300 m Zweitbesteigung, Nordgrat Erstbegehung, Erstbegehung der Überschreitung. Im weiteren Verlauf der Überschreitung wurde ein 5200 m hoher Kulminationspunkt erstiegen.
17. 6. Versuch an einem 5550 m hohen Berg. Infolge Zeitmangel und subjektiver Gefahren Rückzug am SO-Grat. Zweitbesteigung der Firnhaube 5450 m (BJE VI).
Drittbesteigung BJE III 5300 m. Kulminationspunkt 5050 m Zweitbesteigung, Überschreitung Erstbegehung.
19. 6. Pelechuco Huaracha, 5650 m, Zweitbesteigung, Südwestgrat Erstbegehung, Überschreitung Erstbegehung.
Firnberg 5450 m Zweitbesteigung (BJE IV).
Schwarze Wand, 5500 m, Zweitbesteigung (BJE V).
20. 6. OAE I Drittbesteigung, Westwand Erstbegehung.
BJE III Viertbesteigung, Nordwestgrat — Nordostflanke, Südflanke — Nordostflanke.
Cordillera Real — Ancohuma-Massiv:
29. 6. Ankunft Basislager.
30. 6. SAJE I 5450 m, SAJE II 5570 m.
1. 7. Lloca de Ancohuma, 6055 m, Zweitbesteigung. Klimsacolyo, 5890 m, Zweitbesteigung. Yacuma I, Nordgipfel-Westwand Erstbegehung, 5900 m. Hancopiti I, 5863 m, Drittbesteigung.
2. 7. Haucana, 6206 m, Viertbesteigung, Ostpfeiler Erstbegehung. SAJE III.
3. 7. Ancohuma, 10. Besteigung, 6427 m, Gesamtüberschreitung SO-N-Grat Erstbegehung, Ancohuma-Nordgrat 9. Besteigung, erste Besteigung des Ancohuma von 2 Seiten an einem Tag.
5. 7. Lloca de Ancohuma, 6055 m, Drittbesteigung. Buena Vista, 5850 m, Zweitbesteigung.
7. 7. SAJE IV.
Ancohuma, Südwand, Versuch einer Erstbegehung. Dabei verunglückte Ernst Henninger beim Überqueren des Bergschrundes durch Zusammenbrechen einer Schneebrücke tödlich.

Südtiroler Andenexpedition 1974 — Argentinien

Teilnehmer: Reinhold Messner, I-39 040 St. Magdalena/Villnöss (Leiter), Jochen Gruber, Jörgel Mayr, Dr. Oswald Ölz, Konrad Renzler, Ernst Pertl (Kameramann).
1. direkte Begehung der Aconcagua-Südwand (6959 m):
Wandhöhe 3000 m, bis ca 6000 m Meereshöhe großenteils auf der Route der Franzosen (1954), Gipfelwand ab ca. 6350 m im Alleingang durch R. Messner am 23. 1. 1974. Abstieg auf dem Anstiegsweg.

Bayrisch-Allgäuer Andenkundfahrt 1974/75 — Argentinien

Teilnehmer: Josef Heinl, D-8898 Schrobenhausen, Neue Heimat 23 (Leiter), Bernhard Günther, Georg Peter Menz, Wolfgang Niederacher, Paul und Peter Vogler.
Dauer: 7. 12. 1974 bis 29. 1. 1975.
Anreise: Flug bis Buenos Aires, Bahn bis Mendoza; Bus/Auto bis Tupungato; Geländefahrzeug bis Santa Clara, Refugio Militär, 2100 m; Anmarsch über Casa Cura zum Basislager, 4200 m, 50 km.
Bestiegene Berge:
Tupungato, 6800 m, Ostwand, erste Begehung: 1600 m Wandhöhe, 200 m III bis IV, 400 m 50° steiles Eis, 1000 m Firnflanke, 20° bis 40°. Erreichen des Gipfels am 3. 1. 1975 nach einem Biwak in 6500 m Höhe durch Heinl, Menz, Paul und Peter Vogler.

Carstensz-Gebirge: östlicher Teil der Nordwandmauer; Nga Palu (Puncak Djaja und Puncak Sumantri vom Larson-See. Foto: H. Huber

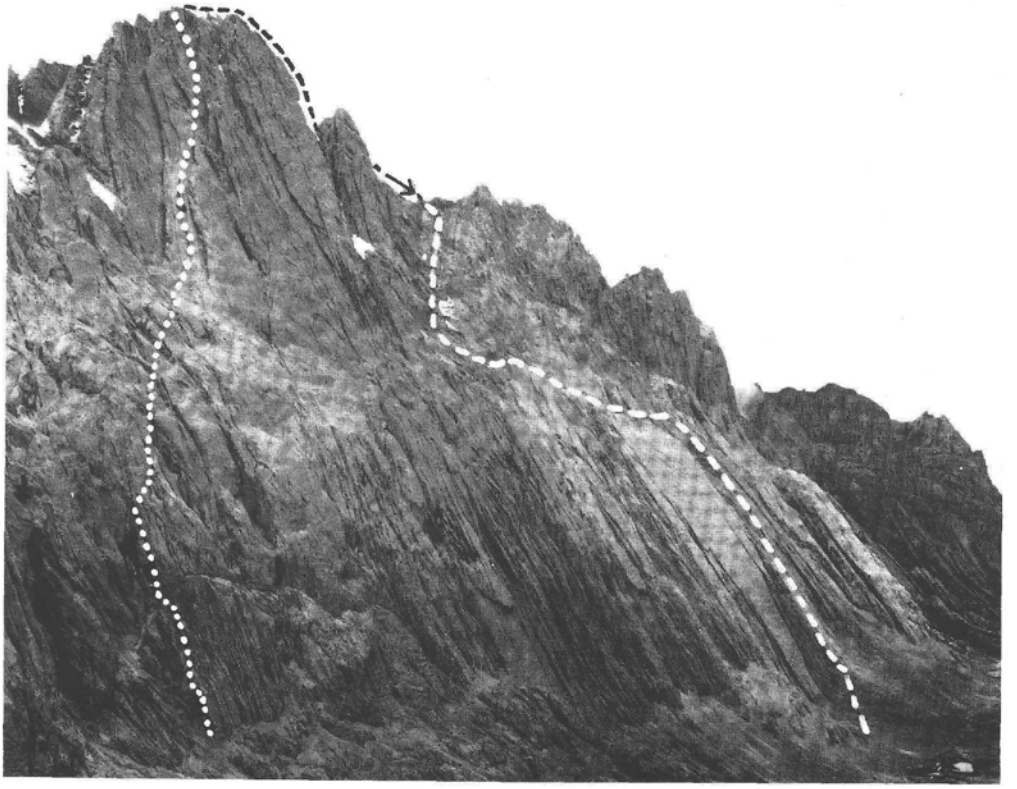
Deutsche Neuguinea-Expedition 1974

Teilnehmer: Hermann Huber, D-8025 Unterhaching, Fasanenstraße 151 (Leiter), Herbert Karasek, Georg Kirner, Bernd Schreckenbach.
Zeit: 31. 12. 1973 bis 8. 2. 1974.

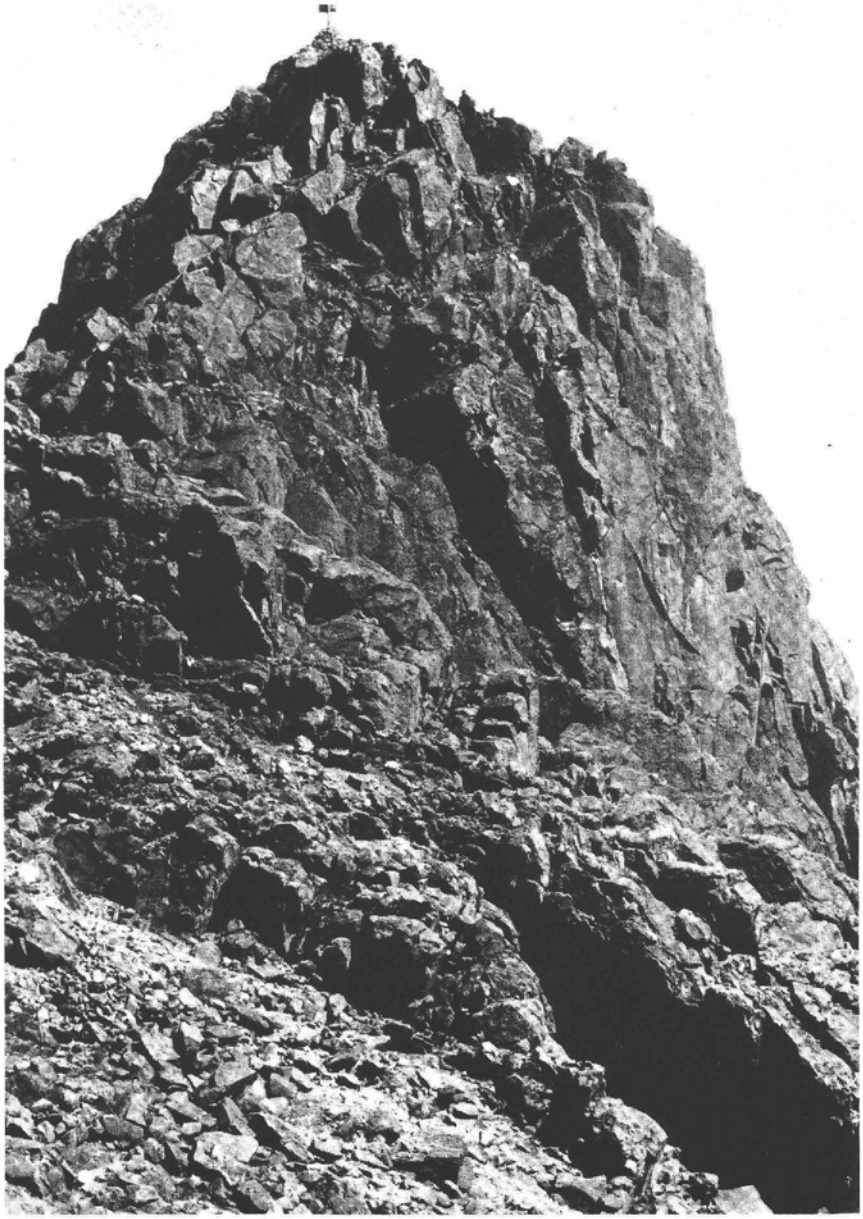
Arbeitsgebiet: Neuguinea West Irian, Carstensz-Gebirge im zentralen Hochland, auf 4° südlicher Breite gelegen.

Anreise: Linienflüge Frankfurt — Singapur — Jakarta — Biak. Charterflug Biak — Nabire — Ilaga (Charter ab Nabire genügt!). Von Ilaga 5 bis 6 anstrengende Tagesmärsche durch Urwald und Sumpfgelände. Hauptlager im Meren-Tal, 4100 m.

Besteigungen:
17. 1. Carstensz-Pyramide, ca. 4900 m, neuer Weg (IV—V—) durch die Nordwand zum Ostgipfel (Karasek/Huber); 2. Beg. des amerikanisch/indonesischen Weges durch die Nordwand westlich des Gipfels, III—IV (Schreckenbach/Kirner), gleichzeitig Abstiegsroute; 7. oder 8. Ersteigung der Pyramide.
Midden-Spitze, ca. 4650 m, über W-Grat, III mit Stellen IV.
19. 1. Erste Überschreitung des Nordwandkammes in einem Zug: Wollaston Peak, ca 4650 m — Tsinga-Firngrat, ca. 4800 m — Nga Palu (Puncak Djaja), ca. 4870 m — Puncak Sumantri, ca. 4850 m — Gipfel westl. Sumantri, ca. 4750 m Dugundugu-Eisgipfel (3 Gipfel), ca. 4700 m.
Wie bei der Überschreitung des Nordwandkammes festgestellt werden konnte, hat Reinhold Messner 1972 im Alleingang vermutlich nicht die Nordwand des Nga Palu, sondern die des Puncak Sumantri durchstiegen. (Siehe seinen Bericht in Alpinismus, Heft 5/72.)
Die Deutsche Neuguinea-Expedition hat versucht, nach Rücksprache mit Dr. J. Petersen von der Monash-Universität Melbourne und Dr. H. Walandow, Jakarta, Klarheit in die Namensgebung dieses Gebirgsstockes zu bringen.



Oben:
Die Nordwand der Carstensz-Pyramide: links der neue Anstieg durch den östlichen Teil der Nordwand, rechts der amerikanisch/indonesische Weg durch den westlichen Teil bzw. über den Westgrat.
Unten:
Auf der Überschreitung des Nordwandkammes, links Puncak Sumantri, rechts Puncak Djaja oder Nga Palu.
Fotos: H. Huber



Der Gipfel des Mount Wilhelm, 5000 m, im Bergland von Papua-Neuguinea.

Foto: F. Bertelmann

Bergfahrten in Neuguinea und Australien 1974

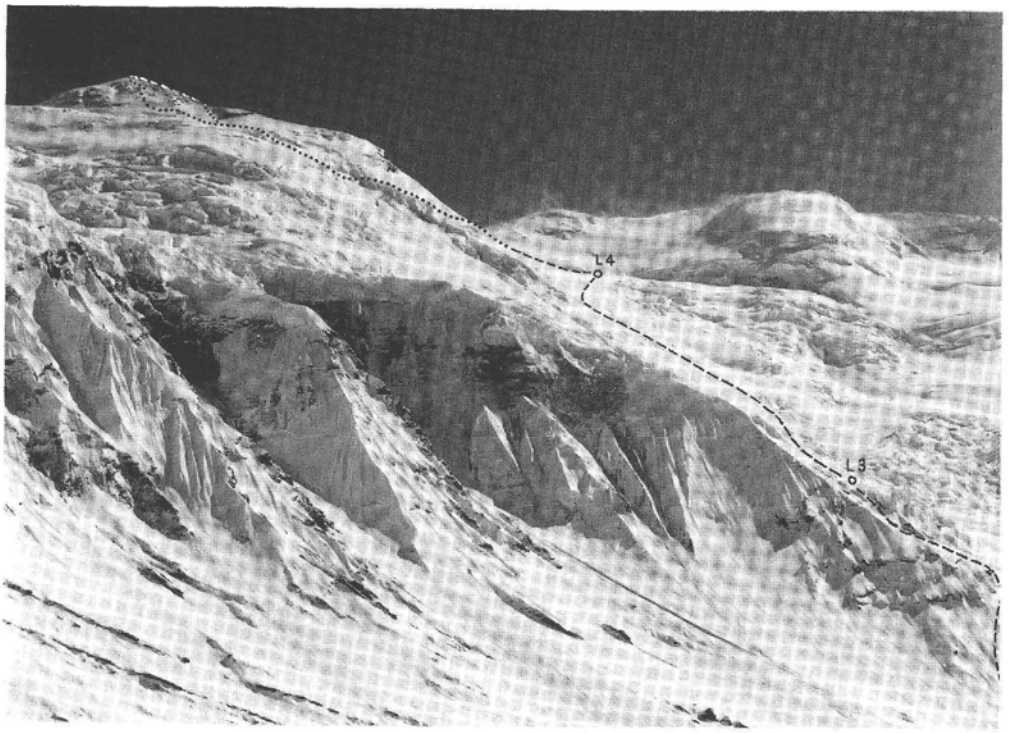
Jubiläumskundfahrt zum 90jährigen Bestehen der Sektion Minden des DAV.

Teilnehmer: Friedhelm Bertelmann, D-495 Minden, Schwerinstraße 4, Dr. Wolfgang Schlüter.
Anreise: mit Flugzeug über Bangkok, Hongkong und Manila.

Dauer: 5 Wochen, Mai — Juni.

Aufgesuchte Berggebiete: Bergland von Papua-Neuguinea im Gebiet des Mt. Wilhelm (5000 m); Ayersrock in Mittelaustralien; Mac Donnell Rocks.

Durchgeführte Touren:
Besteigung des Mt. Wilhelm und eines unbekannten Berges im Gebiet des Mt. Wilhelm (4300 m); Besteigung des Ayers Rock; 10 Erstbesteigungen in den unerschlossenen Mac-Donnell-Bergen (ca. 1400 m).



Die Nordflanke des Dhaulagiri III (7715 m) vom Tschortengrat aus. Die Ersteigung erfolgte über den Sporn rechts unten und dann über den Westgrat rechts des Gipfels bzw. die verdeckte Südwestwand. Foto: B. Schreckenbach
Unten: Im Aufstieg zum Gipfel. Im Hintergrund (links) der noch unbestiegene Dhaulagiri IV.

Deutsche Himalaya-Expedition 1973 zum Dhaulagiri III

Teilnehmer: Dr. Klaus Schreckenbach, F-38 Grenoble, Ell Cedex 156 (Leiter), Peter von Gizycki, Dr. Gerhard Haberl, Konrad Hiller, Hans Saler, Bernd Schreckenbach, Klaus Süßmilch.
Zeit: 2. 8. 1973 bis 12. 2. 1974.

Anmarsch: Von Pokhara über Jomsom (Kali Gandaki), Pässe Sangda-la 5250 m, La-sa 5300 m und Mu-la 5850 m nach Mukut, 4000 m, Basislager, 13 Tage; Rückmarsch über Tareng, Tarakot, Paß Jang-la 4300 m, Dorpathan, Beni, Pokhara, 22 Tage (Paß Mu-la je nach Schnee begrenzt begehbar, Juli bis September).

Besteigung:
Dhaulagiri III, 7715 m, Erstbesteigung am 20. 10. und 23. 10. 1973 über SW-Flanke durch G. Haberl, H. Saler, K. Schreckenbach, und W-Grat durch P. v. Gizycki, K. Hiller, K. Süßmilch, Sirdar Norbu. Lager I 5000 m an der Nordseite des Tschortengrates, Lager II 5300 m (nach Überwindung des Tschortengrates, 5650 m), Lager III 5850 m, Schneehöhle, Lager IV 6950 m, Schneehöhle.

Schwäbische Himalaya-Expedition 1973 zum Manaslu

Teilnehmer: Dr. Gerhard Schmatz, D-791 Neu-Ulm, Ammerweg 26 (Leiter), René Arnold, Dr. Volkert Gazert, Siegfried Hupfauer, Günter Kämpfe, Hannelore Schmatz, Manfred Sturm, Wastl Wörgötter.
Zeit: 28. 2 bis 8. 5. 1973.
Anreise: Linienflug nach Kathmandu; Lkw Kathmandu — Trisuli-Bazar; Anmarsch Buri-Gandaki-Tal — Namrung — Sama — Basislager in ca. 3900 m am Ende des Manaslu-Gletschers.
Besteigungen:
Manaslu, 8156 m, über die Nordostflanke, am 22. 4. 1973 durch G. Schmatz, Hupfauer und Sherpa Urkien.
Hauptlager ca. 4900 m; Lager 1 am Naike Col (Akklimatisationslager), Lager 2 auf ca. 6200 m, Lager 3 nach dem Eisfall auf ca. 6550 m, Lager 4 unterhalb der Schneeschürze auf ca. 7200 m, Lager 5 Sturmzelt auf ca. 7600 m am Beginn des Aufstiegs zum East Pinnacle (7895 m).
Besteigung eines unbekannten, eventuell unbestiegenen Berges östlich des Naike Cols, 6050 m, am 21. 4. 1973.

Münchner Himalaya-Fahrt 1973

Teilnehmer: Wolfgang Brög, D-8 München 40, Schellingstraße 124 (Leiter), Erika Heimrath, Hans-Jürgen Meilinger, Erika Meilinger.
Zeit: 7. 4. bis Spätherbst 1973.

1. Arbeitsgebiet:
Vorgipfel des Annapurna Himals.
Anmarsch: Pokhara — Seti Khola — Hauptlager auf 5000 m Höhe.
Besteigung einiger dem Annapurna Himal vorgelagerter unbenannter Gipfel (ca. 5500 m); Erkundung einer Route zum „Max und Moritz" (ca. 7000 m), Besteigungsversuche scheiterten immer wieder am Schlechtwettereinbruch um Mittag, vom 25. bis 28. 5. Ersteigung eines dem „Max und Moritz" vorgelagerten 6100 m hohen Gipfels mit einem Zwischenlager; nach 10 Tagen Schneefall Rückmarsch nach Pokhara.

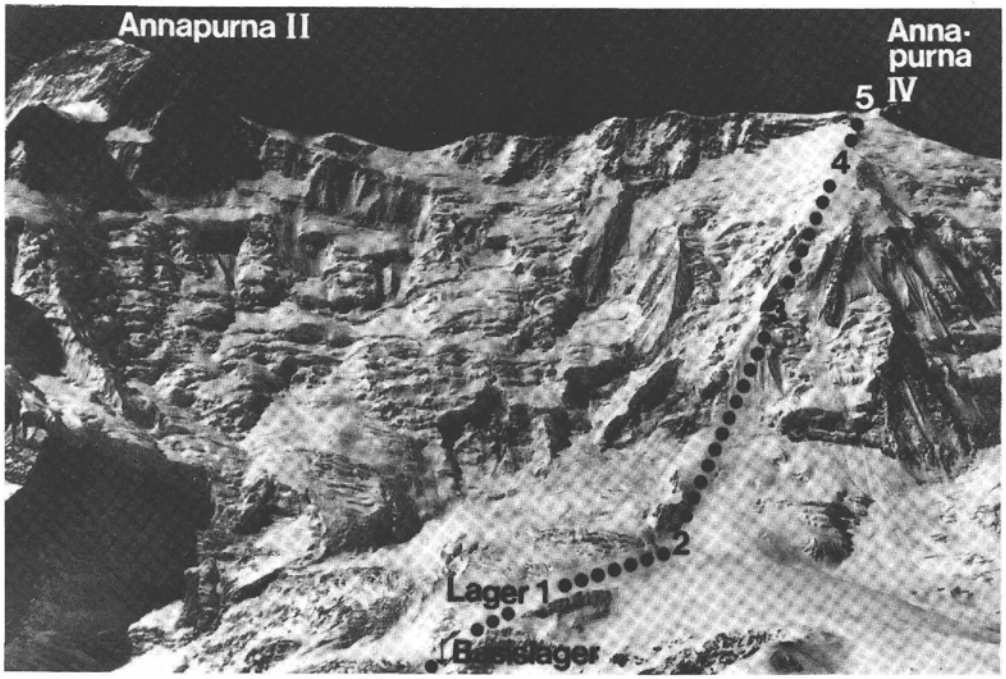
2. Arbeitsgebiet:
Toltargruppe — Karakorum.
Aufstieg zu zweit mit fünf Trägern und zwei Dolmetschern von Chalt durch das Tal von Bar, den Kukuargletscher entlang bis zum Hauptlager (5000 m) auf einer bewachsenen Seitenmoräne hoch über dem Gletscher. Dort bewaffneter Überfall durch einen Einheimischen — Flucht ins Tal.

Westnepal-Kundfahrt der Sektion Tölz 1973

Teilnehmer: Dr. Michael Zoelch, D-817 Bad Tölz, Alleestraße 6 (Leiter), Wolfgang Buchner, Helmut Kollmuß, Christian Pitzke, Peter Schürch.
Zeit: 26. 4. bis 9. 6. 1973.
Ausgangsort Jumla, hierher regulärer Flug von Kathmandu.
Anmarsch: über Rimi, Kaigaon, Kagmarapaß nach Pungmo und Poksumdo, 7 Tage.
Besteigung des Kang Taiga (5940 m) über ein Zwischenlager bei 4300 m, Erstbesteigung.
Der ursprüngliche Plan einer Durchquerung über Tarap und Charka nach Jomosom mußte wegen Neuschnee und der daraus resultierenden Weigerung der Träger, die folgenden, über 5000 m hohen Pässe zu überschreiten, aufgegeben werden.
Rückmarsch über Dunai — Tarakot — Dorpatan — Beni nach Pokhara.

Deutsche Lhotse-Expedition 1974

Teilnehmer: Gerhard Lenser, D-78 Freiburg i. Br., Wilhelm-Dürr-Straße 26 (Leiter), Dr. Claus-Peter Bach, Kurt Diemberger, Dr. Hermann Warth.
Zeit: Ende Februar bis Mitte Juni 1974.
Anreise/Anmarsch: Charterflug Kathmandu — Tumlingtar im Aruntal, Ostnepal. Von Tumlingtar ca. 160 km Anmarsch über Pankora-Paß, Num, Sedua, Paß Kongma La (4300 m) — Baruntal — Makalu-Basislager — Oberer Barungletscher, Basislager, 5500 m, 18 Tage.
Expeditionsziel: Erkundung und möglichst weite Begehung des Lhotse-Grates, der von Osten her folgende Gipfel enthält: Shartse, 7502 m (auch Junction Peak genannt), Peak 38, Lhotse Shar, Lhotse. Dieser Grat wurde noch nie versucht, wohl aber wurde sowohl Lhotse, 8501 m, als auch Lhotse Shar, 8383 m, schon früher erstbestiegen (jeweils eine Besteigung bisher), aber nicht von dieser Seite.
Besteigungen:
Erstbesteigung des Shartse, 7502 m, am 23. 5. 1974 durch K. Diemberger und H. Warth.
Aufstiegsroute: L I 5800 m, L II 6150 m knapp unter dem Südgrat, L III 6400 m, L IV 6500 m, L V ca. 6850 m, L VI ca. 7150 m auf dem Südgrat. Insgesamt wurden 700 m Fixseil angebracht. Schwierigkeiten in Fels und kombiniertem Gelände bis IV, brüchiger Fels; Hauptschwierigkeiten in Eis und Schnee, vor allem riesige Wächten.
Der Aufstieg erfolgte ohne Sauerstoffgeräte. Es lagen jedoch drei Flaschen in einzelnen Lagern.



Die Nordwand der Annapurna II (7937 m) mit der Anstiegsroute bis Lager 5 (7380 m) auf dem Westgrat. Rechts die Annapurna IV (7533 m).

Oberland Himalaya Expedition 1974

zum 75jährigen Bestehen der Sektion Oberland des DAV.

Teilnehmer: Peter Bednar, D-8 München 40, Lerchenauer Straße 29 (Leiter), Ulrich Kamm, Dr. Peter Weidenthaler, Ulrich Eberhardt, Heinrich Gentner, Georg Gruber, Heinz Hüttl, Franz Leutgäb (alle Mitglieder der HTG bzw. Jungmannschaft der Sektion Oberland).

Zeit: Anreise von drei Teilnehmern mit Lkw und Ausrüstung vom 25. 1. bis 4. 3. 1974, Rückreise von Kathmandu am 24. 5. 1974.

Expeditionsziel: Ersteigung der Annapurna II, 7937 m, über Nordwand und Westgrat.

Durchgeführte Besteigung:

Die Nordwand der Annapurna II ist fast 3 km breit, ihr linker Teil ist durch Hängegletscher, Eisbrüche und Lawinengefahr gekennzeichnet. Im mittleren und rechten Wandteil bieten zwei markante Pfeiler eine steile und schwierige, aber objektiv weniger gefährliche Besteigungsmöglichkeit. Basislager in 3606 m — Lager I 4200 m — Lager II 5050 m — Lager III 6100 m — Lager IV 6950 m — Lager V 7380 m auf dem Westgrat der Annapurna II.

Nach Errichtung von Lager IV herrschte eine Woche schlechtes Wetter, während dessen sich die Mannschaft überwiegend in den beiden Hochlagern befand. Am 26. 4. war das Wetter gut, Gruber, Hüttl und Leutgäb nutzten dies zur Erkundung des Weiterweges. Nach einigen Stunden Aufstieg erreichten sie den Westgrat der Annapurna II (Standort für Lager V). Da von diesem Punkt aus der weitere Verlauf des Grates nicht zu beurteilen war, faßten sie spontan den Entschluß, den besten Aussichtspunkt, in diesem Fall die Annapurna IV, 7522 m, zu besteigen. Zu diesem Gipfel waren vom Lager V nur 150 Höhenmeter auf eine Strecke von 600 m zu überwinden. Diese Besteigung wurde von Sherpas beobachtet und dem Begleitoffizier gemeldet, der sich mit dem Außenministerium in Verbindung setzte. Daraufhin wurde der Expedition vorzeitig die Erlaubnis zur Besteigung der Annapurna II entzogen und eine Klärung des Vorganges angeordnet.

In Kathmandu warteten die Expeditionsteilnehmer 9 Tage auf die Entscheidung über das Ausmaß der Strafe, die dann wie folgt aussah: 1. Vorzeitiger Entzug der Genehmigung für die Annapurna II, 2. Verhängung einer Strafgebühr von 600 US-Dollar (der Betrag entspricht der Genehmigungsgebühr für die Annapurna IV), 3. Expeditionsverbot in Nepal für alle 8 Teilnehmer für 3 Jahre. Anträge der Sektion Oberland werden in diesem Zeitraum nicht bearbeitet.

Makalu-Südwand; der Ersteigungsversuch mußte in ca. 7550 m Höhe, oberhalb Lager IV, wegen schlechtester Wetterbedingungen und Wandverhältnisse abgebrochen werden.

Foto: Österreichische Makalu-Expedition

Österreichische Makalu-Expedition 1974

Teilnehmer: Wolfgang Nairz, A-6020 Innsbruck, Kaiser-Josef-Straße 3 (Leiter), Walter Almberger, Horst Bergmann, Yves Buchheim, Helmut Hagner, Josl Knoll, Gerhard Markl, Reinhold Messner, Dr. Oswald Ölz, Albert Precht.

Zeit: 20. 2. bis 20. 5. 1974 (Vormonsunzeit).

Anreise/Anmarsch: Flug München—Kathmandu; Charterflug Kathmandu — Thumlingtar; Anmarschweg Thumlingtar — Khandabari — Num — Ala — Sedoa — Tashigaun — Coma La — Baruntal — Basislager. Mit Trägern ca. 14 Tage; der Paß Coma La, 4200 und 4150 m, kann problematisch sein, wenn im Winter viel Schnee gefallen ist.

Expeditionsziel: Besteigung der Makalu-Südwand. Makalu 8481 m, Basislager 4900 m; etwa 2500 m hohe schwierige Wand, im unteren Teil Eis, ab 6900 m Felskletterei. 1972 Versuch durch eine jugoslawische Expedition in der Nachmonsunzeit, auf Grund schlechten Wetters in 7800 m Höhe abgebrochen.

Besteigung:
Lager I auf Felskopf in 5900 m. Durch Eisbruch und über Eissporn zu L II, 6300 m. Steiler Eisgrat (ca 45°), anschließend Eiswand (ca. 55—60°) nach L III, 6900 m. Schwierige Felskletterei (IV bis V) mit Eis durchsetzt nach L IV, 7400 m Höhe. Der Versuch der Ersteigung wurde in ca. 7550 m Höhe wegen schlechtester Wetterbedingungen und Wandverhältnisse abgebrochen.

Eine internationale Expedition unter Leitung von Fritz Stammberger erreichte in der Nachmonsunzeit 1974 in derselben Wand eine Höhe von etwa 7600 bis 7800 m. Aus Forschungsgründen ist kein Sauerstoff verwendet worden. Der Besteigungsversuch mußte wegen Erkrankung von Expeditionsmitgliedern aufgegeben werden.

AKB — Himalaya-Expedition 1974

Teilnehmer: Manfred Herbke, D-8011 Aschheim, Eichenstraße 2 b (Leiter), Heinz Baumann, Frhr. Bernulf von Crailsheim, Werner Kieweg, Eduard Nürnberger, Günther Reitz, Stephan Tausend, alle Alpenklub Berggeist, München.
Zeit: 12. 4. bis 18. 5. 1974.
Expeditionsgebiet: Dhaulagiri-Himal.
Anmarsch: Von Pokhara durch das Kali Gandaki nach Tukuche — Basislager in 4400 m Höhe unterhalb des Dhampus-Passes.
Besteigungen:
AKB-Gipfel, 6300 m, Erstersteigung (südöstlicher Nachbargipfel des Hongde); Tukuche-Peak-Mittelgipfel, 6700 m; Dhampus Peak, 6012 m; Little Tukuche Peak, 5846 m; Höhe 5200 m (Umbrella Peak).

Himalaya-Kundfahrt 1974

Teilnehmer: Günter Hauser, D-8 München 2, Neuhauser Straße 1 (Leiter), Josef Kurz, Kurt Niedermayr, Hermann Ponn, Hans Richter, Gerhard Wendl, Berchtesgaden.
Zeit: 6. 4. bis 6. 5. 1974.
Arbeitsgebiet: Hidden Valley, nördlich des Dhaulagiri.
Anmarsch und Anstieg: Pokhara, Kali Gandaki zum Dhampus-Paß, 5182 m, Hauptlager im Hidden Valley auf 4750 m. Zwei Hochlager im Gegar Khola auf 5250 m und unter dem Tashi Kang III auf 5200 m.
Besteigungen:
Dhampus Peak, 6012 m; Pashimy Himparkal, 6270 m, und Purby Himparkal, 6231 m, Erstbesteigung und Überschreitung; Parbat Rinchen, 6203 m; Stupa, 6301 m; Parbat Talpari, 6218 m; Parbat Agratal, 5890 m; Chattan Pyramid, 5798 m, und Kasturi Parbat, 5953 m; Thashi Kang III, 6130 m. Alle mit Ausnahme des Dhampus Peak Erstbesteigungen.

1. Polnisch-Deutsche Karakorumexpedition 1974 zum Shisparé/Pasu Peak, 7619 m

Teilnehmer: Heinz Borchers † (deutscher Leiter), Martin Albanus, Hubert Bleicher, Herbert Oberhofer, D-8 München 40, Georgenschweigstr. 40; 9 polnische Teilnehmer, Leiter: Janusz Kurczab.
Zeit: Mai bis September 1974.
Anreise: 4 polnische und 3 deutsche Teilnehmer verließen am 9. 5. 1974 mit Lkw und 6 t Gepäck München, die anderen Teilnehmer kamen per Flugzeug nach. 11. 6. Gilgit — 16. 6. Pasu.
Besteigung:
Basislager in ca. 4000 m Höhe am orogr. linken Ufer des Pasugletschers. Die günstigste Anstiegsmöglichkeit bietet sich in einem kombinierten Seitengrat, der zur Ostschulter des Shisparé hinaufzieht. Dieser Weg führt über drei ca. 6400 m hohe Zwischengipfel. Lager I in 4800 m. Hier setzt ein schwieriger Felsgrat an, der in einen steilen Firn- und Eisgrat übergeht und auf ein Plateau in 5700 m Höhe führt, Standort für Lager II. — Am 2. 7. versuchten Heinz Borchers und Herbert Oberhofer zusammen mit den Polen Jacek Pareba und Jan Holnicki erstmals diesen Grat. Bei einsetzender Dunkelheit mußten sie vor Erreichen des Plateaus umkehren. Beim schnellen Rückzug stürzte Heinz Borchers die 500 m hohe Westflanke bis ins obere Becken des Pasugletschers ab. Wie durch ein Wunder zog er sich dabei keine ernsteren Verletzungen zu. — Von Lager II über einen von Spalten durchzogenen Hang zum Ostgrat des Shisparé, über diesen und eine dazwischen liegende 200 m hohe Eiswand auf den ersten Vorgipfel (6309 m) und dahinter, in einer Scharte Erstellung von Lager III, 6280 m. — Überschreitung von zwei weiteren Zwischengipfeln und Erreichen von Lager IV, 6700 m, an einer Spalte unterhalb der Schulter. — Über weite Schneehänge zur Schulter und über den 500 m hohen Gipfelhang erreichten am 21. 7. gegen 19 Uhr sieben Teilnehmer (2 Deutsche, 5 Polen) den Gipfel des Shisparé. Fünf Tage später startete eine zweite Gruppe einen weiteren Angriff auf den Gipfel. Beim Versuch, sich nach Lager III durchzukämpfen (schlechte Verhältnisse durch vorausgegangene starke Schneefälle) kam Heinz Borchers (der sich inzwischen von seinem 500-m-Sturz gut erholt hatte) am 30. 7. 1974 durch ein Schneebrett ums Leben.

Österreichische Karakorum-Expedition 1974

Teilnehmer: Alois Furtner, Wagnerberg 7, A-4942 Gurten (Leiter), Georg Bachler, Josef Portenkirchner, Robert Schauer, Hias Schreder, Hilmar Sturm.
Zeit: 20. 6. bis 15. 9. 1974.
Anreise: Transasiatische Route bis Rawalpindi/Gilgit mit eigenen Bussen; von Gilgit Anmarsch über Pasu — Shimshal — Yazghil-Gletscher zum Basislager, 3600 m.
Expeditionsziel: Besteigung des Pumari chhish, 7492 m, von Norden über den Yazghil-Gletscher.
Besteigung:
Die vorgesehene Besteigung des Pumari chhish konnte nicht durchgeführt werden, weil der Yazghil-Gletscher den Zugang zum Gipfelaufbau in ca. 5500 m verwehrte.
Am 12. 8. Besteigung des Skirish Sar, 6500 m, durch Sturm, Schauer, Portenkirchner und Schreder. Aufstieg über die SW-Flanke.
L I 3900 m — L II 4800 m — L III 6000 m.

Hamburger Hindukuschfahrt 1973

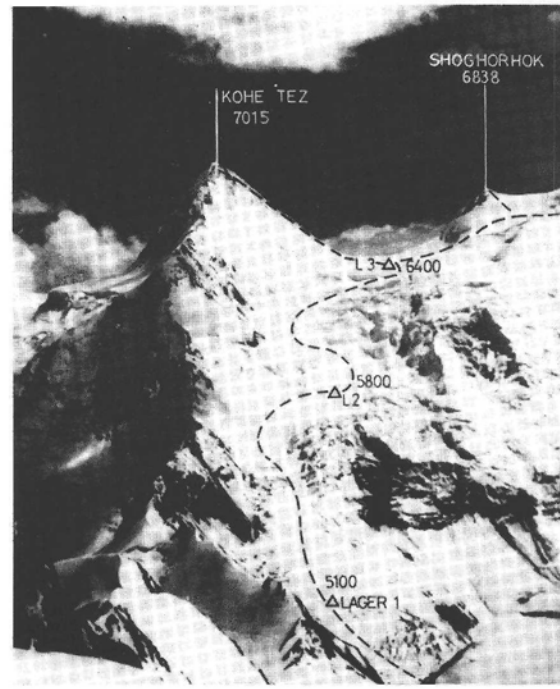
Teilnehmer: Ulrike Boltz, Bernd Brügge, Claus Dittmers, Heiko Irmisch, Frank John, Martin Roeder, Ulrich Roeder, Günter Schulz, D-2 Hamburg 72, Kathenkoppel 39 (Leiter).
Arbeitsgebiet: Afghanischer Hoher Hindukusch, Vorderer Wakhan, Keshnikhantal (Basislager: 4200 m).
Wegen der schlechten Schnee- und Eisverhältnisse mußte der ursprüngliche Plan einer Überschreitung des Koh-e-Keshnikhans (6755 m) aufgegeben werden.
Besteigung des Koh-e-Keshnikhans über den Westgrat:
Lager I in etwa 5100 m hinter dem Koh-e-Tokhan, Lager II in 5960 m direkt auf dem Westgrat. Ein erster Gipfelversuch mußte wegen plötzlichen Schlechtwettereinbruchs in 6350 m Höhe aufgegeben werden. Erneuter Versuch von Irmisch und Schulz am 16. 8., nach einem Biwak in etwa 6600 m Höhe bei geschätzter Minustemperatur von 25 Grad, erreichten sie am 17. 8. den Gipfel.

Kemptener Hindukusch-Expedition 1973

Teilnehmer: Siegfried Rittler, D-7910 Neu-Ulm, Eckstraße 18 (Leiter), Dr. Horst Duchatsch, Erhart Kretschmer, Werner Noissinger, Walter Notz.
Dauer: 7. 7. bis 8. 8. 1973.
Anreise: Flug bis Kabul — Auto über Kunduz bis Faizabad — Lkw bis Quasi Deh; von hier Anmarsch zum Basislager in 4500 m Höhe.
Besteigungen:
Noshaq-Hauptgipfel, 7492 m, am 27. 7. durch Noissinger, Notz, Rittler und Ernst Henninger (Teilnehmer einer anderen Expedition am selben Berg).
Außerdem Ersteigung des Korpus Yaki, 5700 m, am 27. 7. durch Dr. Horst Duchatsch.

HKO — Hindukusch 1973

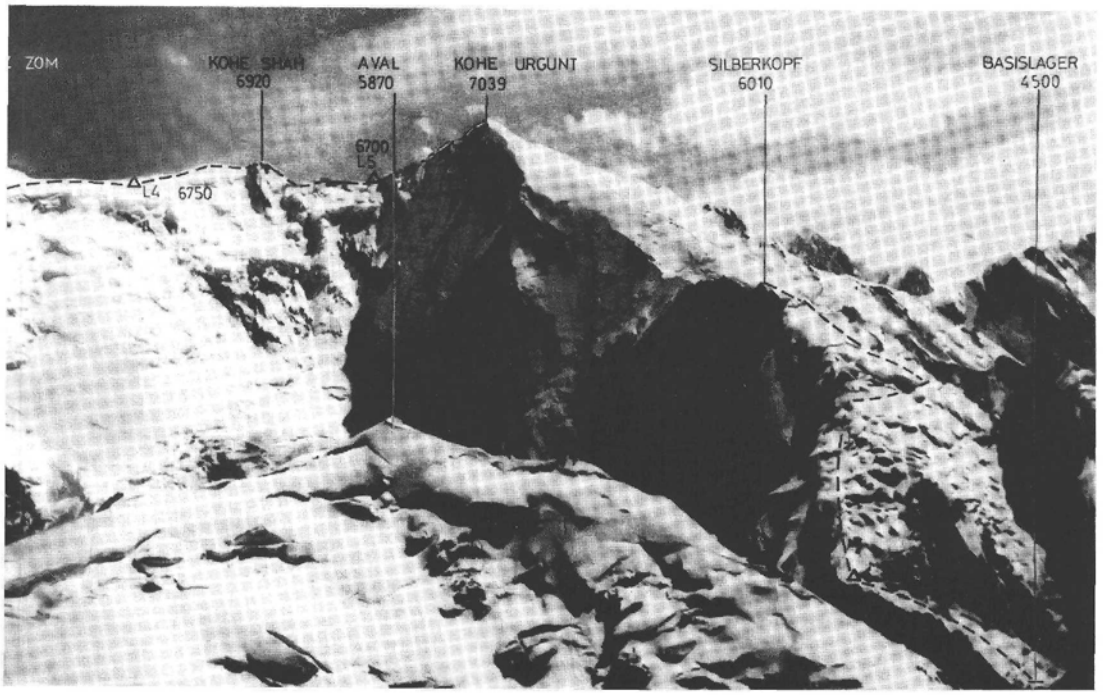
Kundfahrt der Jungmannschaft DAV-Sektion Oberland.
Teilnehmer: Ulrich Kamm, D-8 München 19, Fafnerstraße 10 (Leiter), Ulrich Eberhardt, Hildegard Zilbauer, Norbert Menzel, Günther Hennemann, Peter Förtsch.
Dauer: 5. 8. bis 15. 9. 1973 (ab Kabul).
Arbeitsgebiet: Afghanischer Hindukusch, östlich des oberen Kokcha, ca. 100 km südöstlich Faizabad.
Anreise: Kabul — Bus nach Kunduz; Lkw nach Faizabad — Hazaratesaid; mit Tragtieren über Iskasser — Keran zum Basislager in Sakhital am Fuße des Koh-e-Bandaka in 4100 m Höhe.
Bestiegene Berge:
Erstbegehung des Koh-e-Bandaka-Nordgrates in



8 Tagen, verbunden mit einer Zweitbesteigung des Nordgipfels (6725 m) durch Eberhardt und Hennemann. Zweitbesteigung, verbunden mit einer Überschreitung des P. 6044 durch Menzel und Förtsch. Hildegard Zilbauer erreichte bei einer 13. Begehung, zusammen mit Kamm, als erste Frau den Hauptgipfel des Koh-e-Bandaka, Aufstieg über den Westgrat. Außerdem Besteigung des Koh-e-Ka-Safed (6192 m) und Erstbesteigung des höchsten Gipfels der Iblar-Gruppe, des P. 5638.

Hindukusch-Expedition 1973

der Jungmannschaft DAV-Sektion Tegernsee.
Teilnehmer: Hans Ertle, D 8182 Bad Wiessee, Prinzenruhweg 32 a (Leiter), Erika Ertle, Hans und Peter Gloggner, Peter Hoffmann, Josef und Klaus Öckler, Gerlinde Schirmer, Dr. Volker Schwenkglens.
Dauer: 1. 7. bis 29. 8. 1973.
Arbeitsgebiet: Hoher (Ost) Hindukusch, Koh-i-Urgend, 7038 m, und Umgebung.
Anreise: Mit eigenen Fahrzeugen über Kabul bis Kunduz; Lkw über Faizabad bis Urgend. Basislager in 4500 m Höhe.
Besteigungen:
25. 7. „Geburtstagsberg" W 260, ca. 5800 m;
27, 28. und 29. 7. Koh-i-Awwal, 5870 m;



Koh-i-Urgend mit der Anstiegsroute vom Urgend-e-Bala-Tal aus über den Ostgrat. Die Schreibweise der Namen auf dem Foto weicht von der ortsüblichen ab.

Foto: Tegernseer Hindukuschexpedition

29. 7. Gipfel W 261, ca. 5700 m;
31. 7. Silberkopf, ca. 6010 m;
1. und 4. 8. Koh-i-Tez, 7015 m;
5. 8. Koh-i-Shah, 6920 m (evtl. Erstbesteigung);
6. 8. Koh-i-Urgend, 7039 m, Erstbesteigung vom Urgend-e-Bala-Tal aus über den Ostgrat durch P. und H. Gloggner;
6. 8. Koh-i-Shoghorhok.

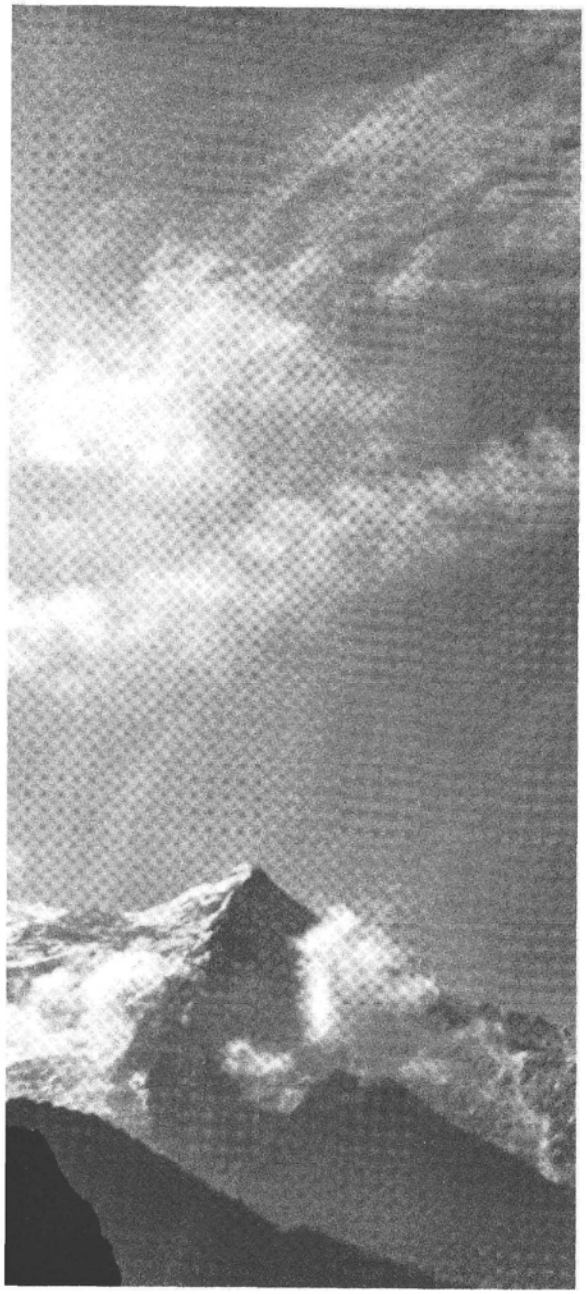
Münchner Hindukusch-Expedition 1974

Teilnehmer: Heinz Hauer, D-8 München 40, Kraepelinstraße 57 (Leiter), Hans Wagner, Uli Fiedler.
Zeit: 21. 7. bis 17. 9. 1974.
Arbeitsgebiet/Expeditionsziel: Geplant war eine Erstbesteigung des Udren-Zom II (7151 m). Doch während des Anmarsches zeigte sich eine völlig veränderte Eislandschaft des Zustiegs gegenüber vorher eingesehenen Fotos: auf dem Weg des Erstbesteigers (Rudolf Büschinger, Graz) ist der Udren-Zom nicht mehr zu erreichen. Die Ausaperung und damit Zerklüftung des Gletschers ist so weit fortgeschritten, daß er in Verbindung mit seiner Steilheit eine ausschließliche Gefahrenzone darstellt, bei der es ein reines Glücksspiel wäre, hindurchzukommen. Dasselbe gilt für den angrenzenden Nadir-Shah (ca. 7125 m).
Anreise: Auf dem Landweg über Teheran — Kabul nach Peshawar — Dir; Dir — Chitral — Drasan mit Jeep; Anmarsch Drasan — Zani-Paß — Shagrom — Udrental — Basislager im unteren Darbangletscher auf etwa 4700 m.
Besteigungen:
21. 8. Q 6, 6250 m;
25. 8. Dingo-Zom, 6593 m, vermutlich 2. Besteigung (1. Besteigung 1971 durch Norddeutsche Hindukuschfahrt, s. AV-Jahrbuch 1972).

DAV-Pamir-Fahrt 1974

Der Deutsche Alpenverein erhielt von der sowjetischen Bergsteiger-Föderation für 8 Alpinisten eine Einladung zum Internationalen Bergsteigerlager ins Pamir-Gebirge.
Teilnehmer: Rudi Berger, Günter Flurer, Gerhard Friedl, Gustav Harder, Herbert Karasek, Franz Neubauer, Dr. Walter Welsch, Horst Westernacher.
Dauer: 13. 7. bis 17. 8. 1974.
Anreise: Flug Frankfurt — Moskau — Osch — Daraut-Kurgan; Lastwagenfahrt ins Basislager.
Besteigung des Pik Lenin, 7134 m, am 1. 8. und 3. 8. durch alle 8 Teilnehmer auf dem Normalweg.
Außerdem Besteigung des Pik Rasdelnaya. 6140 m, und Pik Juhma, ca. 5100 m.

Das Saussure-Balmat-Denkmal zu Chamonix.
Jacques Balmat zeigt Horace Bénédict de Saussure den Weg zum Montblanc.
Ganz rechts die Pyramide der Aiguille du Goûter (3863 m), links davon (knapp rechts von Balmat) der Dôme du Goûter (4304 m)
Der Montblanc selbst ist auf dem Bild (verdeckt durch Saussure) nicht zu sehen.
Foto: R. Karl



Zum hundertsten Band der Alpenvereinsjahrbücher

Auf Seite 141 dieses Jahrbuchs sucht der Norweger Nils Faarlund aus seiner Sicht eine Antwort auf die Frage: Warum Bergsteigen? Solche Versuche prägen die alpine Literatur seit jeher. Letztgültige Ergebnisse haben sie nicht gebracht, werden sie nicht bringen. Brotlose Kunst also sich darum zu bemühen, nicht wert der Zeit und der Druckseiten, die ihr geopfert werden?
Nun, die unterschiedlichen Ansatzpunkte, von welchen aus diese Versuche, die wechselnden Denkmuster, nach denen sie geführt werden, lassen immerhin Rückschlüsse auf die Situation derer zu, die sie anstellen. Sie spiegeln somit, da Bergsteigen ja nicht unabhängig davon geschieht, immer auch ein Stück Zeitgeschichte.
Die Antwort — „Bergsteigen ist Naturleben . . .“ — der Faarlund zuneigt, hat mit denen nahezu aller Zeitgenossen der Gegenwart, die sich ebenfalls um eine solche Antwort bemüht haben, dies eine gemeinsam, daß sie sämtlich auf Jean Jacques Rousseau (1712—1778) zurückweisen:
Rousseaus Lehre — „Zurück zur Natur“ — fußt, natürlich, ebenfalls nicht auf gänzlich eigenständigen Fundamenten. Eine ihrer Voraussetzungen ist, daß die Wissenschaften jener Zeit den Bann einer früheren gebrochen haben, Erscheinungen und Geschehnisse der Natur nicht mehr allein mit göttlichem

oder dämonischem Walten zu erklären, sondern deren Gesetze zu entdecken suchen. Das ist auch die Voraussetzung für das zunehmende Interesse am Hochgebirge, erste große Besteigungen:

1786 am 8. August betreten Jacques Balmat und Dr. Michel Gabriel Paccard erstmals den Gipfel des Montblanc. Schon 1760 hatte der Naturwissenschaftler Horace Bénédict de Saussure einen hohen Geldpreis für den ausgesetzt, der einen Weg zum Gipfel des Berges finden würde. 1787 steht Saussure selber auf diesem Gipfel, hält sich dort oben fünf Stunden auf und unternimmt wissenschaftliche Messungen.

Die Bedeutung, die die Naturwissenschaften in jener Zeit gewonnen haben, unterstreichen bahnbrechende technische Errungenschaften: Watt entwickelt eine Dampfmaschine mit Kolbenstange und Zentrifugalregulator, in England und Deutschland gibt es die erste versuchsweise Gasbeleuchtung für Innenräume — das Industriezeitalter kündigt sich an . . .

All dies Neue erfahren die Zeitgenossen zusammen mit Nachklängen aus dem Mittelalter — 1782 letzte Hexenhinrichtung durch das Schwert in der Schweiz! Der Widerstreit dieser Erfahrungen äußert sich in einer raschen Folge kultureller und geistiger Strömungen: Rokoko; Aufklärung, Empfindsamkeit (1774 Goethe: „Die Leiden des jungen Werther"), Sturm und Drang (1782 Schiller: „Die Räuber"), daneben extremer Pietismus. Goethe erlebt diese Strömungen in heftigen „Bekehrungen", wird seinen Zeitgenossen darum zum Rätsel, zum Chamäleon, laut Prof. Dr. Sengle äußert sich in ihm bereits die „Diskontinuität des modernen Menschen", spiegelt sich in seinen Krisen der Umbruch der Ordnung des christlichen Abendlandes . . .

Diese Situation des Umbruchs ist die weitere Voraussetzung, aus der heraus Rousseau — als Befürworter einer neuen Gesellschaftsordnung Wegbereiter der französischen Revolution — die Lehre entwickelt, nur im „Naturzustand" könne der Mensch ein ursprüngliches, nicht gespaltenes, glückliches Leben führen. Verläßt er diesen Naturzustand, führe das zur Bildung von Privateigentum, was wiederum zur Folge habe, daß es bald Herren und Knechte gäbe. Zwar sei eine Rückkehr in den Naturzustand nicht mehr möglich, der Mensch jedoch ursprünglich gut. Rousseau erhofft deshalb ein besseres Menschentum nur von einer Erziehung außerhalb des schädigenden Einflusses der Gesellschaft in der Einsamkeit, wo als Erzieherin ganz die Natur zu wirken vermag (Erziehungsroman „Emil") . . .

Das Wissen um die „Diskontinuität des modernen Menschen" hat seit Rousseau an Bestimmtheit ebenso zugenommen wie die Hoffnung, dieser Zerrissenheit durch das Erleben der Natur Linderung zu verschaffen. So sind denn dieses Wissen und diese Hoffnung auch die wesentlichen Merkmale, die gemeinsam allen Versuchen, die Frage „Bergsteigen — warum?" zu klären, zugrunde liegen. Und ein Großteil derer, die sich heute mit dieser Frage auseinandersetzen, will das Erlebnis der Natur nicht lediglich als gelegentliche Erholungsphase verstanden wissen, die hinterher die „Zwänge des Alltags" wieder gleichmütiger zu ertragen hilft. Wie Rousseau leiten sie aus ihrer Einsicht vielmehr einen „Erziehungsauftrag" ab. So Nils Faarlund, der vom „Naturleben" eine „Korrektur der Technokultur" erhofft, oder die Jugend des DAV, die im Bergsteigen ein geeignetes „Medium" sieht — einen Mittler, den Menschen neue, ihrer Alltagswelt weitgehend fremde Erlebnis- und Erfahrungsbereiche zu erschließen. Erfahrungsbereiche, die denen, die sie ausloten dürfen, auch dazu helfen sollten, diese Alltagswelt durch neue, eben von den Erfahrungen beim Bergsteigen geprägte Beziehungen und Verhaltensweisen der Gemeinschaft gegenüber, in die wir gestellt sind, zum Besseren — Erträglicheren — hin mit zu gestalten (Mitteilungen/Jugend am Berg; Heft 4/75) . . . Rousseau allerdings glaubte im Überschwang des — auch durch die Erkenntnisse der seinerzeit jungen Naturwissenschaft — neuerweckten Interesses an ihr, die Natur als ungefährdete Zufluchts- und Heilstätte für „zivilisationsgefährdete" Zeitgenossen ansehen zu dürfen.

Heute hingegen, da die Wissenschaft den intimsten Geheimnissen der Natur auf der Spur scheint, sehen die Epigonen Rousseaus diese Natur in ihrer Substanz gerade dort

am meisten gefährdet, wo sie als Heilstätte am nötigsten wäre. Und dies vor allem darum, weil die dieser Heilstätte bedürftigen Patienten zwar gelernt haben, die Gesetze der Natur durch die Technik zum eigenen Vorteil zu nutzen, nicht aber, sich selber als ein Stück Natur zu begreifen, das auf die Dauer nicht ungestraft den eigenen Gesetzen zuwider handeln darf.

Daß gerade ein Nils Faarlund den Erziehungsauftrag, dem er sich verpflichtet fühlt, folgerichtig ganz deutlich daraufhin ausrichtet, eben diese mangelnde Einsicht unter seinen Zeitgenossen zu verbreiten, scheint in doppelter Hinsicht bezeichnend: Ihn, den Nordländer, umgibt in seiner Heimat — noch — ein reichlicher Vorrat unangekränkelter Natur, die er als Heim-, Heil- und Lehrstätte zugleich erleben darf. Die ganz anderen Voraussetzungen in Mitteleuropa kennt Faarlund aber — und nährt daraus vermutlich seine Sorge — von seinem Studium in der Bundesrepublik her. Um wieviel schwerer es unter diesen anderen Voraussetzungen — so sehr dies wohl gerade ihretwegen besonders für ihn bedeutsam wäre — einem mitteleuropäischen Bergsteiger fallen mag, zuversichtlich einem ähnlichen Erziehungsauftrag zu gehorchen wie Faarlund und darin den eigentlichen Sinn seines Bergsteigens zu sehen, dürfte deutlich genug an Michael Schweikerts Beitrag zum Thema „Umweltprobleme im Alpenraum" abzuschätzen sein (Seite 171).

Eine Antwort darauf, wie denn der tatsächliche „Stellenwert" des Bergsteigens — und damit wohl das Maß seiner pädagogischen Mittlerwirkung — in einer Industriegesellschaft des 20. Jahrhunderts zu ermitteln sei, sucht Peter Baumgartner in seinem Beitrag auf Seite 179.

Wie begründet oder falsch angesetzt all diese Fragen sein mögen, wie zutreffend oder irrig die Antworten darauf, wird vielleicht eine spätere Generation — falls sie geneigt sein sollte, in alten Jahrbüchern zu blättern — aus ihrer Kenntnis des Verlaufs, den die Entwicklung, in der wir stehen, bis dahin genommen haben wird, ermessen können. Je nachdem wird sie sich dann, genauso, wie wir das tun, wenn wir aus alten Schriftstücken die Fragen erfahren, von welchen sich unsere Vorgänger am meisten bedrängt sahen, die Antworten, die sie darauf gegeben haben, entweder über unseren Weitblick — oder über die Scheuklappen wundern, die uns — aus ihrer Sicht — offensichtlich den Blick für die entscheidenden Fragen verstellt haben.

Der Hauch besserwissender Arroganz, dem wir uns allzuleicht dabei ergeben, steht indessen keiner Generation zu, wenn sie aus dem Abstand, den sie unterdessen dazu gewonnen hat, beobachtet, mit welchen Problemen sich eine andere mit welchen Ergebnissen herumgeschlagen hat, wie das Geschehen in einem Film, von dem sie weiter nicht betroffen scheint. Denn auch ihr Tun oder Lassen dürfte ja von einer späteren daran gemessen werden, wie es die Zukunft — zur Gegenwart oder bereits Vergangenheit geworden — bestätigt oder seiner Irrtümer überführt hat . . .

Mit dieser Ausgabe erreicht die Reihe der Alpenvereinsbücher die runde Zahl von hundert Bänden. Dies ist vielleicht der geeignete Anlaß, nochmals daran zu erinnern, daß die schriftlichen Zeugnisse davon, wie sich die verschiedenen Generationen mit ihrer Situation abgefunden oder auseinandergesetzt haben, die diese Bände bergen, immer auch ein Schlaglicht auf die jeweilige Zeitgeschichte werfen. Und eine vorurteilsfrei, verständnisbereit vorgenommene Zusammenschau dieser Zeugnisse könnte in unserem Bewußtsein vielleicht auch die Einsicht mehr in den Vordergrund schieben, daß das Wesen der Geschichte an sich verkennt, wer hinter den Daten ihres chronologischen Ablaufs nicht das Leben spürt, das sie geschrieben hat, daß wir weiterhin unseres nicht unabhängig von dem Leben, das bereits Geschichte ist, leben können, so wie wir es leben aber unsere Geschichte, bewußt oder unbewußt, irgendwie weiterschreiben. Wie die junge Bergsteigergeneration heute ihre Geschichte in der Tat weiterschreibt, auch davon nicht zuletzt soll dieses Jahrbuch Zeugnis ablegen. Unter anderem in den Berichten zum Expeditionsgeschehen oder aber Helmut Kienes Schilderung (Seite 195) seiner Abenteuer, die er zusammen mit Klaus Werner † an den Grandes Jorasses zu bestehen hatte . . . (Red.)

Teepause am Freneypfeiler des Montblanc — am einzigen guten Biwakplatz an der „Chandelle" (oberes Pfeilerdrittel).
„Wieviel ist uns das wert, was uns die Touren bringen?"
Foto: R. Karl

Bergsteigen — warum?

Über Bergsteigen als Naturlebensform

Nils Faarlund

Einleitung

Wer Berge besteigt, wer klettert, wer Bergsteiger(in) ist, wer als Alpinist(in) angesehen wird, bekommt immer wieder die Frage vorgelegt: *Warum?* Dem Nicht-Bergsteiger scheint diese Frage *die Frage* zu sein. Der aktive Bergsteiger aber beschäftigt sich doch selten mit der Frage nach dem Sinn des Bergsteigens. Er antwortet vielleicht mit einem Zitat aus einer anerkannten Quelle, manchmal auch mit einem selbstgestrickten. Meistens ist der aktive Bergsteiger wohl ein(e) Praktiker(in) und nimmt die Frage eher als Anlaß, von einer Tour zu berichten. Alpine Schriftsteller, Wissenschaftler, Erlebnisschreiber aller Qualitäten stellten eine Fülle von Antworten auf. Sie können uns als Grundlage dienen, sie sind aber für jeden einzelnen von uns nur Papier. Wir sollten *unsere* Antwort ausmachen. Es ist nicht nur eine Frage der Neugier, eine Frage für die Philosophen oder für die Wissenschaft. Es ist unter anderem eine Frage von Leben und Tod! Wie viel wollen wir riskieren?

Wer sich einbildet, daß das Bergsteigen nicht gefährlich sei, der lebt als Bergsteiger gefährlich. Die Gefahren des Bergsteigens lassen sich einschätzen, reduzieren, vermeiden — oder aber auch durch Unwissenheit oder Leichtsinn herausfordern, auslösen. Wie viel ist uns das wert, was uns die Touren bringen? Warum klettere *ich . . .?*

Oder was büße ich für meine Bergsteigerei ein? Zeit? Geld? Mitarbeit in anderen Gruppen und Tätigkeiten? Ist das Bergsteigen vielleicht eine Flucht aus dem Alltag von Problemen, womit ich nicht fertig werde? Ist es eine Flucht von einer Lebensform (Großstadt, programmiertes Leben, eintönige Arbeit usw.), „die künstliche Beatmung" einer Lebensweise, die natur- und menschenfeindlich ist?

Suchen wir im Bergsteigen Status und Position durch Streben nach überdurchschnittlichen Leistungen? Oder wirtschaftliche Vorteile durch Verkauf unserer Leistungen/unserer Erlebnisse durch Massenmedien, Ausrüstungshersteller usw.?

Was sind die Folgen unserer Art zu Berge zu steigen? Durch den Kauf teurer Ausrüstungsgegenstände tragen wir nicht nur zum Ankurbeln des wirtschaftlichen Wachstums bei. Wir tragen auch dazu bei, daß die Städte noch größer werden, daß die Anzahl der Autos steigt, daß der Verbrauch nicht wiedergewinnbarer Rohstoffe und Energiequellen weiter ansteigt und damit auch die Umweltverschmutzung. Rechtfertigt die Bedeutung, die das Bergsteigen für uns hat, daß dieser Preis bezahlt wird? Warum klettere *ich . . .?*

Um die eigene Auseinandersetzung mit der Frage *warum* zu erleichtern, werde ich mich kurz mit dem *was*, um eine Charakteristik des Bergsteigens bemühen, die dazu beitragen soll, das Wesen des Bergsteigens etwas klarer zu sehen und die Verflochtenheit des Bergsteigens mit einer Fülle von Problemen, die uns vielleicht nicht einleuchten, herauszuheben.

Das Bergsteigen findet in der Natur statt

Das Bergsteigen findet in einer Landschaft statt. Solche Landschaften werden für das Bergsteigen bevorzugt, die wenig Spuren der Zivilisation aufweisen. Das Bergsteigen findet also *in der Natur* statt. Wenn auch in Klettergärten, die sich in Steinbrüchen befinden oder an künstlichen Klettertürmen geklettert wird, dann betrachte ich dies als Training im gleichen Sinne wie Training in einer Turnhalle, nicht als Bergsteigen.

Zusammenspiel von Körper, Gefühlen und Intellekt

Das Bergsteigen ist eine körperliche Tätigkeit. Bei dieser *körperlichen Tätigkeit* darf aber der Intellekt nicht passiv sein (Wahlsituationen beim Orientieren, Klettern, Sichern usw.). Die Gefühle des Bergsteigers schwingen aber auch ununterbrochen mit

(Verhältnis zu den Kameraden, das Erlebnis der Natur, die Dramatik einer Tour usw.). Es ist also typisch für das Bergsteigen, daß ein Zusammenspiel von Körper, Gefühl und Intellekt als Ganzes stattfindet. Im städtischen Leben in den industrialisierten Ländern ist dies nur noch sehr selten der Fall für die meisten Leute.

Der Bergsteiger setzt selbst die „Spielregeln" fest

Beim Bergsteigen setzt man selbst die Regeln des Spieles fest. Wenn auch Cliquen, Sektionen oder „Schulen" strenge (ungeschriebene) Regeln hatten oder noch haben, dann bleibt doch in Notlagen dem einzelnen offen eine Risikoerleichterung einer/mehrerer Spielregel(n) (z. B. bei Rettung) vorzunehmen. Als durchaus akzeptierte Spielregel gilt, daß das Bergsteigen an allen Bergen der Welt stattfindet, wo geübte Bergsteiger die Hände zu Hilfe nehmen müssen, um an Höhe zu gewinnen. Wenn wir aber auf weitere Regeln zu sprechen kommen, und auf die Verankerung dieser Regeln, dann sind wir bei den kontroversen Themen angelangt, die wir erst diskutieren werden, wenn wir zu einer Philosophie des Bergsteigens Stellung genommen haben.

Zusammenfassend können wir also das Bergsteigen in einen noch weiteren Rahmen einordnen, es als Wahl-Lebensform (Feierabend, Ferien usw.) oder Lebensform (Bergführer, Lehrer) ansehen, die sich wie die Landwirtschaft, die Forstwirtschaft, die Jagd, die Seefahrt, das Angeln, der Tourismus, die Zweige der Geländesportwettkämpfe und vieles mehr in der Natur abspielt. Wenn auch der „Spielraum" des Bergsteigens teilweise gemeinsamen Charakter hat mit den genannten anderen Aktivitäten, dann besteht doch ein Unterschied u. a. durch die selbständige Festlegung der Spielregeln. Das Totalengagement des *ganzen* Menschen, das sich durch die Effektivierung und die zunehmende Zuhilfenahme der vielen technischen Hilfsmittel in der Arbeit und im Sport immer mehr vermindert, stellt auch einen Unterschied dar. *Wie* groß dieser Unterschied ist, oder sein soll, hängt mit unserer Antwort auf die Frage *warum* zusammen. Wenn wir uns in unserer Zeit nicht mit dem *warum* persönlich befassen, dann lassen wir uns treiben — mit Rückenwind von persönlichen Problemen weg, die sich meistens nur dadurch beseitigen lassen, daß wir gegen den Wind gehen. Wir lassen uns vor allen Dingen treiben von Interessen, die das Bergsteigen am liebsten als Tourismus verstehen und Tourismus als Industrie betreiben möchten. Wir lassen uns auch von Kräften treiben, die Bergsteigen als Sport, d. h. als Wettkampfsport vorziehen und Wettkampfsport als „panem et circensis" — als Unterhaltung und Geschäft — aufziehen.

Es genügt nicht, daß die Bergwacht Naturschutzstreife macht, daß UIAA und die alpinen Vereine Umweltschutz-Ausschüsse ernennen, daß die alpinen Zeitschriften Leitartikel gegen die neue Bergbahn bringen. Jeder Bergsteiger muß seine Motive überprüfen und diese in Zusammenhang mit dem sozialen und politischen Geschehen setzen. Angefangen bei der *eigenen Person:* Wie möchte ich mein Leben gestalten? Ist mein Idealbild ein Pop-Idol, ein Filmstar, ein Politiker, ein Spitzensportler — im Brennpunkt des öffentlichen Interesses, im Fernsehen, in der Bildzeitung, auf dem Podium der Stadthalle — unterwegs zu immer neuem Geschehen, Geld und süßes Leben *ad libitum?* Oder ist es gerade Ruhe, Einsamkeit, Familienleben oder Zugehörigkeit zu einer kleinen Kameradengruppe, Arbeit mit Tieren, Pflanzen — draußen, wo man noch nasse Füße und kalte Finger bekommen kann, nicht in der heißtrockenen Luft der Fließbandhalle oder des Kaufhauses — z. B. das Leben in einem kleinen Dorf, wo die Landwirtschaft noch den Lebensunterhalt bietet? Wenn eins von diesen Extremen uns zusagt — die meisten werden sich irgendwo dazwischen einordnen — dann denken wir auch kurz daran, warum wir zu diesem Wunsch gekommen sind. Wo kommt das Vorbild her? Von außen — vorgefertigt aus einer Institution, die sich mit solchen Sachen beschäftigt oder „von innen" — als eine Lebensform, die mit unseren Voraussetzungen im Einklang steht — körperlich, gefühls-

Abend am Grat (Fölzstein/Hochschwab).
„... dann lassen wir uns treiben — mit Rückenwind von persönlichen Problemen weg." Foto: W. Knabl

mäßig, intellektuell? Und wenn von innen, dann auch im Einklang mit Voraussetzungen, die aus dem Werdegang des Menschen stammen und in unserer Erbmasse verankert sind im Sinne von Desmond Morris („The Human Zoo" — Der Menschen-Zoo)? Und im Einklang mit den natürlichen Grenzen, die den Menschen auf der Erde gesetzt sind — die ökologischen Gesetze, die jedem Erdbewohner bekannt sein sollten, wenn die natürlichen Instinkte verlorengegangen oder mit „Vernunft" überlagert worden sind?
Ob diese Überlegungen tatsächlich noch zur Frage *warum* Bergsteigen gehören? Ich vertrete die Meinung. Denken wir allein an den ungleichen Konkurrenzkampf zwischen Bergsteigern und Wirtschaftsinteressen um die Rohstoffe, die Energie des „Rekreationsraumes" der Berglandschaften und an den immer steigenden Bedarf, Menschen zu heilen, die in ihrem Alltagsleben mental oder körperlich — oder besser: psycho-somatisch erkranken. Laßt uns kurz die Lebenssituation des modernen Menschen umreißen, um daraus einige abgeleitete Prinzipien des Bergsteigens zu gewinnen.

Raumschiff Erde und Zoo-Tier Mensch

Von unserem Fenster aus gesehen kommt uns die Erde ohne Grenzen vor. In diesem Sinne leben wir auch noch in allen Ländern, wo das Bergsteigen verbreitet ist. Die Natur wird als das Gefäß der Sarepta angesehen — als unerschöpfliche Quelle von Rohstoffen, Energie usw. Daß eine Grenze der Ressourcen existieren könnte, ist wohl in der Wirtschaftstheorie beschrieben worden. Da wir aber bis heute immer wieder neue Bestände entdeckten oder Ersatz erfanden, sind nur wenige gewillt, persönlich oder politisch die Folgen aus dieser Begrenzung zu ziehen und den Verbrauch zu drosseln. Historische und noch existierende Naturvölker (z. B. die Sherpavölker von Nepal) haben aber aus Intuition oder Erfahrung das erkannt, was uns heute die Ökologie erklärt: Wir haben zwischen *Kreislauf*ressourcen und *Lager*ressourcen zu unterscheiden. Von den Kreislaufressourcen (z. B. Wald, Getreide, Gras) dürfen die „Zinsen" verbraucht werden — d. h. der Zuwachs, die Ernte. Von den Lagerressourcen (z. B. Erdöl), die sich nicht erneuern oder nur mit geringfügiger Geschwindigkeit, verglichen mit unserem Verbrauch, darf man nur das allernötigste für sich und für eine Generation verschlingen. Eine Kultur, ein Land, eine Gruppe, eine Person, die die Konsequenzen dieses Wissens nicht ernst nimmt, lebt auf Kosten von anderen — Menschen von heute und morgen — auf Kosten von allen Lebewesen von heute und morgen. In Europa leben wir innerhalb einer solchen Kultur, der Technokultur.

Ich bin mir sehr bewußt, daß diese Darstellung bezweifelt wird. Von vielen vernünftigen Menschen, von den Politikern, die von diesen Menschen gewählt werden, von der Wirtschaft, wo diese Menschen Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Konsumenten sind. Die Perspektive, die uns die Astronauten mit ihren Bildern vom Mond aus geschaffen haben, zeigt aber eindeutig, daß die Erde ein *Raumschiff* ist. Und wie das Leben an Bord eines Raumschiffes ist und über die Regeln des Lebens in der geschlossenen Kabine, wissen wir aus vielen Berichten der Raumfahrt Bescheid. Das Wasser kann nicht mit den Abfällen in den Ozean des Raumes gelassen werden und frisches aus einer Leitung kubikmeterweise gezapft werden. Man hat eine bestimmte Wassermenge und die muß immer wieder gereinigt werden, um ihren Dienst zu leisten. Die Zahlen auf Basis von Statistiken und Rechenanlageverarbeitung zeigt uns die bekannte Mesarović/Pestel-Gruppe in ihrer Arbeit über die Grenzen des Wachstums. Danach können wir es in dem Stil, wie wir es heute betreiben, nur noch ein paar Generationen schaffen, ehe die Ökokatastrophe eintrifft.

Auch wenn man von der ernsten Lage des Raumschiffes Erde nicht überzeugt ist, dann sollte man sich als Bergsteiger doch mit den Problemen befassen. Eine gewisse Skepsis gegenüber den Fahnenträgern der Technokultur, gegenüber den Mitgliedern und Mitläufern kann nur gesund sein. Diese Skepsis sollte sich auch gegen die Behauptung wenden, daß der Mensch unendlich anpassungsfähig sei. Die Wissenschaften, die über die Geschichte des Menschen berichten, stellen fest, daß der Mensch als Spezies ca. zwei Millionen Jahre alt ist. Bis auf die letzten 5000

„... Naturleben ist Überschußleben in der Natur."
„... nicht, um die Technokultur durch ‚künstliche Beatmung' zu stärken..."

Foto: R. Lindner

Jahre lebten die Menschen in der Urlandschaft als Sammler und Jäger und allmählich auch als Nomaden und Bauern. Vom städtischen Leben und von einer organisierten Gesellschaft im Sinne unserer Zeit kann man erst „in den letzten Jahren" des Bestehens der Spezies Mensch (etwa 200 Generationen) sprechen. Die Entwicklung des Menschen vollzog sich während dieser Zeit ausschließlich *in der Natur.* Die letzte gelungene Anpassung durch eine Mutation, die dann die arteigene Erbmasse (das genetische Programm) des heutigen Menschen kennzeichnet, fand etwa vor 50 000—35 000 Jahren statt (vor etwa 2000 Generationen). Ein Vergleich der Lebensformen, für die der Mensch geschaffen ist und die *wir* in der industriellen und superindustriellen Gesellschaft verkörpern, zeigt uns einen Sprung, den man als *Salto mortale* bezeichnen könnte. Die vielen Zivilisationskrankheiten sind Indizien, die für den Vergleich von Desmond Morris sprechen: Der Mensch in der modernen Großstadt ist mit einem Tier in einem zoologischen Garten zu vergleichen.

Wir haben uns mit der Lebenssituation des Menschen im Raumschiff Erde und mit der Lebensform in der Technokultur als Menschenzoo kurz befaßt. Wir kehren wieder zu dem Problem *warum Bergsteigen* zurück: Wenn Fritjof Nansen nicht Naturforscher und nordischer Skitourenläufer gewesen wäre, sondern Bergsteiger, dann hätte er geantwortet: „... (es) gibt uns etwas von dem Naturleben zurück, das was uns in der Technokultur fehlt, aber wonach wir uns alle bewußt oder unbewußt sehnen und wodurch unsere Lebensanschauung gesünder sein wird, unsere Lebensfreude heller!"

Wenn Nansen vor mehr als 50 Jahren für eine angehende superindustrialisierte Gesellschaft *Naturleben* vorschreibt, dann nicht, um die Technokultur durch „künstliche Beatmung" zu stärken, damit „die Entwick-

lung" eine immer mehr „perfekte" Technostruktur hervorbringen sollte. Als Skitourenläufer, als Jäger usw. sah er in dem, was er als Naturleben bezeichnete, Erfahrungen und Erlebnisse, die den Menschen zu einem neuen und gleichzeitig altbekannten Verständnis von sich selbst, von der Natur und von dem Verhältnis Natur — Mensch führen sollte. Dieses Verständnis ist verlorengegangen in der heutigen Technokultur durch die konsequente naturwissenschaftlich/technisch/wirtschaftliche Schulung, durch die Erfahrungen, die der Mensch von heute in dem städtischen Alltag sammelt, usw. Dieses Verständnis kann kaum durch philosophische oder politische Darstellungen geändert werden. *Eine Korrektur der Technokultur kann nur durch ein Verständnis, das aus körperlich/gefühlsmäßig/intellektuellem Erlebnis stammt, an Breite und Tiefe gewinnen.* Voraussetzung aber dafür, daß ein Erlebnis zu einem geänderten Verständnis führen kann, ist, daß dieses Erlebnis nicht mit den Mitteln und Methoden der Technokultur gestaltet wird. Wenn das der Fall ist, dann sind wir im selben Netz, nur daß wir ein Erlebnis hatten, bei dem wir unsere eventuelle Aggression in akzeptierten Bahnen abreagieren konnten.

Vielleicht ist es uns nun klarer geworden, daß die Frage *warum* gerade für den einzelnen Bergsteiger heute von besonderer Bedeutung ist. Vielleicht sollten wir in diesem Zusammenhang uns auch mit dem Gedanken vertraut machen, daß das Bergsteigen zu der Sparte *Naturleben* gerechnet werden sollte. Diese Erkenntnis macht uns auch klar, wer unsere Verbündeten sind, Leute die auch *Naturleben praktizieren,* die wir aber normalerweise nicht gleich als Mitspieler mit den gleichen Interessen und mit ähnlichem Verständnis wie dem unseren, ansehen. Einige werden hier nicht ohne weiteres anerkennen, daß das Bergsteigen mit dem Skiwandern oder dem Segeln unter einen Hut zu bringen ist. Diese Zurückhaltung teile ich auch, solange die „Spielregeln" des Naturlebens nicht genauer festgelegt sind. Ein Naturleben-Segler würde sich auch nicht in Gesellschaft mit Preßluftbohrer-Kletter-Unternehmern wohlfühlen.

Wir können Naturleben definieren:

Naturleben ist Überschußleben in der Natur.
Zusammenfassend können als Gipfelnormen im Naturleben genommen werden:
a) Der Mensch hat Mitverantwortung für die Natur.
b) Jede Art Leben hat Anspruch auf Selbst-Realisierung.
Die Existenz jeder Lebensform ist auf *Überlebensaktivitäten* gebaut. Was der Mensch noch darüber hinaus macht, kann als *Überschußaktivität* bezeichnet werden. Überschußleben setzt sich also aus einem Ausleben körperlichen, gefühlsmäßigen und intellektuellen Überschusses zusammen.
Der Begriff *Naturleben* kann in Übereinstimmung mit unserer Analyse unserer aktuellen Lebenssituation und Lebensform, sowie einer traditionellen Ethik, als Weg zum alternativen Verständnis des Verhältnisses Natur—Mensch und Mensch—Mensch und gleichzeitig als Selbstzweck folgendermaßen bestimmt werden:

a) *Naturleben findet in der Natur statt ohne Zuhilfenahme künstlicher Fortbewegungsmittel*

Naturleben als Wahllebensform findet in den altvertrauten Umgebungen des Menschen — in der Natur statt, d. h. Natur von solcher Qualität, die vergleichbar ist mit der Natur vor 2000 Generationen und mehr. Damit unsere Wahllebensform sich möglichst an die vertraute Lebensform des Urmenschen hält, damit keine Spuren hinterlassen werden, dürfen Hilfsmittel wie Ski-Doo, Seilbahnen, Hubschrauber, Flugzeuge, Motorräder, Motorboote usw. im Naturleben nicht angewendet werden.

b) *Naturleben nimmt den Menschen als Ganzes auf*

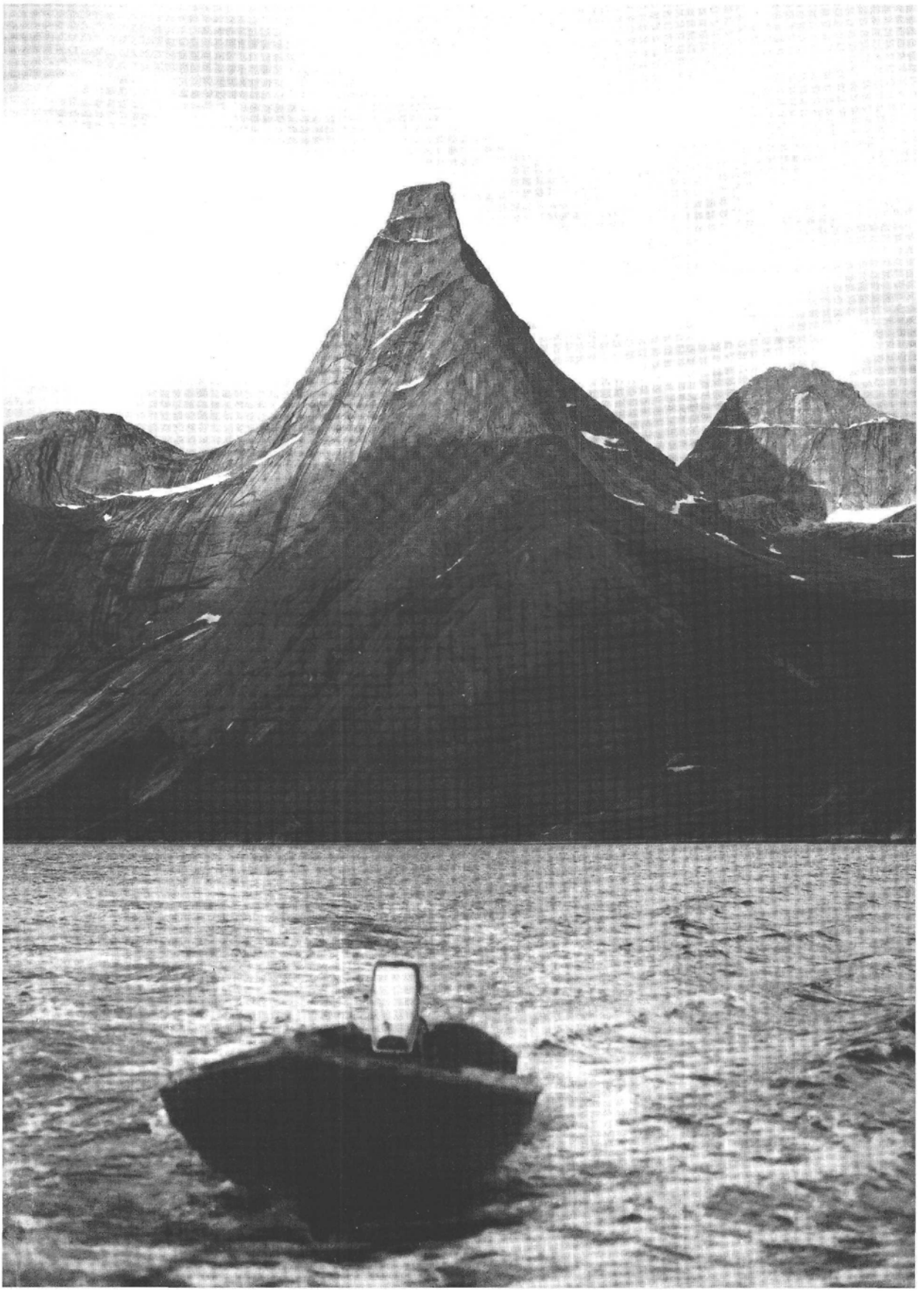
Die Urlebensform des Menschen als Sammler und Jäger, wo der Mensch Teil der Natur war und wo der Mensch nicht geteilt war (z. B. intellektuelle Arbeit, körperliche Arbeit, künstlerische Arbeit), ist Vorbild des Naturlebens. Im Naturleben verschmilzt das körperliche, gefühlsmäßige und intellektuelle Erlebnis. Die Tat ist nicht Mittel zum Zweck (z. B. Status, „Sieg"), sondern die Tat hat Eigenwert. Die Einschätzung der Qualität der Leistung wird durch den einzelnen vorgenommen und selbst erlebt.

Standplatzidylle in einem deutschen Klettergarten.
„... daß dieses Erlebnis nicht mit den Mitteln und Methoden der Technokultur gestaltet wird. Wenn das der Fall ist, dann sitzen wir im selben Netz, nur daß wir ein Erlebnis hatten, bei dem wir unsere eventuelle Aggression in akzeptierten Bahnen abreagieren konnten."
Foto: R. Karl

c) *Die Spielregeln dürfen vom Ausübenden selbst aufgestellt werden*

Naturleben ist immer mit Risiko verbunden. Zusammen mit der Rücksicht auf eine Variationsbreite fordert dieses die Möglichkeit, die „Spielregeln" *selbst* aufzustellen. Als Rahmen ist aber gegeben, daß *Rücksicht auf die Mitspieler* genommen werden muß — d. h. ökologische und menschliche Rücksicht. Der Naturleben-Ausübende regelt die Vielfalt und Qualität seiner Erlebnisse durch die Wahl seiner „Spielregeln". Diese „Spielregeln" sind nicht zu verwechseln mit den Spielregeln des Wettkampfsportes. Letztere sind aufgestellt, um die Leistungen der Wettkämpfer messen zu können und um dadurch den Sieger feststellen zu können. Das Wettkampfprinzip im Sinne vom heutigen Wettkampfsport kann ethnologisch nicht nachgewiesen werden und ist als typisches Merkmal der Technokultur zu identifizieren — als *eine der treibenden Kräfte* schlechthin. Im Naturleben dienen die Spielregeln dem Zweck, wegweisend für eine Qualitätssteigerung zu sein.

Verfasser: Dipl.-Ing. Nils Faarlund,
Naturlebenschule,
norsk alpincenter, N-3560 Hemsedal



Norwegen

HERMANN HUBER

Hermann Hubers Schilderung, wie ein Mitteleuropäer die Heimat Nils Faarlunds erlebt, vermag, so hoffen wir, die vorangestellten Ausführungen des letzteren zum Thema „Bergsteigen — Warum? Über Bergsteigen als Naturlebensform" nachdenklich stimmend abzurunden.

Wenn von der Bergwelt Norwegens die Rede ist, muß ich mich etwas zurückhalten, um nicht in Superlative zu verfallen. Diese subjektive Begeisterung basiert vor allem auf dem Aspekt der Einsamkeit: Wenn man die Fläche des gebirgigen Ödlandes und die zahllosen dort stehenden Gipfel mit der Einwohnerzahl des Landes in Relation setzt, zeigt sich, daß bis auf weiteres mehr als genug Platz nicht nur für die Norweger ist. Die übrigen Skandinavier haben selbst so viel Raum innerhalb ihrer eigenen Grenzen und so schöne Landschaften, daß sie Norwegens Berge ohnehin nicht massenweise überschwemmen können.

Britische Bergsteiger interessierten sich von jeher für Norwegens Bergwelt. Auch Deutsche kommen nun in immer größerer Zahl ins Land. Der aufgeschlossene Reisende wird bald bemerken, daß es schade wäre, dieses großartige Reich der Berge und des Wassers nur aus der Perspektive des Autofensters oder allenfalls von Bord eines Schiffes zu erleben, obschon letzteres unbedingt zur Abrundung der Eindrücke gehört.

Wie die Alpen im vorigen Jahrhundert als der „Spielplatz Europas" entdeckt wurden, könnten Norwegens scheinbar endlose, bis weit in das Land hinein von Fjorden durchfurchte Bergketten in unserem Zeitalter der erweiterten Mobilität als ein „Northern playground of Europe" gesehen werden. Die Natur hat aber doch ein paar Schranken eingebaut — und viele norwegische und nichtnorwegische Bergfreunde mögen hier sagen: Gott sei Dank! — daß das Land kaum je so wie manche Teile der Alpen von Naturkonsumenten aller Schattierungen heimgesucht werden wird: Das häufig schlechte Wetter und der Umstand, daß bewirtschaftete Hütten im Hochgebirge im Gegensatz zu den Ostalpen fast völlig fehlen. Das Leben ist also dort bei schwierigen oder zeitlich ausgedehnten Unternehmungen relativ hart. Einschließlich „Haus und Herd" (Zelt und Kocher) muß man für längere Ödlandaufenthalte fernab der Zivilisation alles auf dem eigenen Rücken durch die Regenlandschaft tragen. Wenn man aber Glück hat und die großartige Kehrseite des „harten Lebens", die Ursprünglichkeit und Einsamkeit bei etwas Sonnenschein erleben darf, ist die Mühe und die lange Fahrt mehr als wettgemacht.

Eine sehr praktische skandinavische Einrichtung, die bewirtschaftete Hütten in vielen Fällen mehr als ersetzt, kommt neben den Autotouristen auch Wanderern und Bergsteigern zustatten: Die *„Hyttar"*, kleine, meist preiswert zu mietende chaletartige Camping-Hüttchen mit Matratzen und Kochgelegenheit. Man findet diese Hütten im ganzen Land in besiedelten Tälern und Hochtälern. Außerdem gibt es Almen, die eventuell als Übernachtungsstützpunkt in Frage kommen.

Das Wetter ist übrigens je nach Gegend sehr unterschiedlich. Die Landschaften nahe der Westküste sind sehr regenreich. In Bergen z. B. soll es an mehr als 300 Tagen des Jahres regnen. Die Lofoten-Inseln in Höhe des 68. Breitengrades sind ein menschenleeres Granitland voll herber Schönheit, leider aber besonders „feucht", während z. B. im Hemsedal, ca. 200 km nordwestlich von Oslo und ziemlich weit im Binnenland gelegen, viel öfter die Sonne scheint. Es gibt Landstriche im Inneren, die ein recht trockenes Binnenklima haben, wie z. B. Ljördal nahe der schwedischen Grenze. Im wesent-

Seite 148: Der Stetind in Nordnorwegen.
„Wenn von den Bergen Norwegens die Rede ist, muß ich mich etwas zurückhalten . . ."
Foto: P. Lechhart

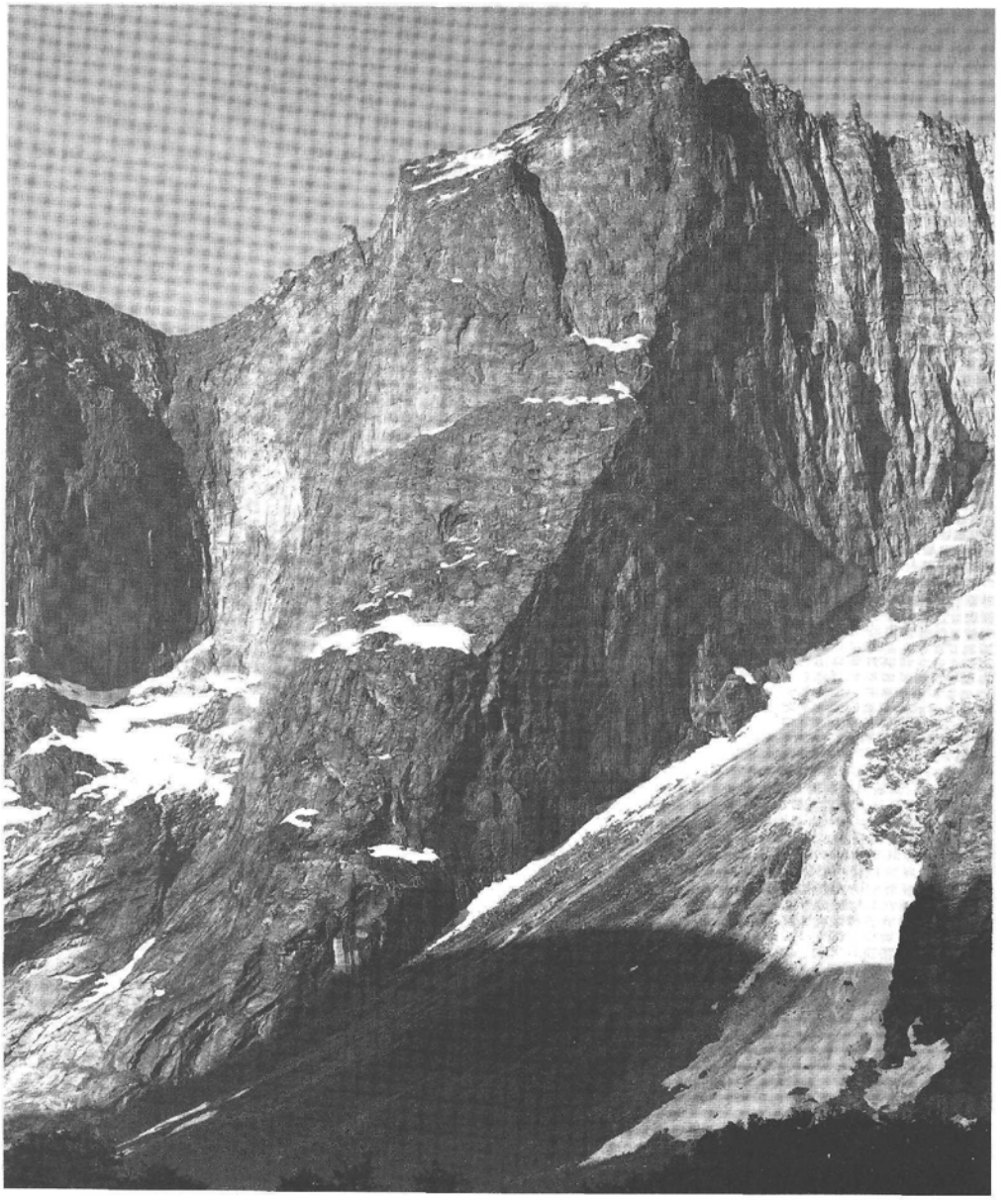
Seite 151: Der Trollryggen. Links, besonnt, der Pfeiler. Rechts, beschattet, die Nordwand. Ungefährer Verlauf der britischen Route durch letztere: Diagonal von rechts nach links zum obersten Schneefeld am Pfeiler, weiter gerade knapp links der Abbruchkante in die Nordwand zum Gipfel. Die Pfeilerführe umgeht die Gipfelwand vom erwähnten Schneefeld weg in der auffallenden Schlucht links. Foto: P. Lechhart

lichen besteht Norwegen aus Bergen, einer 20 000 km langen, durch Fjorde tief ins Land greifenden Küstenlinie mit Tausenden von vorgelagerten Inseln, aus Gletschern, zahllosen, zum Teil wilden Flüssen — und Seen. Die typisch norwegischen Bergformen, vor allem des Binnenlandes, sind flach, langgestreckt, von Gletschern in Jahrhunderttausenden abgeschliffen. Riesige Gletscher, wie der *Joste Dalsbreen*, bedecken Hochflächen über ca. 1500—1600 m Seehöhe und reichen an manchen Stellen tief in die Täler herab. In Jotunheimen (SW-Norwegen) stehen die beiden höchsten, leicht zugänglichen Gipfel des Landes (Galdhöppigen und Glittertind, 2470 m). Auf gebirgigen Hochflächen mit tundraähnlicher Vegetation weiden Rentierherden und Schafe.

Nahe der Fjordküste zeigen die Berge an vielen Stellen ihr zweites viel wuchtigeres Gesicht: Von Eiszeitgletschern modellierte, gigantische Urgesteins-Abbrüche, die wie im mittelnorwegischen Romsdal, etwa 250 Straßenkilometer südlich von Trondheim, an den Trolltindane Granitwände von 1600 m Höhe besitzen.

Romsdal und seine Wände sind durch die jüngste Erschließungsgeschichte, die vor allem von britischen, norwegischen und französischen sowie zuletzt auch von tschechischen Bergsteigern geschrieben wurde, in Fachkreisen weltberühmt geworden. Die „größten Wände Europas" stehen hier, sagen manche; das Gegenstück zu den Granit-Monolithen im kalifornischen Yosemite-Valley. Norwegische Kletterer, deren es etwa ein paar Dutzend von internationalem Spitzenformat und mehrere Hundert von hohem Können gibt, mögen da vielleicht lächeln. Wissen sie doch von zahllosen ungelösten bergsteigerischen „Problemen" in den verschiedensten Gebieten: in Innerdalen, in den Lofoten, in ... — ja, darüber spricht man nicht so detailliert — Hauptsache, man weiß es. Das Bergsteiger-„Modezentrum" Romsdalen kann man notfalls den Ausländern überlassen. Wenn ein norwegischer Kletterer will, kann er ohne Schwierigkeit den ganzen, allerdings nicht übermäßig langen, Bergsommer dazu verwenden, nur Erstbegehungen zu machen. Auch ernsthafter Winter-Alpinismus gewinnt an Interesse.

Als wir in Romsdal ankamen, erwarteten wir das Zusammentreffen mit Bergsteigern aus verschiedenen Nationen. Aber das „Mode-Zentrum" zeigte sich wie ausgestorben: außer uns, zwei Münchner Seilschaften, wartete ein einzelner Brite in angelsächsischem Wetter-Stoizismus schon seit sechs Wochen an Bord eines ausgedienten Kutters im Hafen von Andalsnes auf die Sonne und passende Gefährten, eine polnische Seilschaft war anwesend — sonst nichts, auch keine einheimischen Bergsteiger. Arne Randers Heen, der scheinbar einzige Alpinist dieser Gegend, der die Erschließung der Romsdal-Berge in den vergangenen vier Jahrzehnten — mit Ausnahme der Multibiwak-Steilwandanstiege der letzten Dekade — weitgehend mitbestimmt hat, steht während der Woche in seiner Schneiderwerkstatt. Gelegentlich führt er — zum 300 und x-ten Male — Touristen oder Freunde aufs Romsdalhorn, das als kühne Granitburg über dem Talschluß steht. Das Horn ist zwar nur 1550 m hoch, erhebt sich aber in einem einzigen mächtigen Steilaufschwung fast vom Fjordspiegel weg. Erstaunlich wie vieles hier ist auch die Ersteigungsgeschichte dieses vielleicht bekanntesten norwegischen Kletterberges. Heute auf dem Originalweg noch III. Grad und in den Schlüsselpassagen sehr steil, wurde das Horn schon 1827 von wackeren Romsdaler Bauern anläßlich einer Wette erobert. Die zum Beweis der Ersteigung erbauten 3—4 m hohen Riesensteinmänner sind mit freiem Auge vom Tal aus zu sehen. Bei allen unseren Gipfelanstiegen wurden wir naß, spätestens beim Abstieg (am *Kongen* auch noch zusätzlich „von unten" bei einer Bachdurchquerung), am *Vengetinde*-Westgrat, einer herrlichen Genußkletterei im unteren IV. Grad kam noch Schneetreiben dazu (August, 1800 m Seehöhe). Ganz untypi-



sches Wetterglück hatten wir zuletzt, als kurz vor dem Abbruch der Zelte, die in mit Wasser vollgesogenem Rasen standen, die eigentlich schon abgeschriebene Durchsteigung der Trollwand auf der britischen Route glückte (30 Stunden Kletterzeit, 2 Biwaks). Es regnete bei diesem Unternehmen — zum Glück — nicht, wir hatten sogar Wassermangel und gewaltigen Durst in der düsteren Nordwand.

Im Gegensatz zu alpenländischer Gepflogenheit bleibt normalerweise in den Kletterrouten Norwegens das benötigte Sicherungsmaterial nicht im Fels. Man hält sich im wesentlichen an den in England und den USA gültigen kletterethischen Grundsatz, den Berg so im Urzustand zu verlassen, wie man ihn angetroffen hat. Felshaken werden von fortschrittlichen Bergsteigern als den Berg beschädigende Fremdkörper empfun-

den. Die moderne Klemmkeil-Sicherungstechnik ist allgemein verbreitet.

(Anhand der in der Trollwand vorgefundenen Eisenblech-Profilhaken der Erstbegeher von 1966 konnten wir nebenbei feststellen, daß in dem sehr nassen Klima im Fels zurückbleibende Haken erheblich stärker und schneller durchrosten als bei uns.)

Das Bergwandern und als anspruchsvollerer Zweig davon das Gletscherwandern hat naturgemäß wesentlich mehr Anhänger als das sportliche Felsklettern.

Norwegen bietet auch Möglichkeiten zum Eisklettern, die bisher nur zum geringeren Teil genutzt wurden. So gibt es im stark vergletscherten Jotunheimen zahlreiche Steilcouloire und Flanken, deren Begehung durchaus reizvoll wäre. Tausendmeter-Eiswände freilich wird man vergeblich suchen. Die Trainingsmöglichkeiten für Felskletterer sind zahllos: Naturklettergärten in Form von Granitblöcken und kleinen Steilstufen finden sich fast überall. Besonders stolz sind die Kletterer Oslos auf ihren Klettergarten *Kolsas*, auf einem Hügel am Rande der Stadt gelegen und nach einheimischer Meinung der „idealste Klettergarten der Welt". Im sportlichen Bergsteigen Norwegens ist starker britischer Einfluß unverkennbar (der Wettkampf-Gedanke scheint aber nicht so ausgeprägt vorhanden zu sein wie dort).

Zum anderen Teil orientiert man sich aber auch am Alpinismus des deutschsprachigen Mitteleuropas — was der Eigenständigkeit und dem ausgeprägten Individualismus der norwegischen Bergsteiger nicht den geringsten Abbruch tut. Das Bewußtsein für Sauberhaltung der Umwelt scheint dort im Durchschnitt viel höher entwickelt zu sein, wo es noch längst nicht so brennend zum Fortbestand der natürlichen Lebensbasis erforderlich ist wie bei uns.

Um die Norweger und ihr Bergsteigen genauer verstehen zu können, müßte man viel länger und öfter im Lande gewesen sein. Man sollte auch nicht vergessen, daß der norwegische Mensch mit dem Erbgut der Wikinger (trotz der zahlreichen Berglandbewohner) auch heute noch von Natur aus eher in Richtung Meer, zum Wasser und zu der damit verbundenen Gedankenwelt orientiert ist als zum Fels, der Verkörperung des statisch-festgefügten. Und da Schnee unter anderem auch als typisch nordischer Aggregatszustand des Wassers gesehen werden kann, sollte man es nicht versäumen, Norwegen und seine Bewohner in Verbindung mit Schnee zu betrachten und verstehen zu lernen.

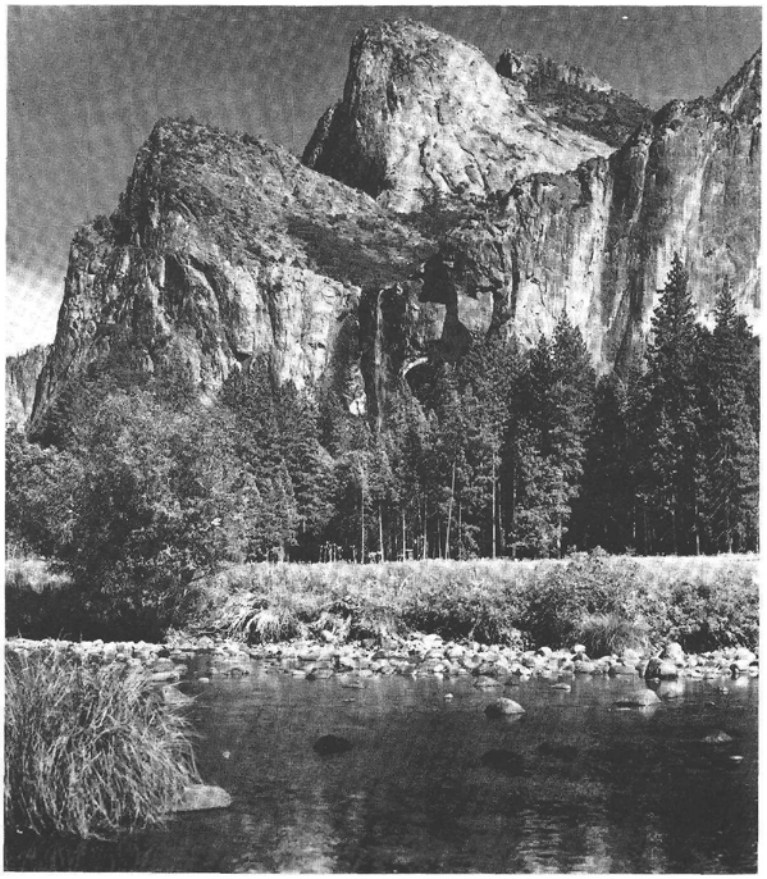
Daß der Pistenskilauf bei der norwegischen Jugend mit moderner Astronauten-Look-Ausrüstung und allem Drum und Dran gewaltig zunimmt, ändert nichts daran, daß der ursprüngliche, natürliche Skilauf auf schmalen Latten mit eigener Kraft bergauf und bergab hier seine Heimat hat und zutiefst verwurzelter Volkssport ist. Man sollte die Dimension des nordischen Skilaufs im Lande erlebt haben, um zu wissen, welche Bedeutung er hat. Auch im Süden des Landes stehen nicht weniger als fünf Monate zur Ausübung des weißen Sports zur Verfügung. Dem Norweger erscheint unsere scharfe Trennung zwischen Langlauf und alpinem Tourenskilauf nicht zwingend. Mit schmalen Holzlatten und fersenfreier Bindung begibt man sich auch auf Skitour, überwindet dabei lange Strecken und Höhenunterschiede bis 1000 oder mehr Meter, im Aufstieg allein mit Hilfe des richtigen Wachses und einer guten Kondition (sprich: Armkraft) und in der Abfahrt immerhin so, daß es auch noch Spaß macht — wenn nicht gerade Bruchharsch ist.

Ob man als Wanderer, ob mit Pickel und Steigeisen, mit Seil und Haken oder mit Ski in den Bergen Norwegens unterwegs ist: Man kann hier ungestörter als anderswo zu sich selbst zurückfinden. Das Individuum hat den nötigen Atemraum in einer verschwenderisch weiträumigen, Kraft fordernden und Kraft schenkenden Urnatur. — Angesichts einer Schönwetter-Besteigung des frequentierten, höchsten Gipfels des Landes, des Galdhöppigen freilich mag ein derartiges Statement als absurd erlebt werden. Wer unbedingt will, findet nämlich auch in Norwegens Ödland versprengte Vasallen des apokalyptischen Molochs unserer Tage: *Masse.*

Verfasser: Hermann Huber,
D-8025 Unterhaching/Mchn.,
Fasanenstraße 151

Yosemite

Bruno Friedrich



Im Yosemite-Nationalpark: Die Cathedral-Spires.

Foto: W. F. Rölle

Die Verwandtschaft der Kletterschulen von Norwegen, England und Yosemite in Kalifornien hat schon Hermann Huber in seinem Beitrag auf Seite 149 angesprochen. Der Yosemite-Kletterer Garry Hemming setzte sich bereits 1967 in seinem Artikel „Auf der Suche nach dem Gleichgewicht" (Alpinismus 11/70) mit Gedankengängen auseinander, die denen von Nils Faarlund auf Seite 141 nahe verwandt sind. Bemerkenswert erscheint, daß in den USA, in dem Land also, das einmal am gläubigsten auf seine „unbegrenzten Möglichkeiten" baute, die Bergsteiger am konsequentesten auf die Einsicht in „die Grenzen — allen — Wachstums" reagiert und eine Kehrtwendung vom extrem „technokratischen" hin zu einer Art von Alpinismus vollzogen haben, die die Bergsteiger verpflichtet, „wie ein Indianer keine Spuren zu hinterlassen" (Garry Hemming).
Wieso Amerika zumindest für die Bergsteiger offensichtlich doch ein „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" geblieben ist, einen Eindruck davon kann sicher Bruno Friedrichs Erfahrungs- und Erlebnisbericht über zwei Yosemite-Besuche vermitteln.

Der Name Yosemite kommt aus der Indianersprache. Hatten einstmals die Indianer in der abgeschiedenen Bergwelt der Rocky Mountains Zuflucht gesucht, so flüchten heute Millionen von Großstadtmenschen in die Einsamkeit der Berge. Gerade die Einfachheit und Natürlichkeit, derentwegen er die Indianer gering geachtet und skrupellos verfolgt hat, sucht der „weiße Mann", der in der Großstadt um Fortschritt und Bequemlichkeit kämpft, heute für sich zurückzugewinnen: Fern von Großstadt und Zivilisation zu sein, eine möglichst lange Zeit in den Bergen zu wandern, ohne Unterbrechungsmöglichkeiten zu leben, ganz allein auf sich gestellt. Erst in zweiter Linie steht der Eifer, Berge zu besteigen. Gipfelglück, wie es der europäische Alpinist kennt, ist den meisten Amerikanern noch fremd.
Für die Entwicklung des Kletterns gilt ähn-

liches. Hier steht nicht die Besteigung eines berühmten, berüchtigten oder besonders hohen Berges im Vordergrund, sondern nur das Klettern selbst und die Länge einer Tour: 10—12 Tage, ja bis zu 40 Tage im Fels zu klettern und in einer Wand auszuhalten — bis an die Grenze des Überlebens. Ein Markstein für eine neue Kletterepoche ist gesetzt worden. Die Berge im Yosemite Valley werden oftmals nicht als eigentliche Gipfel bezeichnet. Es sind zwar bis zu 1000 m senkrechte Granitabbrüche vorhanden, doch erstreckt sich dahinter ein Hochplateau mit unzähligen Hügeln und die riesige Sierra Nevada mit ihrem höchsten Berg Mt. Witney, 4420 m. Im Tal und auf diesem Plateau wachsen 50—70 m hohe Redwood-Bäume und lassen eine 400 m hohe Felswand klein wirken. Bei diesen Dimensionen verschwindet ein Kletterer in der Wand als winzigkleiner Punkt.

Der Yosemite-Nationalpark mit seinem Kernstück, einem felsumrandeten Tal, wurde erst 1851 von Goldgräbern entdeckt. Diese herrliche Landschaft faszinierte schon vor 100 Jahren Besucher und Naturfreunde. Deshalb beschloß der Kongreß der USA 1890 nach Yellowstone auch Yosemite mit einer Fläche von fast 2000 Quadratmeilen zum Nationalpark zu erklären.

Heute sind es Millionen von Menschen, die jährlich in dieser Landschaft Erholung und Naturschönheiten finden. Ein Besucher der von San Francisco kommt, fährt zuerst in gleißender Sonne durch goldgelb leuchtende Hügelketten, unterbrochen von bewässerten Landstrichen mit fruchtbarem Grün. Alles gleicht einem Schlaraffenland, bedenkt man, was Boden und Klima dem Menschen hier spenden.

Beim Betreten des Yosemite-Parkes fühlt sich der Besucher wie in eine Märchenlandschaft versetzt, wenn er inmitten der riesigen Mammutbäume steht. Die größten dieder Redwood-Bäume sind 90 m hoch und haben einen Durchmesser bis zu 8 m.

Ein überwältigender Blick erwartet einen nach dem Durchfahren des Wawona-Tunnels. Aus der Finsternis kommend sieht man den klassischen Panorama-Blick, der bereits auf Millionen von Postkarten eingefangen ist: Links erhebt sich der mächtige Monolith El Capitan mit seiner 1000 m hohen senkrechten Felswand, rechts stürzt der tosende Wasserfall „Bridalveil" über eine Felsklippe mehrere hundert Meter mit Gedonner in die Tiefe. Im Hintergrund gleicht der Half Dome einer vertikal abgeschnittenen Halbkugel, das Wahrzeichen und der höchste Berg im Valley mit 2600 m.

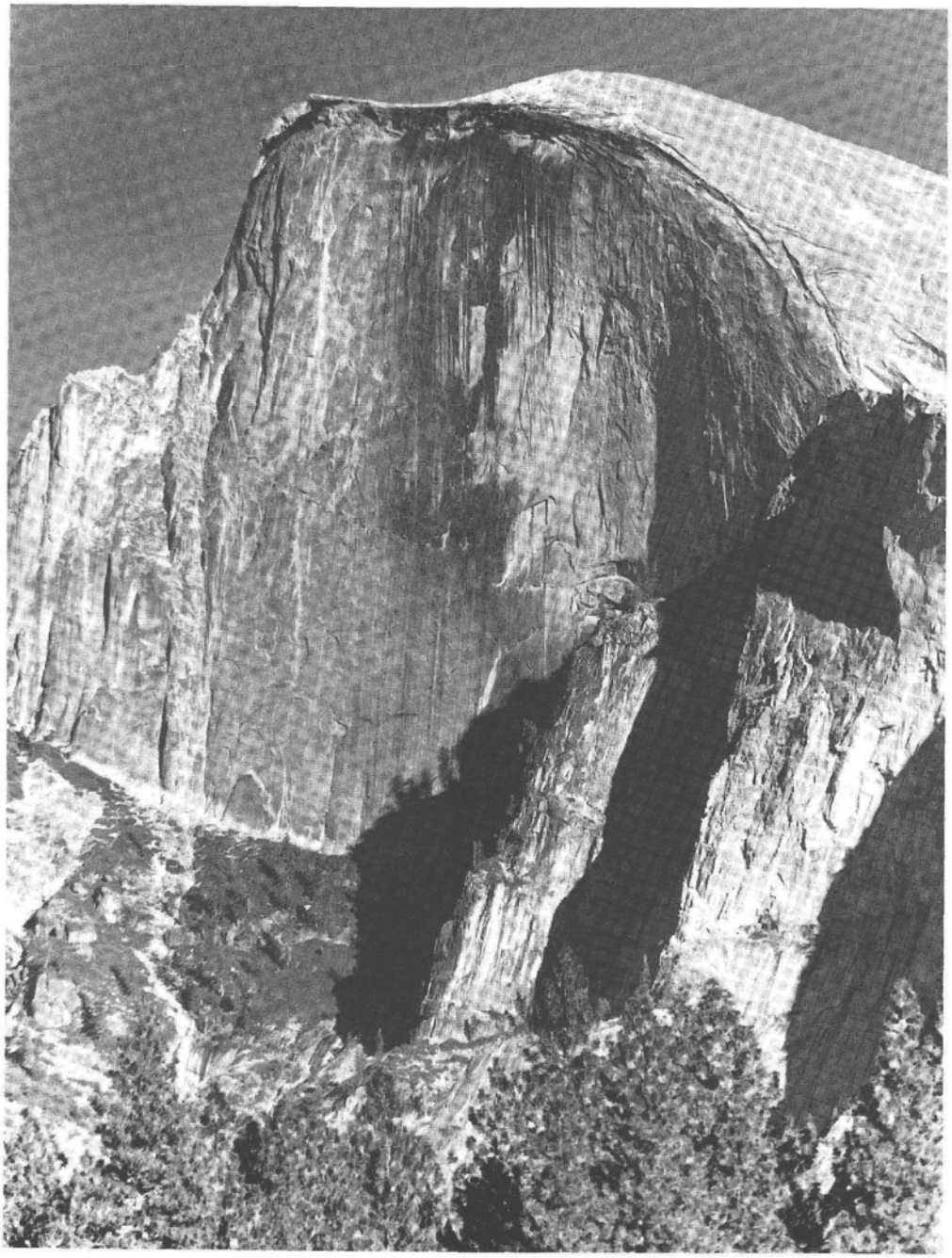
Dem Betrachter stellt sich die Frage: Wie kam die Natur zu solchen Formationen? Als ob eine gigantische Fräse durch diese Landschaft gefahren wäre und zu beiden Seiten glattgeschliffene Felswände hinterlassen hätte, so sieht es aus.

Klettergeschichte

Ende des 19. Jahrhunderts waren bereits sehr viele Gipfel Yosemites bestiegen. Die Erstbesteigung des damals schwierigsten Berges, des Half Dome, gelang 1875, nachdem bereits mehrere Versuche vorausgegangen waren. Unerhörten Mut und Verbissenheit wandten die Bezwinger auf. Ein Bild zeigt uns den Pionier George Anderson auf steiler Platte balancierend, Lasso schwingend, barfuß verkrampft auf Eisenstiften, die er in eine Ritze geschlagen hatte, um Halt zu finden. Mehrere ausgefranste alte Seile von Pferdekoppeln mußten herhalten. Die Seile wurden anschließend am Gipfel verankert, um den Abstieg zu ermöglichen. Heute sind für normale Bergsteiger an dieser 46 Grad steilen, 300 m langen, tritt- und grifflosen Platte fixe Stahlseile und an die hundert Holzstufen befestigt.

Erst 1933 begann man die letzten, noch unbestiegenen Gipfel zu erklettern. Mußten vorher oftmals recht baufällige Holzleitern für die Überwindung steiler Wandstellen genügen, so wurde nun zum ersten Mal systematisch mit Seil, Haken und der dazugehörigen Sicherung geklettert. Cathedral Spires, Church Tower, Arrowhead und weitere drei Pinnacles, deren Bezwingung lange auf sich warten ließ, konnten mit diesen Hilfsmitteln erstmals erklettert werden.

Stand in Amerika das Klettern damals somit am Anfang seiner Entwicklung, gelangen zur gleichen Zeit in den Bergen Europas großartige und schwierigste Kletterrouten, und die Technik des Freikletterns war in den Alpen auf dem Höhepunkt.



Der „Half Dome" — mit 2600 m der höchste Berg im Valley; Erstersteigung 1875: „Unerhörten Mut und Verbissenheit wandten die Bezwinger auf. Ein Bild zeigt uns den Pionier George Anderson auf steiler Platte balancierend, Lasso schwingend ..."
Foto: B. Friedrich

Ende der 40er Jahre begann eine neue Epoche des Yosemite-Kletterns, eingeleitet von John Salathé. Eisenharter Granitfels, fortlaufend breitwinkelige Risse und winzige kleine Löcher machten es oft unmöglich, normale Haken einzusetzen. Sie verbogen sich oder brachen ab. Zwei Faktoren waren es, die Salathé berühmt werden ließen: Seine Entschlossenheit und die Entwicklung der weltbesten Haken. Salathé, bereits 45 Jahre alt und von Beruf Schmied, formte aus alten Autoachsen die ersten Stahlhaken. Die bedeutendsten Routen, die er eröffnete, waren Lost Arrow, Südwestwand am Half Dome und Nordwand am Sentinel Rock. Die Steck-Salathé-Route am Sentinel Rock gilt heute noch als eine der schwersten in ihrer Art. Es war der erste „Grade V" nach amerikanischer Wertung (nicht zu vergleichen mit europäischer Alpenskala).

Eine Entwicklung setzte ein, die unserem Alpenkletterstil in nichts mehr ähnlich war. Eigene Kletterregeln wurden aufgestellt. Junge Amerikaner, vorwiegend aus Los Angeles und San Francisco, begannen mit der Belagerung der großen Wände. Man richtete sich für tagelanges Verbleiben in der Felswand ein. Sämtliches Material, wie Verpflegung, Haken usw. wurde auf die Tour mitgenommen, d. h. nachgezogen. Eine ganz eigene Technik im Hakenschlagen entwickelte sich: Haken wurden zur Fortbewegung geschlagen und vom Nachkommenden wieder entfernt, damit diese erneut verwendet werden konnten.

Juni 1957 bezwangen, nach mehreren Jahren Vorbereitung, Royal Robbins, Jerry Gallwas und Mike Sherrick die Nordwestwand am Half Dome in fünf Tagen: Der erste „Grade VI".

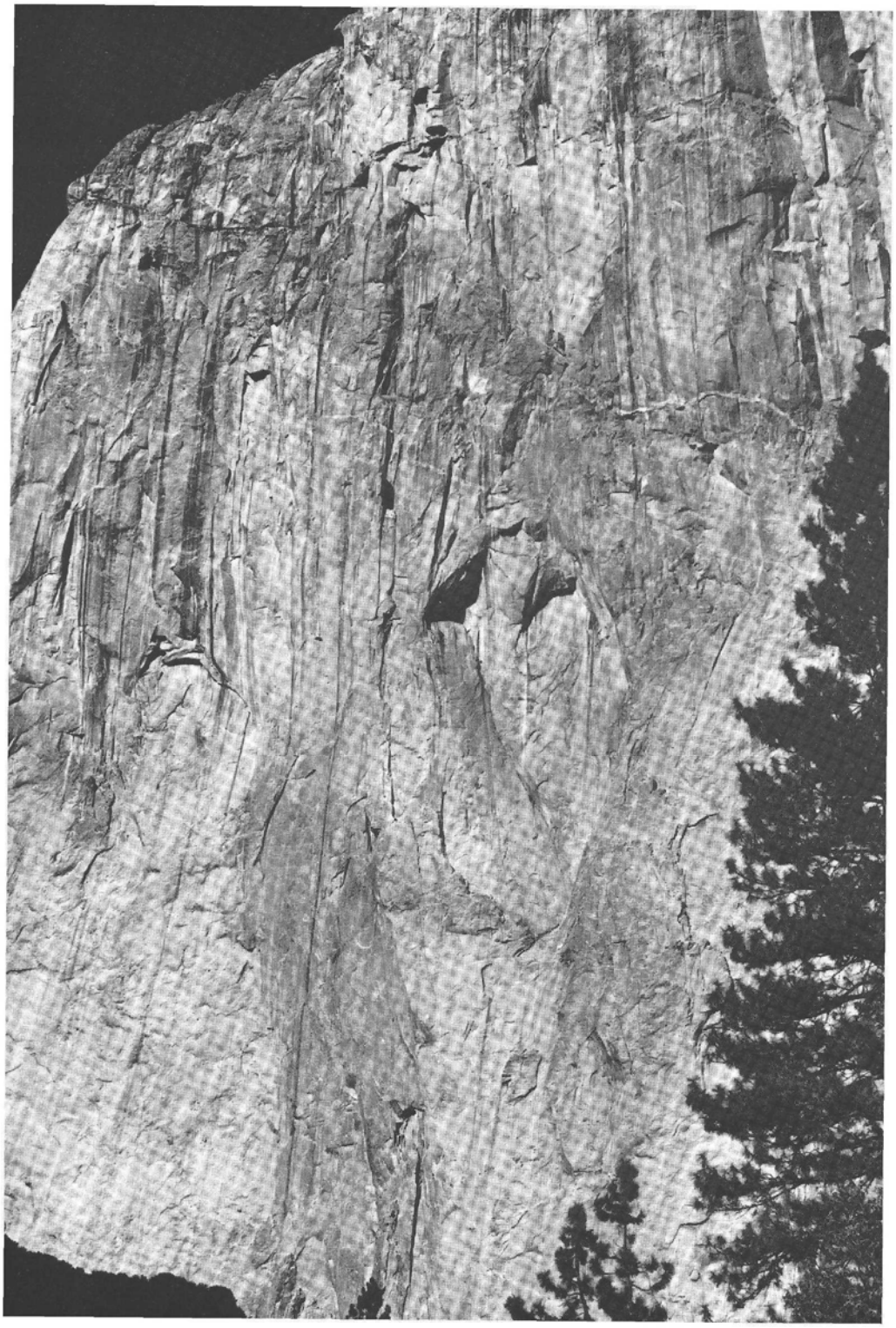
Im November 1958 durchkletterten nach 17 Monaten Vorbereitungen Warren Harding, Wayne Merry und George Whitmor die Nose-Route am El Capitan in 13 Tagen. Die Kletterbewertungen unterscheiden drei Kategorien:

Die Einteilung „Grade I—VI" bedeutet die allgemeine Kletterschwierigkeit, wobei die Länge bzw. Zeitdauer maßgebend ist. „Grade VI" dauert mindestens drei Tage und noch mehr. Hat eine Kletterroute „Grade V", benötigen gute Kletterer zwei bis drei Tage. „Grade IV" ist eine Tagestour und Grade darunter dauern zeitlich gesehen weniger als einen Tag, je nach Können und Fähigkeit des Kletterers. Das Freiklettern, d. h. die Freikletterseillängen werden extra bewertet in einer Skala von 5,1 bis 5,11 wobei ein 5,10 unterteilt in a, b, c, d und 5,11 weitaus schwieriger ist als ein VI+ in den Alpen, soweit man VI— in den Alpen bei bekannten Routen noch antreffen kann. Werden für die Fortbewegung Haken und Schlingen benötigt, tritt entsprechend der europäischen Bewertung technisch A1—A5 ein. Das heißt aber, Haken und Keile müssen vom Nachsteigenden wieder entfernt und mitgenommen werden, ausgenommen sind Bohrhaken.

Beispiel: Die Nose-Route am El Capitan ist VI 5,8 A3, in jüngster Zeit werden 5,8 A2 Seillängen frei geklettert und mit 5,10 oder 5,11 bewertet. Im allgemeinen kann man sagen, daß sich der Trend des Freikletterns Regeln zuwendet, wie sie von sächsischen oder böhmischen Elbsandsteinkletterern praktiziert werden.

Wie ist es möglich, daß gerade in Kalifornien weltschwerste Kletterrouten entstanden sind? Man muß folgende Gesichtspunkte in Betracht ziehen: Bombenfester Granitfels, einzigartig in seiner Geschlossenheit und Steilheit, sowie optimale Wetterbedingungen werden im Yosemite geboten. Die technische Weiterentwicklung von Spezialhaken ist enorm vorangetrieben worden. Es sind entstanden: z. B. millimetergroße Rurps, Knifeblades, Lost Arrowhaken, Angles aus gehärtetem Stahl, und Bongs aus Duraluminium bis 10 cm Breite. Alles gedacht für oftmalige Wiederverwendung. Außerdem spielt die Mentalität der USA-Bürger eine große Rolle. Der Drang des Amerikaners, im persönlichen Leben Superleistungen zu vollbringen, und zwar auf technischem, psychischem und physischem Gebiet, bewahrheitet wieder

Der El Capitan mit seiner 1000 m hohen Südwand. Durch sie wurden bereits neun Führen gelegt. Insgesamt gibt es am El Capitan bis heute mehr als 20 verschiedene Kletterrouten.
Foto: W. F. Rölle



einmal die Behauptung vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Ist, wie so oft, der Sinn nach Nützlichem in Frage gestellt, so gibt es auch hier Leute, die von Verrücktheiten sprechen. Könnte man doch Wertvolleres mit Kraft, Ehrgeiz und Ausdauer schaffen.

15 Jahre lang wurden schwerste Hakenrouten im Yosemite eröffnet: bis 1972 an die 500. Immer bessere Kletterer traten auf. Die Kunst des Freikletterns wurde verbessert und ausgefeilt. Man glaubte schon an der Kletterweisheiten letzten Schluß. War nun der Höhepunkt erreicht und Freiklettern an die Grenze des Menschenmöglichen gestellt? Völlig neue Aspekte traten plötzlich auf. Man erkannte, daß das permanente Hakenschlagen den Fels immer mehr beschädigte. Der Ruf zurück zur unberührten Natur wurde größer als je zuvor. Der Fels sollte nicht mehr verunziert werden. An Stelle der Haken traten felsschonende Klemmkeile verschiedenster Arten und Größen. Freiklettern wurde noch mehr gesteigert, d. h.: mehr Training, mehr Mut, mehr Können, mehr Fähigkeiten, um Haken überflüssig zu machen und der Schwerkraft zu trotzen. Es stellte sich aber dabei die Frage, ob in Zukunft nur noch den Kletterartisten exzellentes, sauberes, schnelles und leises Vorankommen in einer Kletterroute vorbehalten sein sollte?

In der umfassenden alpinen Literatur Europas findet sich so gut wie nichts über Amerikas Kletter- und Bergsteigergeschehen. Erst seit einigen Jahren berichten alpine Zeitschriften über Erfolge und Klettergewohnheiten extremer Bergsteiger in den Staaten. Alljährlich reisen gute Kletterer aus Europa vorwiegend in das Yosemite-Gebiet und sind immer wieder erstaunt, welch großer Unterschied zwischen den Kletterpraktiken der Alpen und dem amerikanischen Sportklettern besteht. Es waren ja auch Amerikaner, die in Europa mit neuartigen Methoden Aufsehen erregten. 1962 eröffnete R. Robbins und G. Hemming eine Variante an der Dru-Westwand im Montblanc-Gebiet. 1965 gelang R. Robbins mit J. Harlin eine direkte Route an der Dru-Westwand in fünf Tagen. Es dauerte lange Zeit, bis diese Routen Wiederholungen bekamen. Man wußte zwar, daß die Amerikaner Spezialhaken verwendet und diese wieder entfernt hatten, man war jedoch nicht in der Lage, jene Routen in der herkömmlichen europäischen Kletterart zu durchsteigen. Europas Alpinisten sind gewöhnt, bei Wiederholung einer äußerst schweren Route Haken der Erstbegeher anzutreffen, die ein schnelles und rasches Vorwärtskommen gewährleisten. Besonders im Montblanc-Gebiet ist das zügige Durchklettern einer Wand erforderlich, da die Gefahr groß ist, durch einen plötzlichen Wetterumsturz vorzeitig zur Umkehr gezwungen zu werden. Es waren aber nicht nur eine neuartige Ausrüstung und die Spezialhaken, die R. Robbins mit seinen Kameraden zum Erfolg verholfen hatten: ihr souveränes Kletterkönnen überraschte alle Alpinisten in Europa.

Erlebnisbericht

1970: Ich hörte zum erstenmal in Vorträgen von Eindrücken deutscher Seilschaften, welche in Amerikas Kletterwelt tätig waren. Die Berichte waren haarsträubend in der Beziehung, was einem nichtsahnenden Europäer dort alles unterlaufen kann. Kein Erfolg sei zu erzielen, wenn man sich nicht dem amerikanischen Kletterstil anpaßt. Tagelanges Hakenschlagen und Entfernen muß geübt werden, denn 500—700 Stück Haken setzen in großen Touren sei die Regel. Dabei wäre die Hitze so unerträglich, daß man ständig dem Verdursten nahe ist. Schier unmöglich sei das Sackziehen mit all dem Proviant. Und schließlich scheitert man zu guter letzt mit allem Drum und Dran an nicht zu überwindenden Pendlern, von den Schwierigkeiten des Freikletterns ganz zu schweigen.

September 1972: Ich folgte einer Einladung in das Yosemite. Trotz aller Vorwarnungen wagte ich mich in lange, schwierige Routen. Zu erwähnen sind Steck-Salathé-Führe am Sentinel Rock und Nordwestwand am Half Dome. Sieht man die Dinge objektiv, kann ich sagen: es ist eine Frage der Zeit, sich die amerikanischen Klettergewohnheiten anzueignen. Für mich waren damals vier Wochen einfach zu kurz, einen Partner zu finden und in eine El-Capitan-Route einzusteigen. Steht man vor diesem riesigen, mächtigen

Felskoloß, bekommt man es mit der Angst zu tun, und es ist kaum vorstellbar, daß durch diese Wand Routen führen.

Ein Kletterer, der am Fuß dieser fast 1000 m hohen Granitwand steht, empfindet Faszination und Herausforderung zugleich. Können und Ausdauer in dieser Wandflucht auf die Probe zu stellen und diesem Berg eine Begehung abzuringen, ist, glaube ich, der Wunschtraum und Höhepunkt des Erlebens für jeden extremen Kletterer.

Mai 1974: Ich faßte den Entschluß, noch einmal nach Kalifornien zu reisen. Mit von der Partie waren Rolf Kajanne (er besuchte Yosemite im Herbst 1973) und mein Bruder Peter, der einen Film über das Klettern im Yosemite drehte.

Monate vorher haben wir mit den Vorbereitungen begonnen. Wir übten uns im Hakenschlagen und Klemmkeillegen, an den Wochenenden Klettern in den Bergen und Konditionstraining bei jeder Witterung. Oft hatte uns Schnee, Eis und Kälte in Kletterrouten zur Umkehr gezwungen, doch in Gedanken waren wir schon im warmen Kalifornien und in einer der großen Granitwände Yosemites.

Am 10. Mai war's soweit. Zu Dritt stehen wir im Flughafen von San Francisco und starren gebannt auf die rotierende Gepäckausgabe. Unser geplantes Unternehmen beginnt schon sehr verheißungsvoll: Rolfs Rucksack mit wichtigem Inhalt erscheint nicht! Einen Tag später ist der fehlgeleitete Rucksack endlich wieder an richtiger Stelle, und wir können unsere Weiterreise antreten. Richard Hechtel — Deutsch-Amerikaner — und seine Frau Lisa nehmen uns mit ins Yosemite Valley. Nach fünf Stunden Autofahrt sind wir in dem oft von Touristen überfüllten Valley. Riesengroße Campingplätze finden wir vor, umgeben von der herrlichen Blütenpracht des Frühlings. In diesem Tal des Friedens gesellen sich viele Tiere z. B. Blue Jays und Chip Munks recht zutraulich zu den Menschen.

Wir bauen unser Zelt in Camp 4 auf. Dies ist ein Zeltplatz ohne Autos, da er nur für Wanderer und Kletterer vorgesehen ist. Viele von letzteren hausen hier den ganzen Sommer über, haben chronischen Geldmangel, schlafen am Boden ohne Zelt und leben in einfachster Weise. Es sind freundliche, zuvorkommende, fröhliche und nette Menschen, die einem immer helfen und gute Ratschläge geben. Das Dauercampen (Camp 4 ist gebührenfrei!) versucht nun die Parkverwaltung abzuschaffen, indem man nur noch einen 14tägigen Aufenthalt genehmigt.

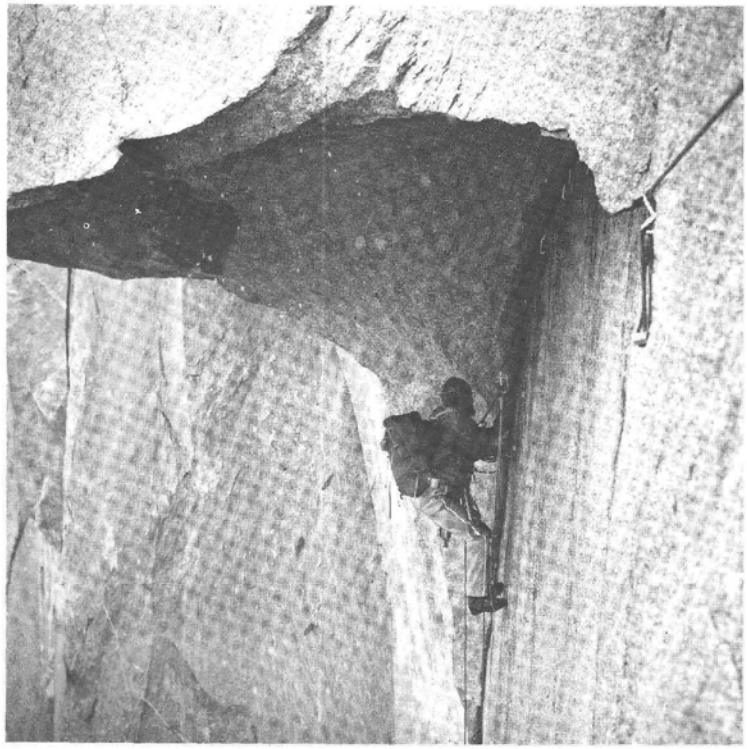
Am Abend ziehen wir an einer kräftigen Baumgabel unseren schlemmerhaften Proviantsack gut 5 m hoch in die Bäume. Es wäre nicht das erste Mal, daß die hier ansässigen Bären sich über die Essensvorräte stürzen und sogar Konserven und Bierdosen mit ihren scharfen Krallen knacken. Ansonsten sind die 1 m hohen Braunbären in ihrer drolligen Art scheue und friedliche Tiere. Sind sie aber auf Nahrungssuche, sollte man ihnen aus dem Wege gehen.

Noch steif von der langen Reise und dem vielen Sitzen beginnen wir die ersten drei Tage mit Übungsklettereien. Wir klettern kurze Routen (2—3 Seillängen) an den umliegenden Pinnacles, und eine lange Route von zehn Seillängen am Middle Cathedral Rock, East Buttres.

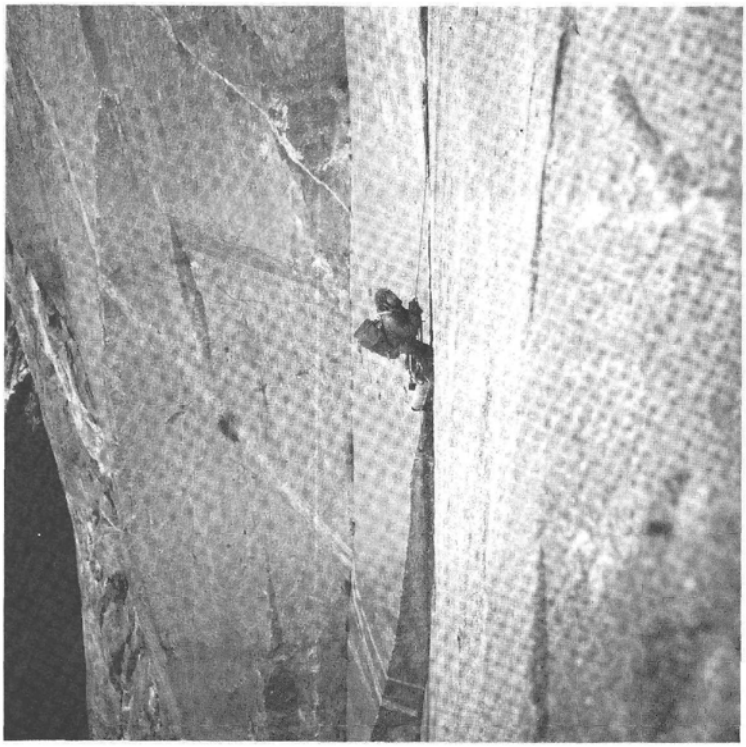
Frei vom allwöchentlichen Arbeitsrhythmus und von Verpflichtungen des Alltags können wir uns ganz auf das Klettern konzentrieren.

Am vierten Tag nach unserer Ankunft wird Material sortiert und Proviant eingekauft für die Begehung der Nose-Route am El Cap. Am El Cap durchziehen heute 20 Routen spinnennetzartig die Wand. Die beliebtesten sind Salathé Wall mit den meisten Freikletterseillängen und Nose Route mit der idealsten Linienführung. In der Nose müssen über 40 Seillängen zurückgelegt werden, und den Kletterer erwarten Schwierigkeiten, die nie leichter als VI sind. Salathé Wall und Nose weisen schon riskante Alleinbegehungen auf, Rekordzeiten in zwei bis drei Tagen und Begehungen ohne Hammer, das heißt, nur mit Klemmkeilen oder Haken, die lose in Ritzen gesteckt werden und auf Verdrehung halten sollen.

Am späten Abend schleppen wir den 30 kg schweren Materialsack mit Ausrüstung zum El Cap und biwakieren am Wandfuß. Der Blick nach oben ist erdrückend. Unheimlich wächst die schwarze Wandflucht mit ihren

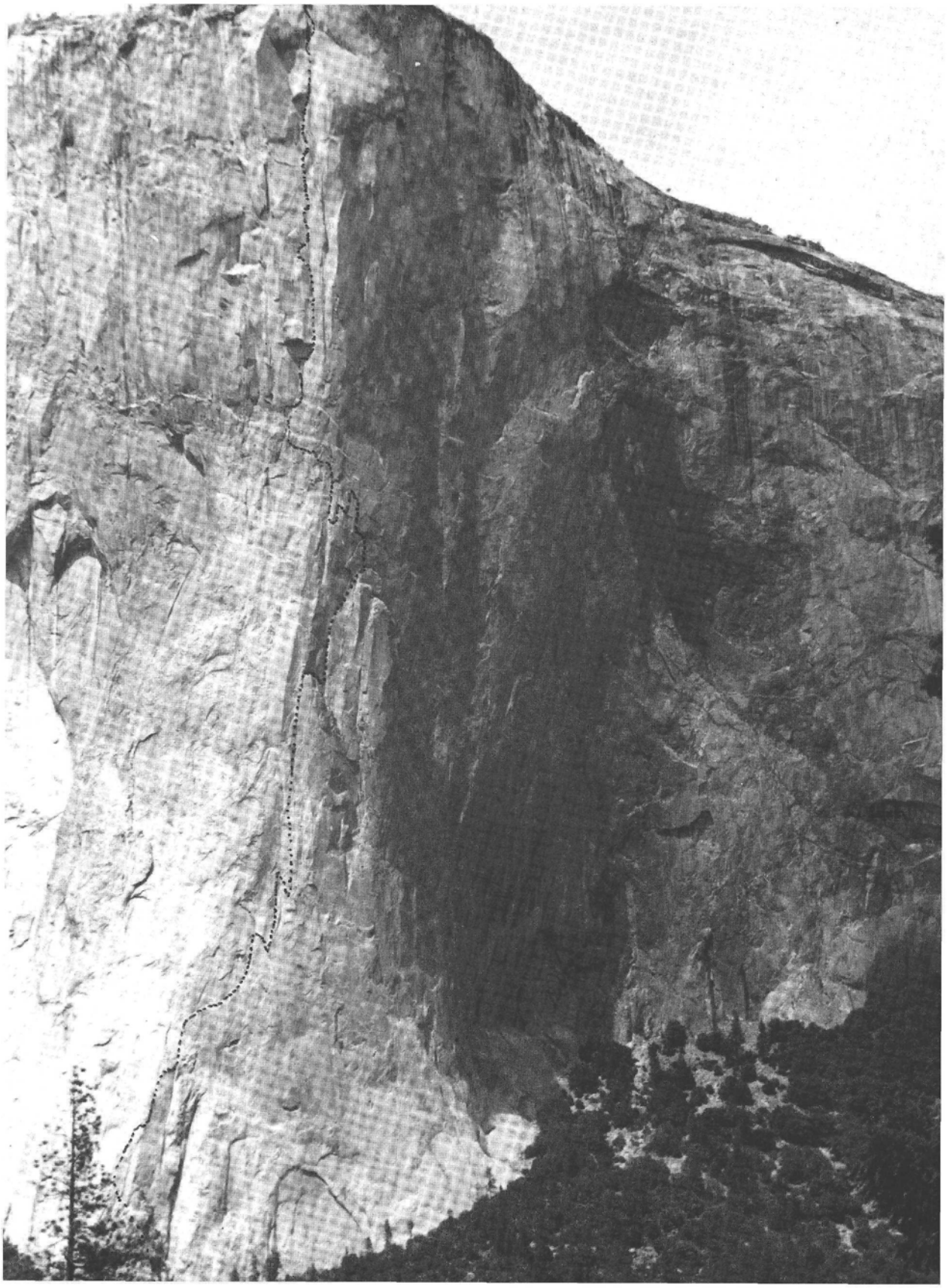


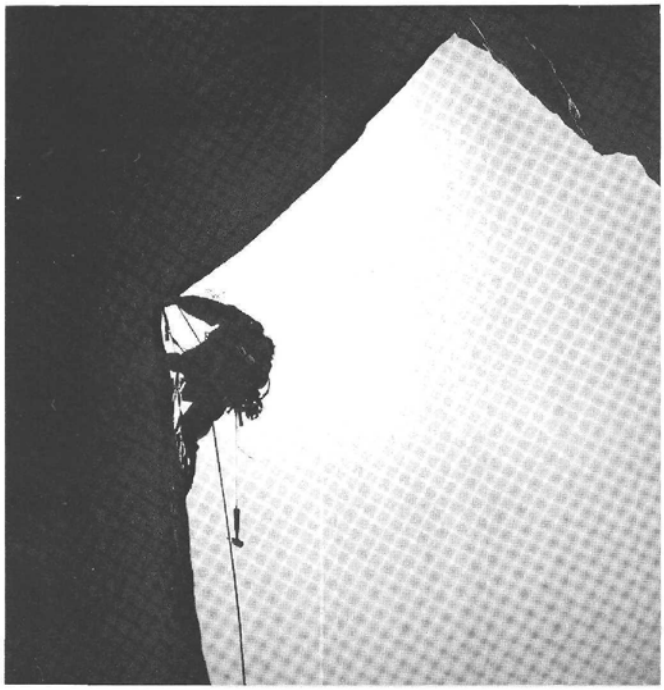
Seite 161:
Die „Nose"-Route am El Capitan; links Dachquergang im oberen Teil der „Nose"-Route. Bruno Friedrich und Rolf Kajanne boten die Dächer in diesem Wandbereich Schutz vor dem Schneefall.



Links:
Nachstieg am fixierten Seil mit Steigklemmen (Jümar). Außer den Bohrhaken hat der jeweilige Seilzweite wieder alles Material (Klemmkeile, Haken usw.) aus der Wand zu entfernen.

Fotos:
B. Friedrich





Links:
Unter den Dächern der „Nose"-Route.
Seite 163:
Die Janusgestalt des El Capitan; ungeheuere Wandfluchten von der einen — runder, baumbestandener Granitbuckel von der anderen Seite. Die Licht und Schatten trennende Kante markiert den Verlauf der „Nose"-Route.

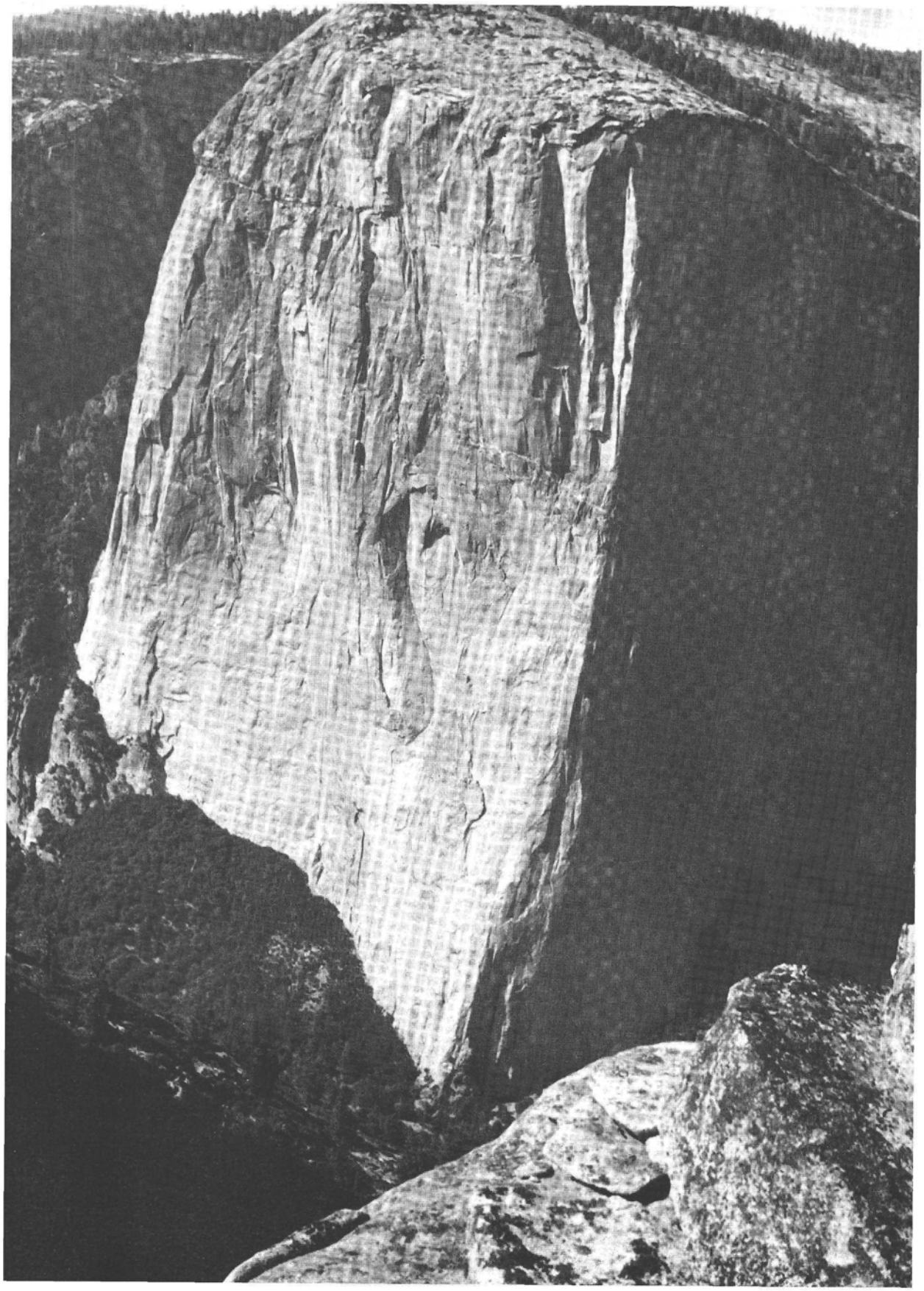
Fotos:
B. Friedrich

riesigen Dächern und Überhängen in den Himmel.

Morgens um 6 Uhr beginnen wir mit dem Anseilen, hängen uns das Material um, und der Materialsack steht zum letzten Mal im sandigen Boden, bevor er nach oben verschwindet. Unsere Gefühle sind nicht gerade die eines Eroberers, der auf Biegen und Brechen sein Ziel erreichen will. Vorsichtig steigen wir Seillänge für Seillänge die Felswand hinauf, bedacht, ja keine Fehler zu begehen. Über 100 Seilschaften haben schon am ersten Tag resigniert und sind zur Umkehr gezwungen worden. Langsam gewöhnen wir uns an das Gefühl der Tiefe, der Bodenlosigkeit, an all die Schwierigkeiten, die vielen Entsagungen, die uns in den nächsten Tagen erwarten. Langsam ist auch unser Vorwärtskommen. Wir führen abwechselnd die Seillängen. Der erste klettert Risse, Kamine, Platten, Querungen, pendelt am fixen Seil, schlägt Haken, legt Keile und zieht den Sack. Der Nachsteiger entfernt das Material und gibt acht, daß sich der Materialsack nicht verklemmt oder bei einer Querung an einer Gegenplatte aufschlägt. Es wäre nicht das erste Mal, daß die Wasserkanister leck schlagen oder gar ein Sack platzt.

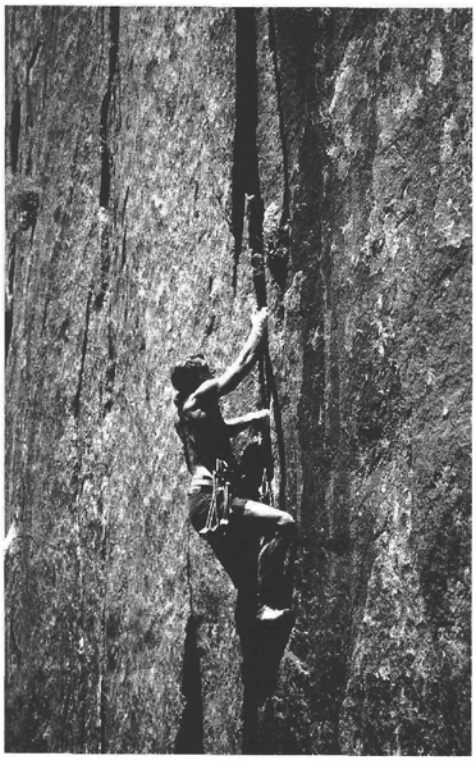
Standplatz 300 m über dem Wandfuß. Ich hänge eingeklemmt in einem Riß an zwei Haken. Über mir baumelt Rolf frei in der Luft. Nach einer 20 m langen Bohrhakenleiter (die erste von insgesamt drei Bohrhakenleitern in der Wand) mußte er wieder 15 m abseilen. Wie ein Riesenperpendikel versucht nun Rolf den rechts von uns liegenden „Stovelegecrack" zu erreichen.

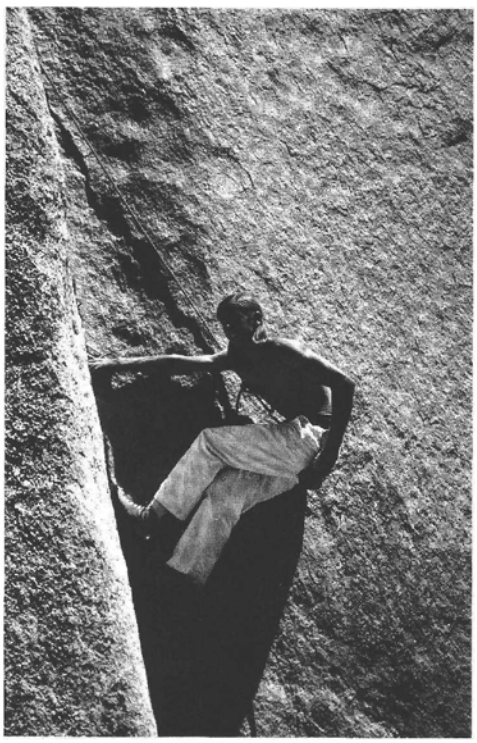
Sein Rennen entlang der Wand und das ständige Vorbeihuschen über meinem Kopf lassen in mir die ersten Bedenken aufkommen. Ich hoffe, daß Rolf endlich nicht mehr zurückpendelt. Nochmals muß ich ihn ein paar Meter herunter lassen. Gut ein Dutzendmal nahm er bereits Anlauf. Endlich gelingt es ihm, sich im Riß mit einer Hand zu halten. Schnell einen Bong in den Riß gesteckt, mit dem Hammer zwei bis drei Schläge, schon hängt er wieder in der Bandleiter. Nun folgen vier Seillängen an senkrechter Wand in einem 5—10 cm breiten parallelen Spalt, ohne jeglichen Absatz. Dieser spektakuläre Riß ist von den Erstbegehern mit Haken zurückgelegt worden, die aus alten Ofenfüßen konstruiert waren. Die besten Kletterer der Welt beweisen heute ihr Können und ihren Mut, indem sie diesen Riß frei



klettern. Wir müssen einige große Bongs und Hexentrics benützen. Die letzten 10 m über mir. Ich habe keinen passenden Bong mehr, der mir weiter helfen könnte. Ich entledige mich allen unnötigen Materials. Nur zwei Jümars und einige Karabiner am Sitzgurt befestigt, kämpfe ich mich mit äußerster Kraftanstrengung mit dem Gedanken, jeden Moment abzustürzen, zum ersehnten Standplatz.
Wieder die üblichen Vorrichtungen: Standplatz bauen. Selbstsicherung fixieren, Haltejümar und Pully einhängen, Sackziehseil einlegen und Zugjümar am Sitzgurt befestigen. Ich beginne mit dem ganzen Körpergewicht von 80 kg, oftmals Füße und Hände gegen den Fels gestemmt, den Materialsack hochzuziehen. Nach diesem anstrengenden Riß gelangen wir spät am Abend zum Dolt Tower. Unser erster Biwakplatz. Wir können gut sitzen, sogar etwas liegen. In großer Erwartung, was der nächste Tag bringen wird, schlafen wir ein. Der zweite Tag beginnt mit strahlend blauem Himmel. Fünf Seillängen sind bereits zurückgelegt, und wir hängen jetzt vor der schwierigsten technischen Seillänge. Eine 50 m hohe Felsplatte liegt lose an der fast lotrechten Felswand. Die Schneide erzeugt einen nach rechts oben überhängenden feinen Riß. Rolf schwindelt sich mit mulmigem Gefühl Zentimeter für Zentimeter vorwärts. Die Keilwirkung der Winkelhaken läßt die unten geschlagenen Haken herausfallen. Nur noch kleine Klemmkeile helfen Rolf weiter. Nach zwei Stunden ist es geschafft, er steht auf der Plattenspitze. Ich jümare nach und seile mich 20 m ab. Nach vier bis 5 Pendelversuchen erreiche ich links einen Haken. Nocheinmal 10 m abseilen und ein weiterer Pendler bringt mich zu einem kleinen Standplatz, direkt in Fallinie unter dem großen weißen Dach und den Ausstiegsrissen. Die zweite Nacht verbringen wir bereits in Wandmitte: Biwakplatz Nr. Four, 500 m über dem Talboden.
Nachts überrascht uns ein Schneesturm. Morgens haben wir 10 cm Neuschnee auf unserem Biwakband. Die umliegende Landschaft ist in ein weißes Winterkleid gehüllt, und die Wasserfälle sind zu Eiskaskaden erstarrt.
Man hat uns für Monat Mai bereits zwei oder drei Schlechtwettertage prophezeit. Und gerade jetzt in der Tour überrascht uns dieser Wettersturz. Der Rückzug wäre noch möglich. Wir entschließen uns aber weiterzusteigen. Unser Proviant reicht ja notfalls noch fünf Tage und Biwaksack, Daunenjacke, Schlafsack schützen uns vor Frost und eiskalten Winden. Nur die Sehnsucht nach einem heißen Getränk wird immer größer — Kocher haben wir wegen der sonst üblichen Hitze natürlich keinen mitgenommen.
Die folgenden zwei Tage werden erschwert durch ständige Schneeschauer. Die Folge sind vereiste Seile, an denen in mühsamer Kleinarbeit die Eiskrusten entfernt werden müssen, um das Halten der Jümars zu ermöglichen.
Biwakplatz Nr. Five und Nr. Six, unser drittes und viertes Biwak, werden bezogen. Kleine 2 qm große Plattformen. Über uns nur noch überhängender Fels, der größtenteils mit Haken und Klemmkeilen überwunden wird.
Der fünfte Tag beschert uns wieder Sonne. Zum ersten Mal macht sich der große Durst bemerkbar. Gegen Mittag leeren wir in einem Zug einen Vier-Liter-Wasserkanister. Rolf steigt die letzten überhängenden 40 m an 26 Bohrhaken hinauf zum Gipfelplateau. Der Erstbegeher Warren Harding hat diese Bohrhaken in einer einzigen Mondscheinnacht gesetzt, um so der gnadenlose Hitze auszuweichen, die tagsüber bei schönem Wetter herrscht. Nachmittags um 3 Uhr sind wir am Gipfel. Glücklich über unser erfolgreiches Unternehmen steigen wir hinab ins Tal. Peter, der uns am Gipfel erwartet hat, zeigt uns den Weg durch die schneebedeckte Landschaft. 24 km Marsch durch unwegsames Gelände! Wir kreuzen die Spuren von Bären, und seltsame Vögel beobachten uns von den Wipfeln hoher Redwood-Bäume.

Seite 165: „Wir gönnen uns drei Tage Ruhepause. Danach versuchen wir mit Hilfe der Amerikaner die sagenhaft schweren 5.10- oder 5.11-Seillängen zu klettern ... Eine Stunde Vorbereitungen für einen 40 m langen, senkrechten Riß, der in 10 Minuten geklettert wird." Fotos: B. Friedrich





Abends sitzen wir im Restaurant und können endlich unsere 10 cm enger geschnallten Gürtel wieder lockern.

Wir gönnen uns drei Tage Ruhepause. Danach versuchen wir mit Hilfe der Amerikaner die sagenhaft schweren 5,10- oder 5,11-Seillängen zu klettern. Weltschwerste Seillängen zeigt uns Superkletterer Jim Bridwell am Arch Rock (Cookie Area). Eine Stunde Vorbereitungen für einen 40 m langen, senkrechten Riß, der in 10 Minuten geklettert wird.

Bekleidet nur mit kurzer Hose, Stirnband und leichten Leinenschuhen mit glatter Gummisohle. Ein 10 m langes Band wird um den Bauch gebunden. Das Seil nur eingehängt, damit der oft hinderliche Knoten auf die Seite oder zum Rücken geschoben werden kann. Zur Sicherung werden fünf bis sieben Klemmkeile, Hexentric und einige Karabiner mitgenommen. Kein Haken und Hammer! Die Standplätze sind bereits mit Bohrhaken versehen. Hände werden mit Benzoetinktur (harzige Alkohollösung) oder mit Pflasterspray eingerieben. Finger, Knöchel und Faust mit Leukoplast oder Tesaband bandagiert. Zu guter Letzt werden Hände und Schuhsohlen mit Magnesia eingepudert. Das Magnesiasäckchen bleibt übrigens ständiger Begleiter beim Klettern. Magnesia fördert die Haftung am Fels.

Viele schwierige VI und VI+-Kletterrouten kenne ich in Europa, auch die Klettergärten und das böhmische Sandsteingebirge mit 7c-Führen.Diesmal sind es für uns die schwierigsten Seillängen gewesen, die wir jemals geklettert sind.

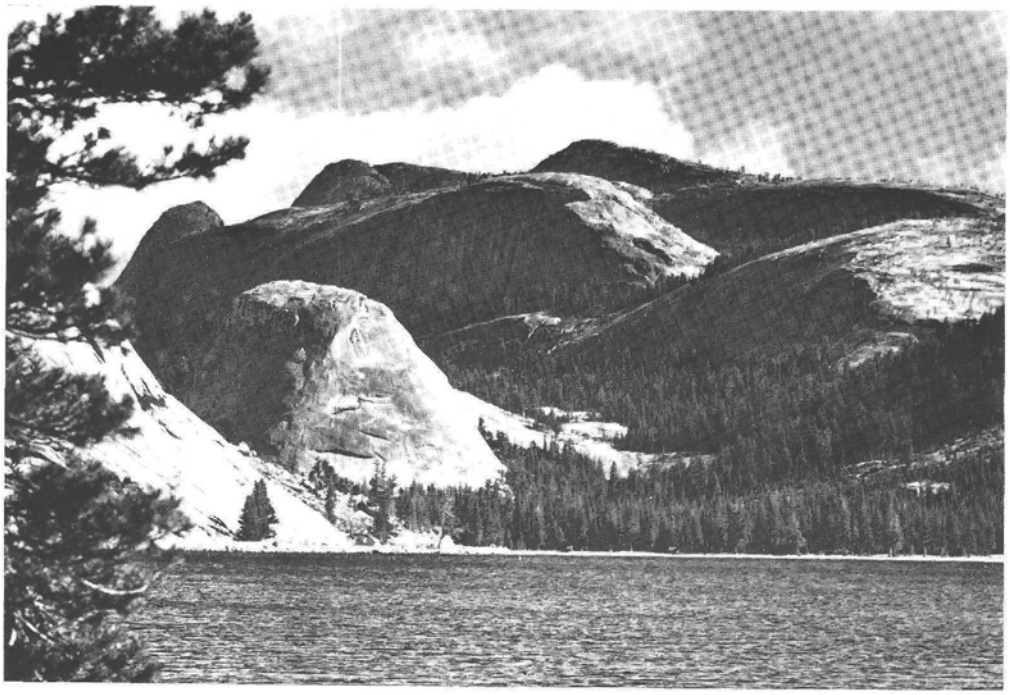
Voraussetzung für solche Kunststücke sind: Zügiges Vorankommen ohne zu hasten, viel Kraft und genaues Erkennen der richtigen Griff- und Trittfolgen. Vor allem bedarf es eines jahrelangen athletischen Trainings — vom Boldern und Mantlen über Seiltanzen und Ringeturnen, bis zum einarmigen Klimmzug an zentimeterbreiter Leiste.

Die verschiedenen Arten des amerikanischen Freikletterns sind:

Face Climbs: Wandklettern an millimetergroßen Griffen und Tritten;

Liebacks: Piazen;

Thin Cracks: Erklettern von Rissen, in die man nur die Fingerspitzen hineinbekommt;



Yosemite-Park: am Tenaya-See. Foto: W. F. Rölle

Hand and Fist: Hier kann die ganze Hand oder Faust in den Riß eingelegt werden;
Off-Width: Unpassende Größe eines Spaltes, in dem man außer seinem Oberkörper nichts verklemmen kann, es hilft nur „rampfen" bis zur Verzweiflung;
Chimney: Kaminkletterei in sämtlichen Variationen.
Hervorzuheben ist nochmals, daß keine Haken in der Wand stecken. Sicherungen müssen mittels Klemmkeilen selbst gelegt werden, dürfen aber nicht zur Fortbewegung benützt werden.
Zum Abschluß unseres dreiwöchigen Urlaubs durchsteigen Rolf, Peter und ich die Südwand am Washington Column in ca. 1½ Tagen, Bewertung V 5,8 A 3. Am ersten Tag gelangen wir zu einem sehr geräumigen, kanzelartigen Biwakplatz. Unter Gebüschen und Sträuchern finden wir eine 1 m lange Schlange. Ich selbst bin bereits beim Abstieg vom Cathedral Rock einer Klapperschlange begegnet, und Rolf ist beim Klettern am Church Bowl von einer Königsschlange zum Rückzug gezwungen worden, die sich in der Routenführung am warmen Fels sonnte. Nebst Schlange finden wir ein Päckchen Marihuana, von Vorgängern vergessen oder verloren. Es war uns bekannt, daß sich viele Amerikaner des Rauschgiftes bedienen, aber wir waren überrascht, daß sich auch Kletterer damit aufputschen. Bemerkenswert ist da die Eintragung im Gipfelbuch am El Capitan Anfang Mai 1974 von zwei jungen El-Cap-Bezwingern: „2. Begehung der Aquarian Wall in 4½ Tagen ohne Drogen!"
Bescheiden und genügsam sind da unsere Ansprüche an Körper und Seele. Eine Dose Bier, eine Scheibe Brot, etwas Thunfisch und Kekse stillen Durst und Hunger. Friedlich verbringen wir in tiefem Schlaf die Biwaknacht, begleitet von der leuchtenden Mondkugel am Firmament. Ruhe umgibt uns. Die Freude an der Natur, die Einsamkeit der Berge, das Abenteuer beim Klettern, die Selbstbestätigung, eine Leistung vollbracht zu haben: Dies alles erzeugt eine Leidenschaft, die mit keinem berauschenden Hilfsmittel zu ersetzen ist.

Verfasser: Bruno Friedrich,
D-8 München 71, Heinleinstraße 51

Rettet die Wildnis

Renate Katarina Oswald

Das Bedürfnis vieler Amerikaner, möglichst lang allein auf sich gestellt abseits der Zivilisation zu leben, hat Bruno Friedrich bereits angedeutet. Frau Oswalds Beitrag mag diesen Aspekt ergänzen und abrunden.

Thoreau: „In wildness is the preservation of the earth (Walden, Life in the Woods, 1854).

„In der Wildnis liegt die Chance für eine Rettung der Erde. — Der amerikanische Autor Henry D. Thoreau war vor zwanzig Jahren, als ich mein Studium an der philosophischen Fakultät der Universität München begann, allerhöchstens ein wohlgelittener Romantiker der Natur, und die Thoreau-Liebhaber galten als eine besondere Sekte unter den Anglisten, liebenswürdig, aber etwas weltfern. Heute, etwas mehr als hundert Jahre nach Erscheinen seines wohl berühmtesten Werkes „Walden, ein Leben in den Wäldern" werden seine Worte hochaktuell, werden seine Zitate zur Quintessenz unserer Erkenntnisse über Ökosysteme und die Regelkreise der Natur.

Thoreau war nicht nur ein glühender Liebhaber und scharfsichtiger Beobachter der Natur und all ihrer Erscheinungen, er war hellseherisch genug, schon damals die Vorzüge, die Kraft und die Überlebenschancen zu sehen, die allein in der Bewahrung der Wildnis und dem Schutz der unberührten Natur liegen. Seine Erkenntnisse, gewonnen in zweieinhalbjähriger völliger Abgeschiedenheit fernab aller Zivilisation in der einsamen Hütte am Ufer des Waldensees, waren die gleichen, die heute verantwortungsbewußte Wissenschaftler und Ökologen als ultima ratio vertreten.

Das Lebensprinzip Wildnis steht heute von neuem in der amerikanischen Öffentlichkeit zur Diskussion (in Europa erübrigt sich jede Diskussion, da wir außer vielleicht an unseren nordöstlichsten Rändern keine Wildnis mehr besitzen).

Thoreau hatte damals noch nicht gegen die unheilige Allianz jener zu kämpfen, die entweder aus bewußter Ignoranz oder aus schlecht verhülltem Gewinnstreben auch weiterhin bestimmte Unwahrheiten verbreiten, um Öffentlichkeit und Gesetzgeber zu täuschen.

Kämpfen gegen diese in voller Absicht provozierten und großangelegten Täuschungsmanöver bedeutet nicht nur ständige, nie nachlassende Konzentration, Erarbeitung und Verbreitung wissenschaftlich relevanter Gutachten, sondern auch eine möglichst breit gestreute Öffentlichkeitsarbeit. Dabei ist nichts schwieriger, als gegen plausibel gemachte Lügen anzugehen.

Lügen wie diese:

Diejenigen, die in die Wildnis gehen und dort kampieren und eine Zeitlang, vielleicht einen Urlaub lang, manchmal auch länger, weil sie der Faszination dieses Lebens erliegen, leben wollen, sind reich, müssen reich sein, weil das ganze Drum und Dran einer solchen Lebensweise sehr teuer kommt. Leute mit kleinen Einkommen sind von diesem Zeitvertreib der Elite ausgeschlossen.

Oder:

Nur sehr wenige Leute (1% der Bevölkerung) haben überhaupt Interesse und Mut genug, sich in ein zeitweiliges Leben in der Wildnis zu begeben und daher auch kein Anrecht, die weitaus überwiegende Mehrheit zu majorisieren.

Wer hat nun wirklich ein Interesse daran, daß es keine Wildnis, kein absolut freies Land, kein unberührtes Stück Natur mehr gibt? Das sind nach Meinung vieler engagierter Beobachter der Szene in erster Linie die Bergbaugesellschaften, die holzverarbeitende Industrie und die zahllosen Untergruppen der Handelskammern, die nicht müde werden, die „Erschließung" auch noch des letzten Hektars amerikanischen Bodens zu propagieren.

Den obengenannten Behauptungen, die hauptsächlich auf Grund konkreter Interessenlagen als Mythen verbreitet werden, um die Meinungsbildung zugunsten einer totalen Erschließung zu beeinflussen, wird

u. a. auch in einer Studie von Dr. George H. Stankey, eines Gesellschaftswissenschaftlers am Forstwissenschaftlichen Laboratorium der Universität Montana, entgegengetreten. Der Forscher fand in seinem Bericht keine Hinweise dafür, daß Leben und Kampieren in der Wildnis teurer käme als ein vergleichbarer Aufenthalt auf konventionellen Campingplätzen, die mit Hamburgerständen, Toiletten, Grills und Parkplätzen massiv erschlossen sind. Er bringt Statistiken, die besagen, daß ein Aufenthalt in der Wildnis, die natürlich nur zu Fuß erreichbar ist, unvergleichlich billiger ist als in Erholungsgebieten, die mit Fahrzeugen angefahren werden. Außerdem tritt er der Meinung derjenigen entgegen, daß Leute mit den niedrigsten Einkommen sich ein Leben in der Wildnis damit gar nicht leisten können. Auf Grund von Ergebnissen, die in mühevoller Kleinarbeit durch Erhebungsbögen und vergleichende Statistiken erstellt wurden, belegt er mit exakten Zahlen, daß nichts billiger ist als in der Wildnis zu leben. Natürlich kann man sie nicht ganz mit Thoreaus Zahlen vergleichen: für zweieinhalb Jahre glückliches Leben in der Wildnis brauchte er nur ein paar Dollars. Genauso kann man nachweisen, daß die Zahl von 1 % der Bevölkerung, die bereit wäre in die Wildnis zu gehen, eine vertrackte Phantomzahl ist. Jeder Amerikaner wäre mit dem gleichen Anspruch als potentieller Liebhaber der Wildnis einzustufen.

Am Ende seiner Untersuchungen meint Dr. Stankey, man müsse diese Lügen, die als „Mythen" verkauft werden, wieder auf ihren einzig richtigen Gehalt als Unwahrheit reduzieren und ihnen in Veröffentlichungen nachhaltig entgegentreten.

Wenn man bedenkt, welch ein unermeßlich weites, wildes, kühnes Stück Erde dieser breitflächige nordamerikanische Kontinent noch vor vierhundert Jahren war, so steht man nahezu sprachlos vor der Vokabel „Erschließung", die einstmals soviel Positives umschloß: großartiges Engagement, Wagemut, Voraussicht, Wohltat und die sich in unserer Zeit des Umkippens industrieller Ausnützung in Ausbeutung mit negativen Inhalten füllt. Die letzten Inseln unangetasteter Wildnis in den USA werden sehr hartnäckige Verehrer und glühende Liebhaber brauchen, um die Lobby der unersättlichen Gier zurückzuweisen.

Das Erlebnis

In Seattle wollten wir Freunde besuchen. Als wir sie endlich fanden, waren sie gerade im Begriff aufzubrechen: fünf oder auch mehr Tage wollten sie zu Fuß durch die Wildnis im nördlichen Alaska wandern. „Wie lange es dauert, kann man eigentlich nie so richtig vorhersagen, es hängt auch vom Wetter ab, wir wissen es selbst nicht genau", sagten sie, „aber kommt doch einfach mit. Wir haben noch zwei Rucksäcke." Wir waren sofort entschlossen, kein Nachdenken, kein Überlegen. In der Nacht konnte ich nicht schlafen, ich war wie betäubt und doch hellwach: Alaska, Goldrausch, Yukon, Abenteuer, Herausforderung und atemlose Sehnsucht. Aber das war kein Abenteuer, das war Wildnis, Einsamkeit, unversehrte Natur, gab es das überhaupt noch, unberührte Wildnis?

Auf einmal konnte es nicht schnell genug gehen, wir waren begierig darauf, möglichst viel Distanz, auch innere Distanz, zu den eisgekühlten Hotels und Supermärkten zu bekommen, zu den Jahrmärkten der Eitelkeit und den Karussells des Lebenshungers. Schon hatte die Zeit angefangen, stille zu stehen.

Ein kleines Flugzeug brachte uns in das Innere, der See, auf dem wir landeten, war so einsam und unbekannt, daß der Pilot nie zuvor darauf gelandet war. Als er in einer kühnen Schleife wieder abhob und davonzog, standen wir am Ufer und warteten auf die Rückkehr der Stille. Zwischen zwei Wolkenschichten löste sich das Bild des Flugzeugs auf. Die Nabelschnur war abgeschnitten. Wir nahmen die schweren Rucksäcke und gingen auf den Wald zu.

Als erstes spürbar das seltsame Gefühl des Abseits-aller-Wege sein, spurenlos, ziellos (nicht ganz natürlich, denn wir wollten zurück an die Küste), ohne die Zeiger der Uhr, ohne fixierte Pläne oder Maßstäbe, frei, unendlich frei.

Da war sie wieder, die Illusion der Freiheit, eine der unstillbaren Sehnsüchte des Menschen, aber das Gefühl war stark genug, uns

eine Zeitlang zu tragen. Selbstverwirklichung, ein seltsames Wort, das man immer dann schlecht gebrauchen kann, wenn man von sich etwas Wesentliches aussagen möchte: nämlich den Anfang eines Prozesses zu beschreiben, aus den tausend Tagträumen, den verdrängten Hoffnungen endlich in das Eigentliche zu kommen, in die Wirklichkeit, zu sich selbst. Aber genau das war es, was uns am Anfang verwirrte, die Wildnis war aufgebrochen und schlug uns in ihren Bann. Ganz intensiv war das Gefühl des Herausgelöstseins aus Verbindungen und Beziehungen, die Auflösung von Verflechtungen und Hörigkeiten, alles reduziert auf die einfachen Formeln des Überlebens: Wachsamkeit, Mut, Durchhaltevermögen, Spürsinn, Initiative, Wagnis, Kameradschaft. Die Brandung der vielschichtigsten Gefühle ebbte sehr schnell wieder ab.

Ich sah die Felsbrocken vor mir, die nicht immer sanft geschwungene Linie der Vorberge und Hügel, den Schnee auf den fernen Gipfeln, Abbrüche, namenlose Seen, Flußschnellen, gespeist von Gletschern, die wir an seichten Stellen zu durchwaten suchten. Das konkrete Abenteuer, eine Furt zu finden, die keine unvermuteten tiefen Löcher hatte, deren Grundsteine nicht zu schlüpfrig waren, deren Wasser nicht zu aufgewühlt war, gewann die Oberhand. Je größer die Herausforderung, desto größer die Belohnung, desto einschneidender das Erlebnis. Die Frische der frühen Empfindungen, die kühnen Gedanken und Entwürfe der Kindheit, die unverstellten Zugänge zu den Geheimnissen der Schöpfung wurden uns wieder bewußt. Berge und Seen sind noch meist namenlos. Was bedeutet es, auf dem Mount McKinley gewesen zu sein, auf den gut erschlossenen Wegen in seinem Nationalpark? Absolut nichts.

Wenn wir auch auf unserem beschwerlichen, schönen Marsch durch die ungezähmte Natur immer das Gefühl der Pioniere hatten, jungfräulichen Boden zu betreten, so wäre es doch nur eine fromme Lüge gewesen, wenn wir uns vorgemacht hätten, daß hier vielleicht noch nie eines Menschen Fuß das Geröll bewegt hätte. Sicher, die Spuren waren fast gelöscht, aber hin und wieder, und das war ein wichtiges Markierungszeichen für uns, stießen wir auf ein faszinierendes Netz von Saumpfaden und Wagenstraßen, die vom Süden in den Norden wiesen. Man erinnert sich der abenteuerlustigen oder auch nur verzweifelten Glücksritter, der Prospektoren, Trapper und Soldaten aus den vielen Filmen, die man gesehen hat. Und genauso wie man von nun an die Filme mit anderen Augen sehen wird, sieht man nun die Wirklichkeit mit völlig anderem Blick. Nein, das Visuelle ist ja nur ein Geleis, es ereignet sich viel mehr. Ich habe immer, auf allen Reisen, Wanderungen oder Touren, darüber gestaunt, wie sehr die Wirklichkeit jedes Abbild oder jede Beschreibung in den Schatten rückt, ja ins Schemenhafte verändert, und dies nicht nur an Unmittelbarkeit der Empfindung, sondern vor allem an Farbe, Größe, Weite, Gerüchen und all den anderen sinnlichen Eindrücken, die den Augenblick unvergänglich machen.

Wir freuten uns wie die Goldsucher einst, wenn wir eine nahezu vollständig überwachsene Einkerbung in die Rinde eines Waldbaumes entdeckten, eine Pappel vielleicht, oder eine verfallende winzige Hütte hinter wucherndem Strauchwerk, die Überbleibsel eines Hundeschlittens. Wenn man auf keine von Menschenhand gemachten Markierungen stößt, orientiert man sich an denen der Natur, an dem Lauf der Wasserströme, bestimmten Gebirgsformationen, Seen. Natürlich hatten unsere Freunde präzise topographische Karten und Kompaß, um von diesen natürlichen Orientierungshilfen bestmöglichen Gebrauch zu machen.

Etwas über 1000 m beginnt hier die Baumgrenze und das freie Wandern darüber in relativ niedriger Höhe ist typisch für Alaska. Das Eis vieler Seen schmilzt nicht in dem kurzen schnellen Sommer, und Daunenschlafsäcke in der Nacht sind lebensnotwendig. Die Wetterstürze kommen urplötzlich, ohne Vorwarnung, meist begleitet von Stürmen, die Schnee und Regen waagrecht vor sich hertreiben, und die Meteorologen behaupten, daß das Wetter für ganz Nordamerika in dieser Ecke „gemacht" wird. Wir haben gesehen, wie sich in Minutenschnelle das Antlitz der Landschaft verändert: die silberne Helle wird bedrohlich dunkel und zugleich überziehen eiskalte Winde die Mul-

den und Riegel. Da waren wir froh um unsere leichten Zelte, die man übrigens auch an warmen Sommerabenden schätzt, weil sie zugleich gegen eine besondere Spezies hartnäckiger Moskitos und gegen die helle ungewohnte Mitternachtssonne schützen. Ein paar andere Requisiten waren unsere Gasöfchen, eine Feldflasche für das Wasser und ein Stock, der uns durch den Treibsand, die glatten schlüpfrigen Steine und die Tiefen der breitfingerigen Ströme half. Eigentlich hatten wir erwartet, mehr wildlebende große Tiere zu sehen, aber das Risiko, einem Grizzly oder einem Braunbären zu begegnen ist nicht so groß wie in südlicheren Regionen auf eine Klapperschlange zu treten. Einer hatte ein Gewehr dabei, ein altes, wackliges, „Winnetous Silberbüchse, völlig untauglich", lachten wir ihn aus. Unsere Freunde sagten, daß allein der Lärm unserer Bewegung die Tiere aufschrecken und vertreiben würde und außerdem der Ton einer schrillen Pfeife aus dem Drugstore die Tiere in die Flucht jagen würde. Schlimmer als die nichtgesehenen Bären aber waren die wilden unberechenbaren Stechmücken. Unsere Freunde hatten sogar Kopfnetze dabei, und wir versuchten abends immer in höheren Regionen zu schlafen, obwohl mir der kalte Wind immer etwas anhat.

Erstaunlich war die relativ üppige Vegetation, viel Buschwerk, Sträucher, Erlen. Einmal kämpften wir uns durch ein solch dichtverfilztes Erlendickicht, daß wir für sieben Meilen fast zwei volle Tage brauchten. Zwei Tage aber blieben wir dann in dem Talkessel, voll rauschhaft schöner Einsamkeit, und das Kampieren dort, die Einpassung in eine ganz und gar unaufdringliche vegetative Existenz, war so ungewöhnlich, daß in der Erinnerung der zähe Kampf in den Erlen kaum mehr eine Rolle spielt. Da war die Elchkuh mit ihrem ganz jungen Kalb, die eines Morgens vor unserem Zelt stand, so nah, daß ich nur die Hände auszustrecken brauchte, um ihr rauhes Fell zu berühren. Sie war unhörbar, ganz sanft, viel zu schnell wieder verschwunden im Dickicht der Wälder. Adler glitten unangreifbar dahin, der Wind kam und ging, das Holz knackte, das Feuer verströmte Licht und Wärme. Gespräche und Schweigen lösten sich ab.

Morgen oder übermorgen würden wir auf den Highway an der Küste des Pazifik stoßen. Das Paradies der Ströme, Berge und Wälder, der Stachelschweine, der reifgrauen Murmeltiere, der verspielten Ottern, der Nerze, Füchse und Biber und der bezaubernden Eichhörnchen blieb zurück. Ich bilde mir nichts ein auf unsere Spuren, wie unwichtig sie sind. Aber ich finde, das sollte man wissen: Alaska ist die Möglichkeit, namenlose Abenteuer in unversehrter Wildnis zu erleben, und das nicht weiter als einige Meilen vom nächsten Highway entfernt.

Nicht nur die langen Gespräche auf dieser Wanderung, sondern auch die Unterhaltungen mit Leuten an der Ostküste (bei unserem viel zu kurzen Aufenthalt in den USA kann sich dies freilich immer nur um punktuelle Aussagen handeln, die aber in ihrer Einheitlichkeit der Meinung nicht unbedeutend sind) sowie Aufsätze in Zeitschriften („Wilderness Camping" u. a.) haben gezeigt, daß man in den USA hellhörig geworden ist. Das Mißtrauen gegenüber den Fortschrittspropheten, die in der Urbanisierung freier unberührter Natur in Erholungs- und Freizeitzentren die einzig erstrebenswerte „Erschließung" sehen, wächst. Man begegnet dieser neuen Empfindsamkeit gegenüber den Eingriffen des Menschen in die Natur in einem Land, das im Vergleich zu Mitteleuropa so ungleich reicher ist an endlos scheinender Weite der Steppen, Savannen, Wälder und Gebirge, ja an großen Flächen echter, nahezu unerreichbarer Wildnis. Die Stimmen mehren sich, die um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit kämpfen: Unterschiede zu machen zwischen erschlossener Natur (mit Parkplätzen, Hotel- und/oder Campinganlagen, Kanalisation, Elektrifizierung, Freizeitangeboten, Tennisplätzen, Bootshäfen u. a.) und jenen Teilen des Landes, die auch in Zukunft ausschließlich zu Fuß erreichbar sein sollten, unberührt von Zivilisation und Technik, ein Stück Wildnis, aus der eine Möglichkeit der Erneuerung für die Natur und den Menschen gleichermaßen sichtbar werden könnte.

Verfasserin: Renate Katarina Oswald,
D-8 München 21, Blumenauer Straße 31

Umweltprobleme im Alpenraum

Michael Schweikert

Einleitung

Als die Engländer zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Alpen zum „playground of Europe" machen wollten, glaubten damals viele nur an einen frommen Wunsch. Namen wie Kitzbühel, Gstaad, St. Moritz, Arosa, Zermatt, Val d'Isère und Chamonix haben uns eines Besseren belehrt. Der Massentourismus überflutet weite Alpenteile und verändert das Landschaftsbild. Die Industrie ist, auf ihrer Suche nach neuen Standorten und Arbeitskräften, tief in die Alpentäler vorgedrungen, da die Alpen in verkehrstechnischer und energiewirtschaftlicher Hinsicht kein nennenswertes Hindernis mehr darstellen. In den Karen, wo vor sechzig Jahren Gamsrudel wechselten, stehen heute 120 m hohe Staumauern, an deren Endpunkt die zu Großvaters Zeiten dahinstürmenden Wildbäche als klägliche Rinnsale hervortreten. In der Schweiz hinterlassen jährlich die sich selbst als umweltbewußt einschätzenden Bergsteiger und Hochtouristen in SAC-Hütten 150 t Abfälle, die zu 96 % aus leeren Metallbüchsen, zu 1 % aus Glas- und Plastikflaschen und nur zu 3 % aus Papier und Pappe bestehen. Hat noch vor 350 Jahren, auf der Reise nach Italien, die feine Gesellschaft die Vorhänge in ihren Sänften und Kutschen vorgezogen, um nicht das „schröcklich Eisgebirg" betrachten zu müssen, so schießen heute dank ihrer Finanzierungskraft Hotelbunker, Chalets und Appartements aus dem Boden, wie auch ihr Kapital den Bau von Seilbahnen und Skiliften ermöglicht, die Tausende von Menschen in die Gletscherregionen schaufeln. Kein Beispiel zeigt deutlicher den Wandel der wechselseitigen Beziehung Mensch—Gebirge. Sah der Mensch des 15. und 16. Jahrhunderts in den Alpen die feindliche, von Geistern und Dämonen beherrschte Umwelt, so ist er heute selbst zum Dämonen, zur Geißel seiner Umgebung und letztlich seiner selbst geworden. Im Jahre 1387 wurden in Luzern sechs Priester in den Kerker geworfen, die trotz behördlichem Besteigungsverbot den damals wegen seiner Ungeheuer und Geister gefürchteten Pilatus erstiegen hatten, um dem Aberglauben einen Streich zu spielen und ihre Mitmenschen hinsichtlich Hochgebirge und Alpinismus zu einem Umdenken zu veranlassen. Ergeht es den Umweltschützern nicht ähnlich, die einen Umdenkungsprozeß in der Öffentlichkeit bewirken möchten, aber von mächtigen Interessensverbänden durch eine Art modernen Kerker, nämlich durch Bagatellisierung ihrer Argumente und Vorspiegelung falscher Tatsachen, in ihrem Tun behindert, wenn nicht handlungstot gemacht werden. Auch im Alpenraum ist es mittlerweile „fünf vor zwölf" geworden, doch scheint man sich auf das Anprangern und Feststellen der Umweltschäden zu beschränken, und wo die Initiative zum Handeln ergriffen wurde, reichen die guten Vorsätze höchstens bis zum nächsten Grenzpfahl. Nachstehendes Zitat des Züricher Professors und Umweltschützers Emil Egli sollten wir uns immer wieder vor Augen halten: „Es gibt kein menschliches Leben ohne Technik. Aber es gibt noch viel weniger ein menschliches Leben ohne Natur. Denn die Technik ist nicht Trägerin des Lebens, sie ist lediglich eine Hilfe. Die Natur aber ist die tragende Basis, ohne welche das Leben Halt und Dauer verlieren müßte."

Anstehende Probleme im Alpenraum

Für den Bewohner des Ruhrgebietes wird der Alpenraum noch weitgehend eine „heile Welt" sein, die ihm, dem Erholungssuchenden, eben das bietet, auf das er zu Hause verzichten muß: Ruhe, reine Luft, saubere Gewässer und schmucke Dörfer, die weder durch Betonklötze verunziert, noch durch Zersiedelung bedroht sind. Doch schon die ständigen Bewohner dieser „heilen Lebensräume" wissen, daß nicht mehr alles heil und in Ordnung ist. Sie sind bereits mit Be-

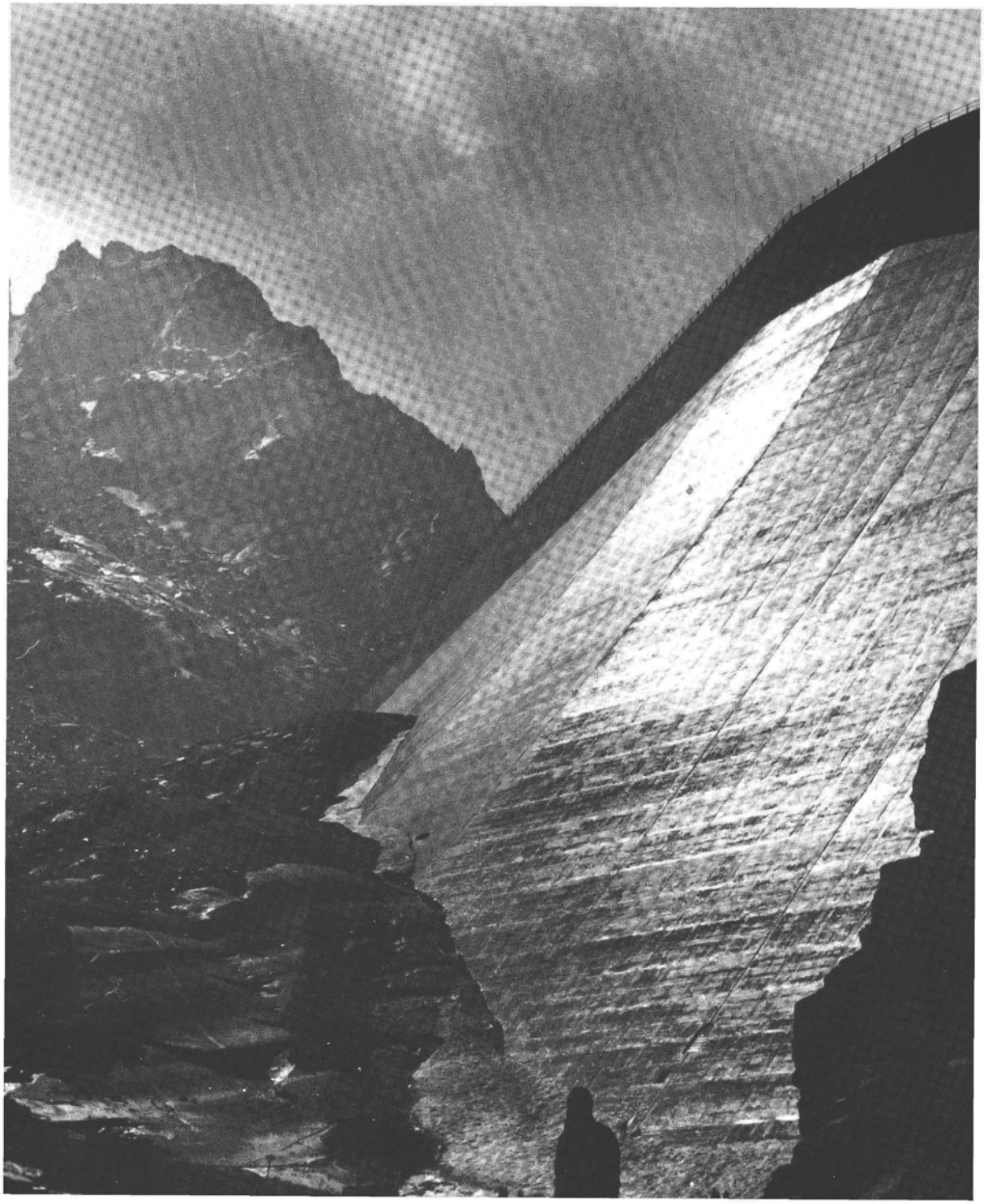
griffen wie Alpenplan, Übererschließung, Aktion saubere Berge usw. konfrontiert worden, die sie meist deshalb nicht interessieren, weil sie im Gegensatz zu ihren wirtschaftlichen Absichten stehen und ihnen die Einsicht fehlt, eigene Interessen denen der Gemeinschaft unterzuordnen. Sie vergleichen ihre eigene Umweltsituation mit der von Agglomerationsgebieten wie dem Ruhrpott und stellen, was zweifellos richtig ist, fest, daß sie noch reinere Luft atmen, weder in der Müll-Lawine zu ersticken drohen, noch phonstarke und staubintensive Walz- und Hüttenwerke in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft haben. Sie vergessen zu leicht, daß sich ihre Vergleiche an Extremen orientieren, daß ihre Umweltprobleme, zumindest in den alpinen Randzonen, auf dem besten Wege sind, sich denen industrieller Ballungszentren anzugleichen und in ihren Lebensräumen sich durch einen andersgearteten Landschaftshaushalt wesentlich unterscheidende Umweltprobleme ausprägen.

Kaum jemand wird glauben, daß die Reinheit der Luft im Alpenraum ernsthaft bedroht ist. Dennoch häufen sich seit geraumer Zeit Meldungen, die von ersten „Alarmsignalen" bezüglich *Luftverschmutzung* sprechen. Die Klagen reichen, laut Frank Nietruch, von Schädigungen durch Aluminiumfabriken in den französischen Alpen bis zu erheblichen Belästigungen im „Dieselparadies Arlberg". Bei Ballungszentren in alpinen Randlagen wie München, Linz und Wien gelten zur Beurteilung der Luftqualität bereits die gleichen Maßstäbe wie bei Aktivräumen des Flachlandes. Die durch den geologischen Aufbau bedingte Ansiedlung der staubintensiven Zement- und Baustoffindustrie in den Tälern der Kalkalpen leistet einen nicht unerheblichen Beitrag zur Luftverschmutzung. Frank Nietruch bemerkt ferner: „Besonders nachteilig wirkt sich für alpine Gebiete die Kessellage aus. Wetterlagen mit geringem vertikalen Luftaustausch, bei denen sich die Luftschadstoffe in Bodennähe bis zu sehr hohen Konzentrationen ansammeln, treten zwar auch im Flachland auf. Sie kommen aber in solchen Talkesseln weit häufiger vor und wirken sich durch die orographische Stabilisierung und Verhinderung selbst eines begrenzten Luftaustauschs durch die Bergflanken sehr viel stärker aus. Aus diesem Grund ist die Ansiedlung von staub- und abgasintensiver Industrie im alpinen Bereich grundsätzlich problematisch." In der Nähe solcher Betriebe wäre es ratsam, *Imissionsschutzwälder* zu schaffen, die, wenn sie auch keine Abhilfe brächten, doch eine Verringerung der Immissionsbelastung bedeuten würden. So kann z. B. ein 55jähriger Fichtenbestand pro Jahr und Hektar 42 t Staub binden. Der Staub wird durch die Regenfälle von den Nadeln abgewaschen und im Waldboden gebunden. Auch konnte beobachtet werden, daß die durch den Fallout verursachte Radioaktivität der Luft durch die Wälder im Jahresdurchschnitt um fast die Hälfte gesenkt wurde.

Das *Gletscherwachstum* seit 1950 ist möglicherweise nicht nur auf die klimatische Abkühlung der Erde zurückzuführen, sondern darüber hinaus auch auf die zunehmende Luftverschmutzung. Industrieabgase und Kfz-Verbrennungsrückstände verursachen eine Trübung der Atmosphäre, die zwar die Wärme auf der Erde länger zurückhält, aber andererseits verhindert, daß wärmende Sonnenstrahlen mit voller Energie auf die Erde treffen. Daraus resultiert bei zunehmender Luftverschmutzung eine Beschleunigung des Gletscherwachstums.

Zum Problem der Luftverschmutzung im Alpenbereich lassen wir abschließend nochmals Frank Nietruch zu Wort kommen, der *qualitative Luftuntersuchungen E. Webers im*

Seite 173: „Es gibt kein menschliches Leben ohne Technik. Aber es gibt noch viel weniger ein menschliches Leben ohne Natur. Denn die Technik ist nicht Trägerin des Lebens, sie ist lediglich eine Hilfe. Die Natur aber ist die tragende Basis, ohne welche das Leben Halt und Dauer verlieren müßte"
Prof. Emil Egli.
Foto: R. Lindner



Gebiet von St. Moritz und der Zugspitze näher erläutert und analysiert.

„Schwefeldioxid (SO_2) wird auf Grund seines Vorkommens in fast allen Feuerungsabgasen — Kohle und Heizöl enthalten bis zu mehreren Prozenten Schwefel — und seiner guten spuranalytischen Erfaßbarkeit häufig als Indikator für die allgemeine Luftbeschaffenheit verwendet. Nach dem Verlassen der Schornsteine wird diese Substanz in der Luft allmählich zu Schwefelsäure umgewandelt. Die schwebenden schwefelsauren Partikel können schließlich vom Regen ausgewaschen werden und gelangen dann mit dem Niederschlag auf den Boden. Dort können sie in Staub- und Niederschlagsproben als lösliche und unlösliche Verbindungen der Schwefelsäure (Sulfate) nachgewiesen werden. In dicht besiedelten Gebieten wird bei Luftuntersuchungen ein Verhältnis von primärem Schwefeldioxid zum Endprodukt Sulfat von etwa 10 : 1 gefunden. Dieses Verhältnis verschiebt sich mit zunehmender räumlicher Entfernung von der Schwefeldioxidquelle zu Gunsten der Sulfatkonzentrationen, so daß sich umgekehrt durch die Ermittlung dieses Verhältnisses die Entfernung der Abgasquelle abschätzen läßt. Die gesundheitlich zulässige SO_2-Konzentration in der freien Atmosphäre wurde auf 500 Mikrogramm festgelegt (sog. MIK-Wert). Die in den Reinluftstationen der Alpen und Mittelgebirge gemessenen Schwefeldioxidkonzentrationen liegen im Jahresmittel dagegen stets unter 10 Mikrogramm Schwefeldioxid. Bei Untersuchungen am südlichen Ortsrand von St. Moritz fand E. Weber im Sommer bei NO-Winden (die Abgase aus St. Moritz-Bad und St. Moritz-Dorf trieben also auf die Meßstelle hin) einen ausgeprägten Tagesgang der SO_2-Konzentration, die in den Nachtstunden auf 3 Mikrogramm abfiel und am Tage bis 16 Mikrogramm anstieg. Dagegen lag bei südlichen Winden (Maloja-Wind) die SO_2-Konzentration tags und nachts gleichbleibend bei rund 4 Mikrogramm. Das Verhältnis von Schwefeldioxid zu Sulfat lag bei NO-Winden bei 10 : 1, was auf nahegelegene Abgasquellen hinweist. Beim reineren Malojawind betrug der Sulfatanteil das Dreifache, was darauf hindeutet, daß die von ihm mitgeführten Schwefelverbindungen aus großen Entfernungen stammen. Aus diesen Tatsachen ersieht man, wie auch verhältnismäßig unbedeutende Abgasquellen eines kleinen Ortes die Luftbeschaffenheit eines größeren Gebietes beeinflussen können. Entsprechende Messungen im Winter müßten noch stärkere Auswirkungen ergeben, da der Verbrauch an Heizmaterial und die Neigung zu austauscharmen Wetterlagen in dieser Jahreszeit erhöht sind.

E. Weber fand auf der Zugspitze eine zwanzigfach höhere Konzentration von Schwefeldioxid als in der Luft von St. Moritz. Daraus wird erkennbar, daß die Luftmassen, die mit den in Europa vorherrschenden westlichen Winden in den Alpenraum einfließen, aus den mitteleuropäischen Industriegebieten merkliche Mengen an Luftverunreinigungen mit sich führen. Der größte Teil dieser Stoffe wird dann durch die Stauregenfälle an der Alpen-Nordflanke ausgewaschen. Dadurch nimmt die Menge dieser Schadstoffe nach Süden ständig ab und die Luftqualität zu.

Die Analyse der Schwefeldioxidkonzentrationen und die Bestimmung des Sulfat-Schwefeldioxidverhältnisses verschiedener alpiner Stationen unter unterschiedlichen meteorologischen Bedingungen geben wertvolle Hinweise auf den Transport der Luftschadstoffe mit Luftströmungen aus den großen europäischen Ballungsgebieten in den alpinen Raum."

Neben der Luft macht auch das Wasser den Verantwortlichen im Alpenraum Sorgen. Die *Wassergüte* kann z. B. im bayerischen Alpengebiet abgesehen von Inn, Tiroler Ache und der Traun, die Wasser der Güteklasse II bis IV, das heißt kritisch belastet bis übermäßig verschmutzt, führen, als relativ gut bezeichnet werden, obwohl eine stetig steigende Beanspruchung des alpinen Flußnetzes durch die vermehrte Ansiedlung von Industriebetrieben einerseits und der Zunahme des Massentourismus und der Zweitwohnsitze andererseits, zu beobachten ist. Die einzelnen Gemeinden verfügen, wenn überhaupt, nur über gänzlich unzureichende Möglichkeiten zur Behandlung ihrer Abwässer und Abfälle. Viel größere Probleme jedoch wirft in den Alpenländern die *Wasserbeschaffung* auf. Hören wir zu

diesem Thema die Tiroler Tageszeitung vom 30. 6. 1973: „Unter dem Titel: ‚Unser täglich Wasser erhalte uns', befaßt sich Univ.-Prof. Dr. Anton Hittmair, Innsbruck, mit einer Bilanz über Tirols Wasserkräfte. Diese sind, so führt er aus, für den industriellen Energiebedarf fix und fertig ausgeplant. Man hat auch schon errechnet, wann etwa die Wasserkräfte bis zum letzten Tropfen ausgenützt sind und man sich nach anderen Energiequellen umsehen muß. Es wäre aber auch interessant, zu wissen, wieviel naturreines Quellwasser dann der Bevölkerung und den Gästen noch zur Verfügung stehen wird ... Heute bezieht schon Holland Trinkwasser aus Norwegen und Kaprun ist in das Exportgeschäft mit Quellwasser eingestiegen. Schon wird im Fernsehen für gutes, in Flaschen abgezogenes Wasser geworben. Selbst in Innsbruck wird das Quellwasser aus der Nordkette und von Mentlberg bedrohlich knapp. Wie steht es in den Tälern und Fremdenverkehrsorten? Es wird Zeit, sich nicht nur darüber Gedanken zu machen, sondern zu einer Bestandsaufnahme zu schreiten."

Nicht nur die Tiroler haben diese Sorgen, auch in München wird das Wasser knapp, das man zukünftig per Fernleitung aus Garmisch zu beziehen gedenkt. Wieder wird der Industrie der Vorrang vor dem Menschen eingeräumt. Das Wasser scheint in den Druckrohren der Kraftwerke wichtiger als in den häuslichen Leitungen zu sein. Natürlich benötigen wir Energie, aber für diesen Preis? Sogar für die konventionellen Dampfkraftwerke wurde neuerdings ein Abgasfiltrierungsverfahren entwickelt, das als nahezu ideal angesehen werden kann.

Das wohl größte Umweltproblem in den Alpen überhaupt ist das der *menschlichen Eingriffe in die Natur- und Kulturlandschaft des alpinen Raumes,* hervorgerufen durch die zunehmende Industrialisierung, durch den immer weiter ausgreifenden Massentourismus, durch das Ansteigen der Zweitwohnsitze, durch den Ausbau des Verkehrsnetzes und durch die die Landschaft zerstörenden Kraftwerkbauten. Man scheint sich international in der Notwendigkeit einer alpinen Raumordnung einig zu sein, wie folgende Notiz in der New York Times beweist: „Bei Anhalten des gegenwärtigen Baubooms wird es in fünfzig Jahren keine Baulücke mehr zwischen Bodensee und Berchtesgaden, zwischen München und Mailand geben. Mehrstöckige Appartements mit Gletscherblick werden die Alpenregion beherrschen, deren Attraktion nicht mehr Bergler und Bergbauern sein werden, sondern die gezackten Silhoutten einer zusammenwachsenden ‚Exurbia'."

In der Tat verhält es sich so. Die alpine Landschaft steht vor dem Ausverkauf und ist zum Spekulationsobjekt geworden. Adi Mokrejs bezeichnet diese letzte Erschließungsphase als die „Prostitution der Berge". Bauernhäuser und Almhütten weichen Hotelsilos und Chalets, Starkstromleitungen und Skizirkusse machen den Wäldern ihren Platz streitig. Straßen werden mit öffentlichen Mitteln gebaut, um Bauherren und Besitzern von Appartements und Liften bei der Wertsteigerung ihrer Objekte behilflich zu sein. Der Feriengast ist König, Opportunismus und Doppelzüngigkeit feiern „fröhliche Urständ", Politiker weichen Entscheidungen aus, die sie Popularität und Wählerstimmen kosten, Umweltschutz zählt für die Industrie, wenn er sich vermarkten läßt und für den einzelnen ist er eine feine Sache, solange er nicht weh tut. Gipfel um Gipfel wird durch Seilbahnen und Lifte verdrahtet, obwohl laut Dir. Schmidt von der Zugspitzbahn AG sich weniger als die Hälfte aller alpinen Beförderungsbetriebe rentieren. Wie weit es mit der Argumentation der Seilbahnbefürworter her ist, die der Öffentlichkeit weismachen will, daß die vorhandene Kapazität nicht ausreiche und die alten Menschen „nur" das Hochgebirgserlebnis bescheren will, wobei man letzteres Argument als Nächstenliebe mit Hintergedanken bezeichnen könnte, wird endlich jedem klar geworden sein. Aber lieber lebt man mit Defizit und baut jetzt sogar „Schnellbahnen", wie folgende Notiz aus der Zeitschrift Alpinismus besagt: „Ein zweites Bergbahnprojekt soll im Bereich des Kitzsteinhorns bei Kaprun realisiert werden. Es handelt sich hierbei um eine „Schnellbahn", die stündlich rund 1200 Personen in die Gletscherregion baggern soll. Die fast vier Kilometer lange Strecke der neuen Bahn wird die ersten 600 Meter über eine Stahlbrücke

und dann in einer Röhre unterirdisch geführt. Die Talstationen der Gletscherlifte liegen alle in näherer Umgebung des Alpincenters, dessen Mittelpunkt — ein großes Restaurant — noch heuer zu bauen begonnen wird."

Veränderungen in der alpinen Kulturlandschaft, z. B. durch das Vergrasen der Matten, sind unausbleiblich, sollten sich die Alpenstaaten nicht dazu durchringen, ihren Bergbauern durch Subventionen wenigstens das Existenzminimum zu sichern. Tritt dies nicht ein, so wird eine Abwanderung der Bergbauern und das Auflassen der Höfe nicht zu verhindern sein. Die Schweiz und Österreich haben sich bereits zu diesen Maßnahmen veranlaßt gefühlt. Die Schweiz zahlt seit 1959 bis zu DM 3600,— und Österreich bis zu DM 315,— jährlich an ihre Bergbauern aus. Mit die gröbsten Veränderungen des ursprünglichen alpinen Landschaftsgefüges stellen die Kraftwerkbauten in den Hochregionen dar. Die energiewirtschaftliche Nutzung des Moserbodens, des Zillertales und der Verzasca sind tragische Beispiele einer nur am Profit orientierten Gesellschaft. Ganze Dörfer und Naturdenkmäler versinken in den Fluten der Stauseen. Einer Aktionsgemeinschaft in Mayrhofen gelang es den Zillergrund wenigstens bis zum Jahre 1980 vor dem Zugriff der bauwütigen Energieplaner zu bewahren. Die Ferien- und Freizeitmanager kennen keine Skrupel. Schon strecken sie ihre Hände nach bestehenden Nationalparks aus. So ist innerhalb des Nationalparks Stelvio (Stilfser Joch) eine Skiarena Ortler geplant und im französischen Nationalpark Mecantour zeigt man sich noch dreister, indem man mit dem Bau von Liftanlagen und Hotels begonnen hat. Ebenso ist die Planung des Nationalparks Hohe Tauern durch den Erschließungsplan Sonnblickmassiv, wie auch durch den Plan eines Großspeicherkraftwerks im Kalser Dorfertal gefährdet.

Wie selbst staatliche Stellen dem Vernehmen nach mit dem Kapital Alpenlandschaft umgehen, zeigt das Beispiel des für das Naturschutzgebiet „Königssee" zuständigen Forstamts. Hören wir hierzu Dieter Kadner: „Selbst in dem Vollnaturschutzgebiet Königssee ist die Forstbehörde bei bestimmten forstwirtschaftlichen Maßnahmen lediglich verpflichtet die Naturschutzbehörde zu hören. Wird also dort eine Forststraße projektiert, hört die Forstbehörde die Naturschutzbehörde an. Letztere kann zwar Bedenken oder gar schwerwiegende Bedenken geltend machen. Rechtlich ist es aber der Forstbehörde möglich, die vorgesehene Planung trotz Einspruch der Naturschutzbehörde zu verwirklichen." Kenner der Berchtesgadener Szene wissen, daß die Forstbehörde im hinteren Endstal stillschweigend Erde bzw. Schotter zum Straßenbau abgetragen hat. Dieser Eingriff in einem Naturschutzgebiet wurde zwar durch Auflage höherer Stelle wieder rückgängig gemacht, doch zeigt allein das Geschehen, wie es mit dem Umweltbewußtsein jener steht, die durch Funktion und Beruf mit für eine intakte Umwelt verantwortlich sein sollten. *Weitere Probleme tauchen bei Umweltschutzmaßnahmen, Konferenzen und anderweitigen Initiativen in starkem Maße auf.* Einige Beispiele möchte ich hier zur Verdeutlichung aufführen.

Die Jäger des Alpengebietes haben sich zu sehr als Heger verstanden. Zu starke Rotwildbestände, die vor allem in den Kulturen verheerende Schäden anrichten, waren die Folge. Das Gebot der Stunde: Die Wildbestände sind auf ein erträgliches Maß zurückzuführen. Davon möchten die Jäger nichts

Seite 177: Im Gegensatz zu vielen anderen Tierarten ist das Rotwild nicht vom Aussterben bedroht. Im Gegenteil: Besorgt um stets ausreichende Stückzahl für die Jagd, hat es der Mensch in einer Weise gehegt, daß die Vermehrung dieser Wildart zur Gefahr für die Wälder — den Lebensraum des Rotwilds — wird. Gesunde Waldbestände können vielerorts wegen des Verbisses durch Hirsche und Rehe ungeschützt nicht mehr nachwachsen: Ein Symboltier also fast für die „Umweltsituation" des Menschen? Nur — der Hirsch kann nichts für seine Situation!
Foto: M. Danegger

wissen, die nach wie vor ihre kapitalen Hirsche erlegen möchten. Die Jäger sehen anscheinend nicht ein, ihre Interessen denen der Allgemeinheit unterzuordnen.

Die Almbauern glauben vom Staat betrogen zu werden, der von ihnen die Schaffung von Almnutzungsgenossenschaften fordert, um durch straffe Zusammenfassung eine Verminderung der Almanzahl zu erreichen, deren freigewordene Flächen durch Aufforstung dem Wald zurückgewonnen werden. Der Wald, als natürlicher Umweltverbesserer, der über die bereits genannte Aufgabe des Immissionsschutzwaldes hinaus auch Bedeutung als Wasserschutz-, Bodenschutz-, Lawinenschutz- und Erholungswald erlangt, ist dahingehend von der Almwirtschaft bedroht, indem die Rinder durch Verbiß einerseits und durch Niedertreten der Grasnarbe andererseits der Erosion Angriffsflächen schaffen. Die Bergbauern weigern sich beharrlich, einige ihrer Almen aufzulassen, obwohl das neue bayerische Naturschutzgesetz die Behörden jederzeit in die Lage versetzt, Grundstücke, also auch Almen, zu enteignen.

Der von Dr. Helmut Karl ausgearbeitete „Alpenerschließungsplan", der das bayerische Alpengebiet in drei Zonen einteilt, ist inzwischen, nachdem durch das bayerische Staatsministerium für Landesentwicklung und Umweltfragen weitere Gesichtspunkte in die Planung einbezogen wurden, zum Muster einer gesamteuropäischen alpinen Raumordnung geworden. Der Plan sieht eine Einteilung in drei Zonen vor. Die Zone A ist dabei die Zone der technisch vermittelten Erholung, die Zone B die der bedingten Erschließung und die Zone C die der ruhigen Erholung. Grundsätzlich, so sagt Hans Hintermeier in seinem Aufsatz: „Schutz der Bergwelt", wurde fast überall dem Plan zugestimmt, im Detail aber gab es durchweg Einsprüche. Fast jede Gemeinde, falls von der Ruhezone berührt, wollte sich die Möglichkeit zum Bergbahnbau offenhalten. Es hatte den Anschein, als ob auch nichtkatholische Gemeindevertreter heftigst nach dem heiligen Florian gerufen hätten. Wiederum sieht man die These bekräftigt, daß Umweltschutz nur dann eine gute Sache ist, wenn er nicht weh tut, das heißt, wie in diesem Fall die Gewerbesteuer nicht ausbleibt. Wie soll man dem Normalbürger die Notwendigkeit des Umweltschutzes klarmachen, wenn z. B. die politischen Parteien ihre parteipolitischen Querelen der Problematik des Umweltschutzes voranstellen und die Konferenzen der Regierungschefs in Sachen Umweltschutz als Versuche werten, „nach dem Muster der Geheimdiplomatie undemokratisch und einseitig Lösungsmöglichkeiten für die Probleme des Alpenraumes festzuschreiben und der Bevölkerung aufzuzwingen".

Die Schwerfälligkeit der staatlichen Stellen leistet ihr übriges. Jahrelangen Forderungen nach einer europäischen Alpenraumordnungskonferenz wurde immer noch nicht entsprochen, wenn auch eine Koferenz in Bad Wiessee, die unter dem Leitbegriff: „Zwischen Ökonomie und Ökologie" stand, eine Annäherung der Standpunkte brachte. Zukünftig will man sich um eine grenzüberschreitende Raumplanung zur Rettung der Alpengebiete bemühen.

Die Umweltschäden im Alpenraum sind, von der Zersiedelung einmal abgesehen, noch nicht so schwerwiegend wie in den Agglomerationsgebieten. Dennoch dürfen wir nicht übersehen, daß der Alpenraum in zunehmender Weise Gefahr läuft, irreparable Umweltschäden zugefügt zu bekommen. Deshalb sollte man jetzt mit aller Kraft Maßnahmen zum Schutze dieses Lebens- und Kulturraumes ergreifen, um es gar nicht soweit wie in den Agglomerationsgebieten kommen zu lassen. Ist der Umweltschutz im Flachland in seiner derzeitigen Phase mehr ein Kampf gegen Verschmutzungen und deren Verursacher, so ist er gegenwärtig in den Alpen ein Kampf gegen Bodenspekulation und Zersiedelung. Die Politiker sind aufgerufen, auch unpopuläre Maßnahmen zu ergreifen und die Interessenverbände, endlich die Notwendigkeit einer intakten Umwelt zu erkennen und ihre Interessen denen der Allgemeinheit unterzuordnen.

Verfasser: Michael Schweikert,
D-7101 Hölzern, Gde. Eberstadt,
Heilbronner Straße 18

Dumpfe Täler, lichte Höhen und umgekehrt

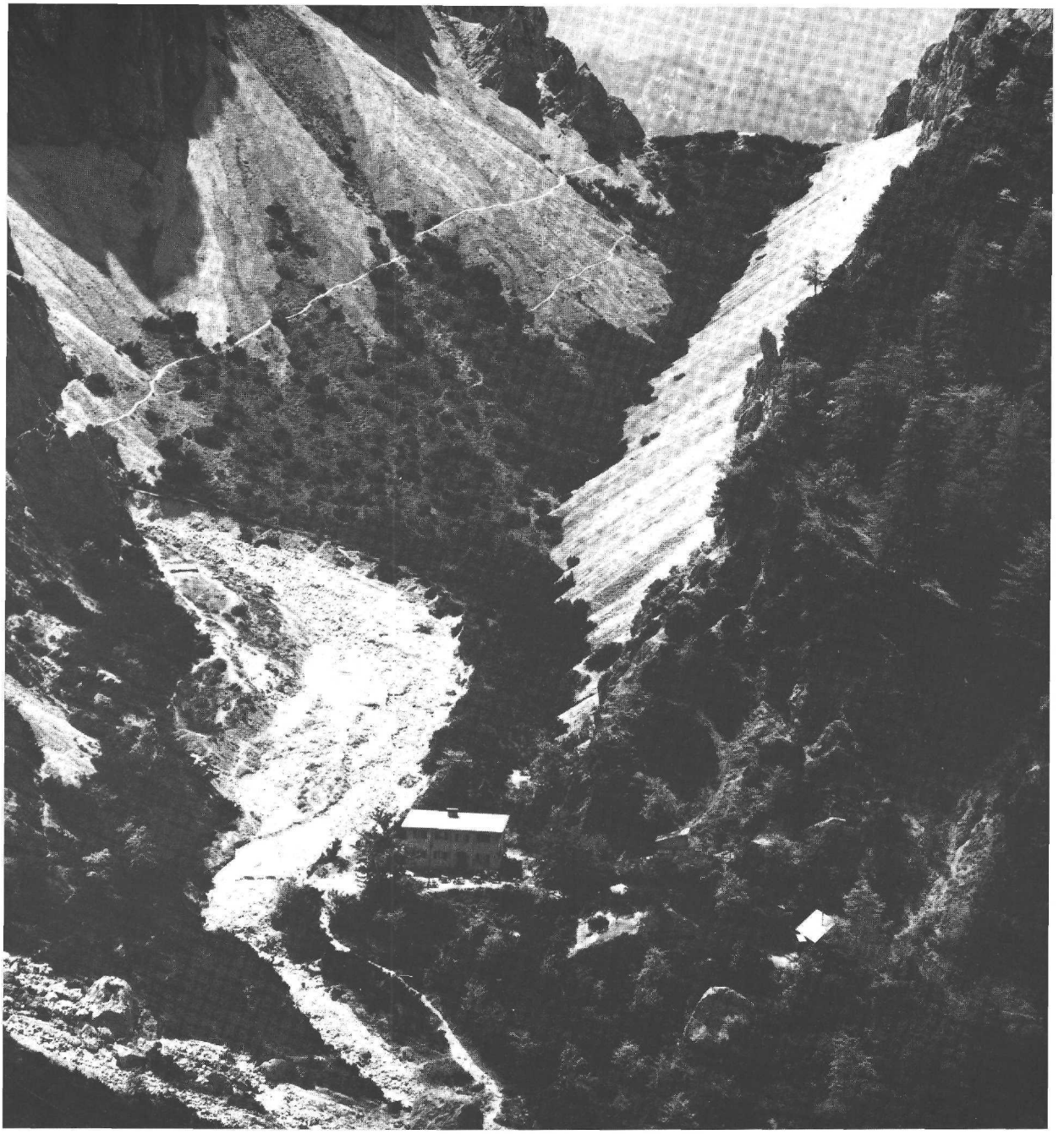
Die Stellung des Bergsteigens in der Gesellschaft

Peter Baumgartner

„Wir sind heraufgestiegen aus den dumpfen Tälern, um die freie Luft der Sonnenhöhe zu atmen. Dort unten waltet der Geist der Enge, in den Gassen wird der Blick der Menschen kurzsichtig, da wächst der fressende Neid und der Haß, es herrscht ärmliche Parteiung und Schmutz", so schreibt *Eugen Guido Lammer* in seiner „Bergpredigt" und muß sich dafür von *Albert Maurüber* sagen lassen, daß „die Touristik der Intellektuellen mit der Tragikomik eines Don Quichotte behaftet (ist): Sie stürmen gegen die Bergwelt, um nicht die Ausbeutung zu sehen; sie kämpfen gegen die Natur, um nicht gegen die herrschende Klasse zu kämpfen" (Naturfreund 1928).

Seit der Alpinismus intellektuell geworden ist — d. h.: seit es ein Bergsteigen bewußt um des Bergsteigens willen gibt — ist seine Beziehung zur Arbeit, zum Alltag, zur Nicht-Freizeit schizophren. Für die fürstbischöflichen und großbürgerlichen Väter des Bergsteigens war dieser Gegenstand freilich nicht problembehaftet. Alle ihre Unternehmungen waren schließlich Arbeit, was man genauso gut umgekehrt sagen kann: Sie waren immer frei in der Verwendung ihrer Zeit.

Ob es in dieser alpinistischen Urzeit außer Fürsten, Bischöfen, vermögenden Privatgelehrten und ihren Beauftragten noch andere Bergsteiger gegeben hat, Menschen der arbeitenden Stände, die ihres Vergnügens wegens auf Berge kletterten, das kann für die Alpingeschichte ein Streitgegenstand sein; für unser Thema ist es ohne Belang. Fest steht, daß Jäger, Bauern, Handwerksburschen, Hirten oder was immer diese Ungenannten der alpinen Frühgeschichte gewesen sein mögen, ihr Bergsteigen nicht als Gegensatz zur Arbeits- und Alltagswelt erlebt haben können, weil es die strenge Unterscheidung zwischen Arbeit und Freizeit vor der Industrialisierung nicht gegeben hat. Zwischen Aufstehen und Schlafengehen lag für die Menschen vor der Industrialisierung eine Zeitspanne, deren Ablauf festgelegt, fast ritualisiert war: die gemeinsamen Mahlzeiten im „Haus"; die Feierabende der Handwerker, die vom Meister „angesagt" wurden; die Stunde der „Lichtfeier", in der das Gesinde eines Bauernhofes arbeitsfrei war, bis die Hausfrau den Span oder den Unschlitt angezündet hatte und sich jeder noch eine „grobe" Arbeit suchte, für die man auch mit dem geringen Licht das Auslangen fand; und schließlich die Feiertage der Kirche oder die „Freitage" der Handwerkszünfte, deren Gestaltung ebenfalls nicht dem einzelnen überlassen blieb, sondern durch religiöse Vorschriften oder durch die „Zunftrollen" („Die Gesellen besuchen das Ratshaus, um dort ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu beraten") jeweils anbefohlen war. Wenn ein Bauernbursch in solchen Freizeiten zwischendurch auf einen Gipfel gestiegen ist, so kann ihm das nicht viel anderes bedeutet haben als dem Kollegen vom Nachbarhof der Tag, an dem die scheckige Kuh gekalbt hat, und dem Handwerksgesellen in der Stadt jene Nacht, in der das Rathaus brannte. Die Zeit zwischen Morgen und Abend, zwischen Geburt und Tod war ein stetiger Fluß, dessen Lauf man im voraus wußte. Erst die Industrie hat den Tag streng unterteilt in Arbeit und Freizeit. Erst die Industrie hat aber auch Arbeitsbedingungen geschaffen, denen der Mensch täglich entfliehen mußte, um sie täglich von neuem ertragen zu können. Die Geburt des bürgerlichen Alpinismus fällt vielleicht doch nicht zufällig in die Zeit des Frühkapitalismus, in der immer mehr Menschen die Mittel hatten und damit die Wege suchten, einem Alltag zu entfliehen, in dem sich die sozialen Gegensätze immer mehr zuspitzten. Aus diesen beiden Wurzeln dürfte die — bis vor wenigen Jahren konsequent artikulierte — Interesselosigkeit der Bergsteiger an der Alltagswelt stammen: Aus der Tatsache einerseits, daß die hochherrschaftlichen Väter der Bergsteigerei überhaupt keine Arbeits- und Freizeitprobleme kannten sowie andererseits aus der Flucht der bürgerlichen Touristen vor den Problemen des Frühkapitalismus in den „Sport der roman-



Im Haindlkar; rechts unten, etwas versteckt, die alte, links daneben die neue Haindlkarhütte. „So wie der Wiener Kaffeehauspoet Peter Altenberg in Kurrehmers Deutschem Literatur-Kalender als Adresse angab: ‚Wien, 1. Bezirk, Café Central', so hätten ein Fritz Kasparek, Sepp Brunhuber, Hans Schwanda eigentlich ‚Steiermark, Haindlkarhütte', anführen müssen." Foto: J. Winkler

tischen Reaktion", wie Helmut Wagner den Alpinismus nannte (Sport und Arbeitersport, Berlin 1931). Diese Flucht erwies sich also so wirkungsvoll, daß schließlich auch die Arbeitertouristen bei ihren nichtbergsteigenden Kampfgenossen in den Verdacht gerieten, „ausnahmslos ... Deserteure aus dem Klassenkampf" zu sein (Albert Maurüber, Naturfreund 1928).

Symbol Haindlkar

Die Zwischenkriegszeit hat mit ihren Arbeitslosenproblemen jedenfalls nicht dazu beigetragen, die Arbeitswelt für Bergsteiger interessanter zu machen. Kurt Maix hat in dem Bergsteigerroman „Spangaletti" (Berlin 1944) den Typ des Arbeiterbergsteigers charakterisiert, der über kein Geld aber unbegrenzte Freizeit verfügte: „So wurde Schani ein Meister im Fels, im Eis, ein König in seiner Welt ... Und die Trostlosigkeit und das Elend der Arbeitslosigkeit in der Stadt kamen nicht an ihn heran. Er sah manche versinken in dem Sumpf des Nichtstuns. Er sah aber auch viele, die es so machten wie er, die sich nicht unterkriegen lassen wollten ..."

Viele von denen, „die sich nicht unterkriegen lassen wollten", lebten damals im Haindlkar. Die alte Haindlkarhütte im Gesäuse wurde zum Symbol für dieses Bergsteigen als Lebensauffassung. So wie der Wiener Kaffeehauspoet Peter Altenberg in Kurrehmers Deutschem Literatur-Kalender als Adresse angab: „Wien, 1. Bezirk, Café Central", so hätten ein Fritz Kasparek, Sepp Brunhuber, Hans Schwanda damals in der Zeit zwischen den beiden Kriegen als Wohnadresse eigentlich „Steiermark, Haindlkarhütte", anführen müssen. Daß sie auch noch in Wien, diesem ungewollten Wasserkopf eines ungeliebten Klein-Österreich eine Wohnung hatten, war Zufall oder Tradition. Ihr Leben spielte sich in den Bergen ab.

Noch in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg ist der Sinn der Bergsteigerei als Flucht vor dem Alltag nicht in Frage gestellt. Außer dem „geistigen Beharrungsvermögen" (um das Wort „Trägheit" zu vermeiden) werden dafür wohl auch noch andere Gründe mitverantwortlich gewesen sein: die Möglichkeit, in den Bergen einem Konkurrenzkampf zu entfliehen, den man entweder nicht wollte, oder dem man nicht gewachsen war; der alpine Nachholbedarf jener Bergsteiger, deren Kletter-Karriere durch den Krieg unterbrochen worden war.

Bis in die Wirtschaftswunderzeit war also das gesellschaftspolitische Klima der Auseinandersetzung zwischen dem Bergsteigen und dem Alltag eher hinderlich. Und noch im Jahre 1958 schrieb Gilbert Tassaux in den ÖAV-Mitteilungen: „Wir bergsteigen nicht, um Kräfte für unsere Arbeit zu sammeln, sondern wir arbeiten, weil wir zum Bergsteigen Geld brauchen."

Bergsteigen heute

Diese Flucht-Bewegung kann man im Bergsteigen von heute zweifellos nicht mehr eindeutig nachweisen. Als ein Rückzugsgebiet für Alltags-Flüchtlinge ist das Bergsteigen einfach deshalb nicht mehr uneingeschränkt zu bezeichnen, weil die Industriegesellschaft praktisch allen ihren Mitgliedern die „bürgerliche" Entwicklungsmöglichkeit im Arbeits-Alltag gestattet, ohne sie dadurch zugleich vom Bergsteigen auszuschließen. In einer Gesellschaft, die breiten Bevölkerungsschichten gerade das Lebensminimum garantiert, haben sämtliche aufwendigen Freizeitbeschäftigungen keine breiten Entwicklungschancen; die Krisengesellschaft der zwanziger Jahre etwa stellte viele Menschen vor die Alternative, entweder Bergsteiger oder Erwerbstätiger zu sein. Heute haben wir es in der Regel mit Erwerbstätigen zu tun, die bergsteigen. Der Bergsteiger im ursprünglichen Sinn dieser Alles-oder-nichts-Definition, der Mensch, der „den Bergen verfallen" ist, existiert noch als Ausnahme von der Regel. Für ihn wäre der Stellenwert, den das Bergsteigen in seinem Leben einnimmt, einfach bestimmbar. Für den Regelfall, der sich im Beruf bewährt, seiner Rolle in anderen Gesellschaftsstrukturen (etwa Familie) gerecht wird und damit das Bergsteigen verbindet, ist dieser Stellenwert noch nie ernsthaft untersucht worden und unbekannt.

Eine in diesem Zusammenhang sehr berechtigte Frage ist, wozu man diesen Stellenwert überhaupt bestimmen soll. Die Antwort darauf lautet, daß das Engagement der Bergsteiger am Bergsteigen und all seinen Institu-

Seite 183:
Aufstieg zur Weißen Frau (Blümlisalpgruppe). „Hier wird also nicht gefragt, warum ein Mensch bergsteigt, sondern wie (in welchem Umfang) er — bestenfalls — bergsteigen kann."
Foto: R. Karl

tionen von dem Wert abhängt, den die Bergsteiger ihrem Tun selbst zuerkennen; zum anderen ist unmittelbar dadurch auch die Stellung des Bergsteigens innerhalb der Gesellschaft beschrieben, denn bei der relativ großen Zahl von Bergsteigern, die es etwa in den Ländern Mitteleuropas gibt, müßte sich deren Selbstverständnis in der öffentlichen Meinung niederschlagen.

Zwei Wege

Es gibt nun zwei mögliche Wege, dieses Selbstverständnis zu ermitteln. Einerseits kann man die Motivation der Bergsteiger bestimmen. Wenn man weiß, warum ein Mensch bergsteigt, und wenn man weiß, wie stark seine Motivation dazu ist, dann kennt man auch den Rang, den das Bergsteigen in seinem Leben einnimmt. Eine Motivationsforschung allerdings, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügen würde, erfordert Mittel, die heute in den am Ergebnis interessierten Institutionen — in den alpinen Vereinen — nicht vorhanden sind. Eine einfache Mitgliederbefragung, wie sie in den Vereinen bereits mehrfach durchgeführt worden ist, bietet natürlich eine brauchbare Entscheidungshilfe, stellt aber keine Motivationsanalyse dar, vor allem weil das Regulativ — die Gruppe der Nicht-Motivierten, sprich: Nicht-Vereinsmitglieder — fehlt.
Der zweite mögliche Weg ist der einer soziologischen Eingrenzung jener Stellung, die das Bergsteigen in der Gesellschaft haben kann. Hier wird also nicht gefragt, *warum* ein Mensch bergsteigt, sondern *wie* (in welchem Umfang) er — bestenfalls — bergsteigen kann. Der Nachteil dieser Methode ist evident: Ihre Ergebnisse sind notwendig ungenau. Ihr Vorteil ist aber ebenso deutlich: Sie ist erstens durchführbar, und sie liefert zweitens Ergebnisse, mit denen man sofort etwas anfangen kann.

Sowohl zum Nachteil als auch zum Vorteil dieser Methode sind einige Bemerkungen am Platz, da wir uns hier in einem Gebiet bewegen, wo sich die Geister weltanschaulich scheiden. Wenn man den Raum bestimmt hat, den die Gesellschaft ihren Bergsteigern zubilligt, so hat man damit noch nicht bewiesen, daß der einzelne Bergsteiger diesen Raum auch tatsächlich beansprucht. Wir befinden uns hier etwa in dem Dilemma, das auch die Experimentalphysik beherrscht: Auch die Physiker können den Ort eines Elementarteilchens nur in Form seiner Aufenthaltswahrscheinlichkeit angeben. Trotz dieser „ungenauen" Bestimmungsmöglichkeit ist die Physik eine Wissenschaft, die recht eindrucksvolle Erfolge herzeigen kann, was den Philosophen Karl Popper (in seinem Werk „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde") zu folgender Bemerkung veranlaßte: „Und den Philosophen, die ihm (dem Physiker) erzählen, er könne nie hoffen, eine genaue Antwort auf irgendeine der ‚wie'-Fragen zu geben, solange er nicht die ‚was'-Frage beantwortet habe, wird er, wenn überhaupt, entgegnen, daß er den bescheidenen Grad von Genauigkeit, den er mit seinen Methoden erreichen kann, dem prätentiösen Wirrwarr bei weitem vorziehe, den sie mit den ihren erreicht hätten."

Diese Bemerkung ist deshalb am Platz, weil massive Ansätze zur Erzeugung eines solchen „prätentiösen Wirrwarrs" sowohl in der allgemeinen Sportsoziologie als auch in der soziologischen Behandlung des Bergsteigens vorhanden sind. Zum Thema „Sport und Arbeit" oder „Sport und Gesellschaft" gibt es heute eine umfangreiche Literatur, die in den meisten Fällen sozialkritisch ist. auch das Bergsteigen ist bereits aufgefaßt worden als „Flucht vor funktionalem Rädchendasein", ohne daß dafür andere Gründe geliefert worden wären als die Meinung, das

Bergsteigen ermögliche eine Persönlichkeitsentfaltung, die dem „Rädchen" im Alltag vorenthalten werde. Diese Methode ist literarisch, und ein Literat kann mit seinem Erklärungsversuch natürlich auch das Richtige treffen, muß es aber nicht treffen. Was die Flucht der „Rädchen" in den Sport angeht — es ist dies im Grunde die Theorie von Helmuth Plessner (Deutsche Universitäts-Zeitung, 1952), derzufolge die „Menschen von heute" den Sport als „Ausgleichsreaktion" gebrauchen — so hat ein erster Versuch, diese Theorie empirisch zu bestätigen, jedenfalls genau das Gegenteil ergeben: „... ein offensichtlich größeres Sportinteresse ... bei den persongeforderten Tätigkeitsgruppen", also bei solchen Menschen, die auch im Berufsalltag die Stellung zumindest eines „Oberrädchens" einnehmen (H. Linde/K. Heinemann, Leistungsengagement und Sportinteresse, Stuttgart 1968).

Erklärungsversuche, die von einer Annahme ausgehen („Der Mensch ist im Alltag ein Rädchen") und in der Folge eine weitere

Annahme nötig haben („Bergsteigen ist Persönlichkeitsentfaltung") sind gut, wenn die Annahmen stimmen; stimmen diese aber nicht, kann man die ganze Logik beim Altwarenhändler deponieren. Geht man hingegen bei der gesellschaftsbezogenen Analyse des Bergsteigens den umgekehrten („physikalischen") Weg, so kann man am Ende zwar nicht feststellen, daß ein bestimmter Bergsteiger sein Tun in einer bestimmten Weise auffaßt; die Stellung des Bergsteigens im allgemeinen kann man damit aber innerhalb der Gesellschaft — mehr oder minder genau, je nach der Zahl der Analysenansätze — festlegen; zudem hat man über die einzelnen Fragenkomplexe, die zur Einkreisung der Stellung des Bergsteigens aufgeboten wurden, eine Fülle von Detailinformationen gewonnen, die man innerhalb der einzelnen Komplexe sofort praktisch verwerten kann. Auch das ist näher auszuführen.

Zeit, Raum und Tradition

Die dem Bergsteigen erreichbare Stellung innerhalb der Gesellschaft ist zunächst beschränkt durch die Freizeit, die ein Mitglied der Gesellschaft aufs Bergsteigen verwenden kann; nicht zu berücksichtigen ist dabei natürlich ein Mensch, für den das Bergsteigen nicht Freizeittätigkeit, sondern Arbeitsalltag ist (Bergführer, Profibergsteiger usw.). Weiters ist das Bergsteigen möglich nur innerhalb des Bereiches, den die Gesellschaft dafür einräumt, wobei dieser Raum hier im weitesten Sinne auch als materielle Voraussetzung verstanden wird; es ist für einen Bergsteiger nicht nur von Bedeutung, wieweit ihm etwa die Alpen als „Tummelplatz Europas" noch zur Verfügung stehen, er muß diesen Tummelplatz vor allem auch erreichen und braucht die dazu notwendigen Mittel.

Drittens und letztlich ist die Stellung des Bergsteigens wesentlich mitbestimmt von den traditionellen Institutionen der Bergsteigerei, die einerseits durch die alpine Infrastruktur (Hütten, Wege, Dienstleistungen wie Bergsteigerschulen usw.) und andererseits durch ihre geschriebene und ungeschriebene Überlieferung die Gewohnheiten und das Selbstverständnis des Bergsteigers beeinflussen; hinzu kommen Einflüsse aus Werbung, Wirtschaft und Mode.

Um zu demonstrieren, wie man mit diesen Kriterien die Stellung des Bergsteigens innerhalb der Gesellschaft eingrenzen kann, nehmen wir einmal an — ich betone: das ist die Annahme mit der geringsten Wahrscheinlichkeit —, daß sich alle diese Kriterien optimal für das Bergsteigen auswirken würden: Die in der Industriegesellschaft allen Bevölkerungsschichten zustehende Freizeit hat einen Umfang erreicht, der es gestattet, jedes beliebige Unternehmen in den Alpen anzugehen und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch zu realisieren; außerhalb der Alpen sind dadurch ebenfalls verschiedene Ziele erreichbar geworden. Der Raum, in dem sich das Bergsteigen abspielen kann, wird von der Gesellschaft einmal durch die als notwendig erkannte Erhaltung und Vergrößerung des alpinen Ödlandes und zum anderen durch das Angebot entsprechend hoher Verdienstmöglichkeiten garantiert. Die alpinen Institutionen schließlich haben es verstanden, einen ihren Mitgliederzahlen gemäßen politischen Einfluß zu gewinnen und sind daher auch materiell in der Lage, die alpine Infrastruktur den jeweiligen Erfordernissen optimal anzupassen; sie beeinflussen die Industrie, sinnvolle Ausrüstungen und Dienstleistungen zu entwickeln und anzubieten.

Würde diese Bestandsaufnahme zutreffen, so ergäbe sich daraus etwa das folgende Bild eines (mitteleuropäischen) Bergsteigers: Er ist weitgehend frei bei der Wahl seiner Ziele in den Alpen und muß nur bei außereuropäischen Zielen Einschränkungen in Kauf nehmen. Eine Einschränkung seines „Sportfeldes" hat er nicht zu befürchten, da ihm die Gesellschaft die Erhaltung und Erreichbarkeit seiner Freizeitziele garantiert; zugleich gilt er in der Öffentlichkeit als mitspracheberechtigter Fachmann bei allen Fragen, die den Bergraum betreffen; sein Selbstwertgefühl als Bergsteiger liegt irgendwo innerhalb der enormen Bandbreite zwischen Mitläufertum und Fanatismus, wird aber fast ausschließlich durch den Einsatz bestimmt, den er in eigener freier Entscheidung für sein Tun investiert.

Es ist klar, daß dieses Bild nicht zutrifft.

Schon wenn man die Freizeit-Situation in der Industriegesellschaft betrachtet, findet man, daß hier wesentliche Einschränkungen zuungunsten eines so freizeitaufwendigen Sportes wie des Bergsteigens gemacht werden müssen. Auf die Schichten der mittleren und gehobenen Angestellten und der Freiberufler hat sich die laufende Arbeitszeitverkürzung kaum ausgewirkt. Auch ist in diesen Berufsschichten die Möglichkeit zu einem längeren zusammenhängenden Urlaub heute eher noch seltener als vor etwa eineinhalb Jahrzehnten. Da gerade aus diesen Schichten das mittlere Management der alpinen Vereine (Sektionsleitungen usw.) Zuzug erhalten sollte, ist es verstehbar, warum viele Sektionen bei der Funktionen-Besetzung Schwierigkeiten haben, die im Laufe der von Arbeitszeitverkürzungen begleiteten Jahre keineswegs geringer geworden sind. Auch in der Schicht der Arbeiter kann das vermehrte Freizeitangebot nicht ohne wesentliche Abstriche in Rechnung gestellt werden, da es hier häufig zur Erhöhung des materiellen Lebensstandards genützt wird. Der durch anstrengende Arbeit in Überstunden ständig überforderte Körper hat verständlicherweise kein Bedürfnis, sich in dem verbleibenden Freizeitrest sehr weit von Fernsehapparat und Autositz wegzubewegen. Hier ist eine Begründung für die Tatsache, daß sich am Sozialbild des Bergsteigens (Sport vorwiegend der Angestellten, Beamten, Freiberufler) bis heute nichts einschneidend geändert hat. Damit wird die Existenz einer schichtenspezifischen Motivation („Mein Vater war Fußballer, ich bin's auch") gar nicht in Abrede gestellt; der Einfluß der gesellschaftspolitischen Situation des Arbeiters ist aber evident.

Analysiert man nun den Raum, der für die Bergsteigerei zur Verfügung steht, so sind wesentliche Abstriche vom Idealbild ebenfalls unerläßlich. Die Erschließung neuer Bergräume durch Strukturen der Fremdenindustrie wäre wahrscheinlich nicht so ein bedeutender Eingriff, da Straßen und Seilbahnen sehr wohl auch von Bergsteigern benützt werden und nur ein Überziehen der Erschließungsmöglichkeiten bis zum Rummelplatz-Status den Raum fürs Bergsteigen generell einschränkt (die Bedürfnisse extremer Bergsteiger oder ausgeprägter Naturliebhaber sind hierin natürlich dezidierter). Eine wesentlichere Einengung des zur Verfügung stehenden Raumes ergibt sich von der materiellen Seite her. Die Benützung einer Seilbahn kostet Geld, das man früher in der seilbahnlosen Zeit an dieser Stelle nicht ausgeben konnte; auch die Übernachtung im faishonablen Berghaus ist teurer als die Unterkunft in der Hütte, die früher an dieser Stelle stand. Zugleich sind aber auch von anderen Seiten her die Ansprüche an den Bergsteiger gestiegen, was an lediglich einem Beispiel verdeutlicht werden soll: Um heute gängigen Sicherheitsnormen zu genügen, ist die Anschaffung eines Steinschlaghelmes, eines Everdry-Seiles, von UIAA-geprüften Karabinern und Stahlhaken erforderlich; das erfordert wesentlich mehr Geld als der Filzhut, das Leihseil und die Eisenkarabiner, mit denen man noch in den fünfziger Jahren das Auslangen gefunden hat.

Zuletzt ist natürlich auch das Bild vom Einfluß der tradierten Institutionen vorhin fehlgezeichnet worden: Erst in den letzten Jahren, seit sich alpine Vereine auch als politische pressure-groups verstehen, gelingt es ihnen da und dort, zählbaren Einfluß auf überregionale politische Entscheidungen zu gewinnen. Durch den Zwang zur Aufgabe ihrer finanziellen Unabhängigkeit verlieren sie allerdings an anderen Stellen — z. B. in den Gemeinden — an Einfluß zugunsten örtlicher Gruppen mit größerer Kapitalstärke. Zweifellos ist es den Vereinen aber bisher nicht gelungen, einen ihrer Mitgliederzahl adäquaten Einfluß auf das politische Geschehen zu entwickeln, und bei der Heterogenität der Mitgliederinteressen, die von den Vereinen zu vertreten sind, ist es fraglich, ob eine andere Vereins-Organisation hier wesentlich bessere Erfolge bringen würde. Hinzu kommt die Ambivalenz, mit der eine — sich selbst als rational verstehende — Gesellschaft auf alles sportliche Tun reagiert: Einerseits ist sie bereit, der Leistung die Anerkennung zu zollen; andererseits aber sieht sie die Notwendigkeit dieser Leistung, die wie bei jedem Sport im Grunde doch irrational motiviert ist, nicht ein.

Der Stellenwert

Berücksichtigt man alle diese Einschränkungen, so kommt man zu einem Bild des Bergsteigers, das vom vorhin entworfenen Idealzustand doch erheblich entfernt ist. In der Wahl seiner Ziele hat sich der Bergsteiger den Zwängen des eingeschränkten Freizeit-Angebotes zu fügen; er wird diesen Zwängen durch „Rationalisierung" zu entkommen trachten und „Fertiggerichte" (Bergsteigerschulen, Führungstouren) oder „Halbfertiggerichte" (Auswahlbände, Tourenvorschläge) der individuellen Tourenplanung und -durchführung vorziehen; bei der eigentlichen Zielsetzung ist die Manipulationsmöglichkeit des einzelnen innerhalb des Freizeitraumes ausschlaggebend; man hat also bei Führungstouren in den Alpen eher mit Angestellten, bei Trekkings in den Weltbergen eher mit Freiberuflern zu rechnen. Auf das ständige Anknabbern des Alpinlandes durch Erschließungsprojekte reagiert der Bergsteiger heute in der Regel mit einer Umstellung seiner Tourengewohnheiten; Wochenendtouren werden durch günstigere Verkehrsmöglichkeiten zu Tagestouren, das Quartier für den Bergurlaub wird in Tallagen genommen und die mechanische Aufstiegshilfe für die Tagestour ausgenützt; Folge ist der relative Rückgang der Übernachtungszahlen in den Hütten bei gleichzeitiger Zunahme der Zahl an Tagesbesuchern; Folge ist aber auch das Erleben des Bergurlaubes als eher ziviler Urlaub mit gelegentlichen Ausbrüchen ins „Land der Abenteuer" droben am Berg. Diese Verschiebung des Bergerlebens in den Bereich des Gelegentlichen korrespondiert mit den Anforderungen der gesellschaftlichen Stellung des Bergsteigers; auch sie erlaubt es aus Gründen des beruflichen Erfolges, des Verdienstes und der verfügbaren Freizeit nicht mehr, das Bergsteigen als etwas Umfassendes, die ganze Person vollkommen Erfüllendes zu betreiben. Hinzu kommt die ständige Reduzierung des bergsteigerischen Selbstwertgefühles durch eine Gesellschaft, die das Bergsteigen irgendwo in dem Niemandsland zwischen Sport und Religion angesiedelt hat (Beleg: Bergsteigen findet man in den Medien unter Chronik, Magazin, Feuilleton, jedenfalls ohne eindeutig vorgeschriebenen Platz) und

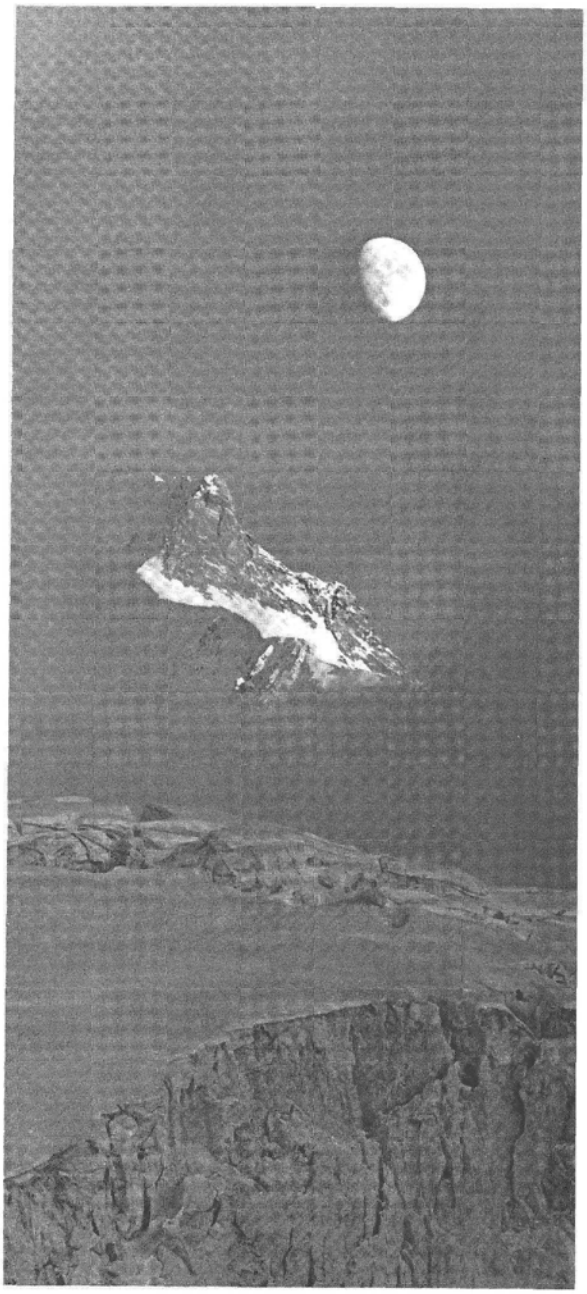
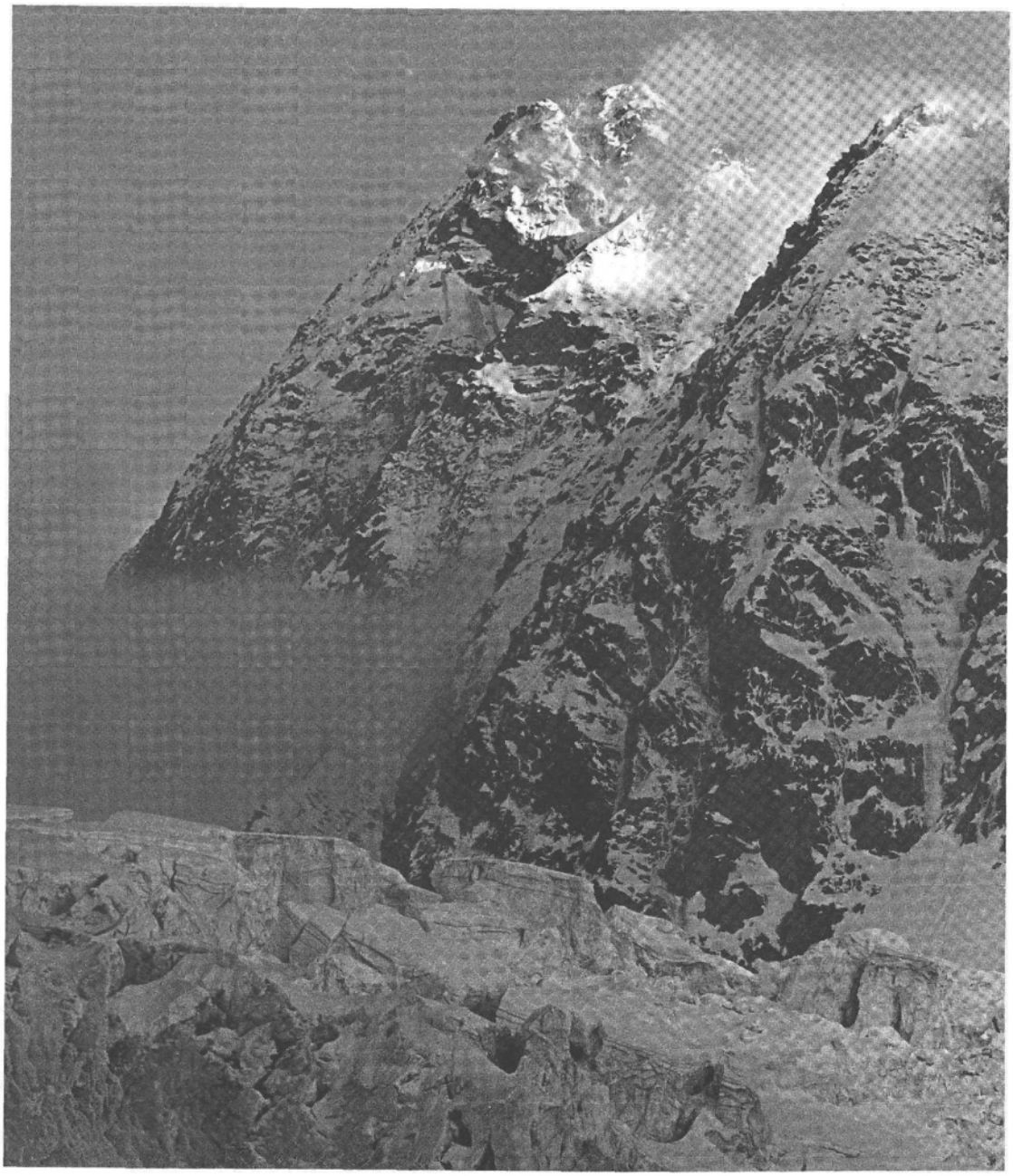


Foto: H. Steinbichler



Riedgletscher mit Hohberg- und Dürrenhorn (Berner Oberland).
„Folge ist aber auch das Erleben des Bergurlaubes als eher ziviler Urlaub mit gelegentlichen Ausbrüchen ‚ins Land der Abenteuer' droben am Berg."

„... eher kollektive Tätigkeit..." Foto: K. Lehnartz

von den Bergsteigerorganisationen vertretene Forderungen (z. B. Ödlanderhaltung) häufig noch zugunsten gegenteilig interessierter Lobbys zurückweist.

All das schränkt die mögliche Stellung des Bergsteigers auf die vergleichsweise geringe Bandbreite des — in der bisher gängigen Terminologie so genannten — Auch-Bergsteigers ein. Verwirrt wird dieses Bild lediglich durch jene Individualisten, die mit verschiedenen Tricks ihre für das Bergsteigen verfügbaren Freizeiten und Mittel über das Durchschnittsmaß hinaus zu erweitern wissen.

Daß „Bergsteigen heute" jedoch für die Menge seiner Apologeten eine eher *kollektive Tätigkeit im Bereich des gelegentlich Erstrebenswerten* ist, könnte an Hand zahlreicher Analysenansätze untersucht und — meiner Überzeugung nach — bestätigt werden. Solche Analysenansätze sind: Besuch der Vereinsveranstaltungen (Freizeitproblem, Problem der beruflichen Stellung, Problem der gesellschaftlichen Anerkennung von ‚Vereinsmeiern'); Hüttenauslastung, Modetouren, Zunahme der Bergsteiger auf in der Literatur vorgeschlagenen Routen (Freizeit, Raum, Resonanz der Öffentlichkeit auf die Durchführung unbekannter und bekannter Touren — für diese Resonanz könnte man seit Hannes Gassers Südamerika-Unternehmen auch den Ausdruck „Zuckerhuteffekt" verwenden); Beliebtheitsskala des Tourenangebotes einer Bergsteigerschule oder der Sektionsführungstouren (Aussage über schichtenspezifische Zwänge unter den Bergsteigern, abermals Freizeitfrage, Raumfrage); Kosten-Nutzen-Analyse bei öffentlichen Interventionen der Bergsteigerverbände (Aussage über die Kompetenzen, die den Bergsteigern von der Öffentlichkeit zugestanden werden, Aussage über Freiräume, die dem Bergsteigen erreichbar und andere, die illusorisch sind) ...

Alle diese Analysen, die zum Teil heute schon durchgeführt werden, hätten und haben den Vorzug, keineswegs nur Dienst an der „reinen Wissenschaft" zu sein. Die Detailinformationen, die man dabei gewinnt, sind für die unmittelbare Arbeit in den analysierten Bereichen nützlich und werden zum Teil bereits als unerläßlich dafür angesehen. Ihre Zusammenschau — die man heute noch nicht durchführt — würde ein recht genaues Bild des Wertes ergeben, den das Bergsteigen im Leben eines Menschen unserer Zeit einnehmen kann. Wieweit sich die traditionellen Bergsteiger-Institutionen dann allerdings noch der Individualisten unter den Bergsteigern annehmen werden, wenn deren Minderheit erst einmal belegt ist, ist eine Gewissensfrage.

Verfasser: Peter Baumgartner,
A-1238 Wien, Corvinusgasse 4/1/5

Matterhorn — Anatomie einer Nichtbesteigung

Franz X. Wagner

I.

Nachdem der Jupp das Päckchen von dem Sporthaus in München erhalten hatte, wußten die Leute, „daß der Jupp aufs Matterhorn will". Das heißt, der Jupp glaubte, daß sie es wüßten, und er glaubte es nicht ohne Grund. Denn in dem winzigen Flecken in Hessen, in dem der Jupp wohnt, spricht sich etwas Besonderes schnell herum — und aufs Matterhorn gehen, das ist in einem alpenfernen Ort schon etwas Besonderes.

II.

Der Briefträger, der ihm das Päckchen zugestellt hatte, hatte gefragt, ob er, der Jupp, etwa aufs Matterhorn gehen wolle; worauf der Jupp geheimnisvoll gemurmelt und der Briefträger dieses sicher richtig gedeutet hatte. Letzterer war auch gleich darauf im Kramerladen am Marktplatz verschwunden. Der Kramerladen, der sich trotz des vor zwei Jahren eröffneten modernen Selbstbedienungsladens gut hielt, war eine der Anlaufstationen des Briefträgers. Zum Kramer also war der Briefträger gegangen, nachdem er das Päckchen bei ihm, dem Jupp, abgeliefert hatte; das hatte der Jupp vom Fenster aus gesehen.

Und als der Jupp wenig später sich Zigaretten holte, sprach die Kramerin mit dem Junglehrer, der erst kürzlich in die Gemeinde versetzt worden war, gerade über das Matterhorn, als Jupp eintrat. Was aber der Briefträger, die Kramerin und der Lehrer wußten, das war, so hatte die Erfahrung gezeigt, binnen zwölf Stunden sogar beim zwei Kilometer vor der Stadt wohnenden Schrebergartenhäusler bekannt. Jupps Vorbereitungen zur großen Tour würden sich, dessen war er somit sicher, vor den Augen seiner Mitbürger abwickeln, was ihm gar nicht recht sein konnte; denn, so wußte Jupp, auf die Berge steigen galt für die meisten Leute in seinem Heimatort als etwas Verrücktes. Und daß der Jupp, der sonst ein ruhiger, normaler, ein beliebter Mitbürger war, daß ausgerechnet der Jupp so etwas tun wollte, war sicher für viele besonders unverständlich. So würden sie ihn bestimmt interessiert beobachten bis zu seiner Abreise, so, wie man eben „einen solchen" beobachtet und, sollte ihm der Berg Einhalt gebieten, bevor er den Gipfel erreichte und er ohne Erfolg zurückkommen, bräuchte er für Gesprächsstoff hinter seinem Rücken nicht zu sorgen; das konnte er sich denken, das war immer so gewesen; bei jedem, der etwas tat oder tun wollte, was die anderen nicht verstanden.

III.

Nun, es stimmt, daß verschiedene Leute in dem Örtchen in Hessen, in dem der Jupp wohnt, die Bergsteigerei schlicht für verrückt hielten. Es stimmt auch, daß in dem Kramerladen gerade vom Matterhorn gesprochen wurde, als der Jupp ihn betrat, um Zigaretten zu holen. Die Kramerin und der Junglehrer waren nämlich in einem Disput über den Fernsehfilm vom Tag zuvor, der eine Tragödie in der Nordwand des Matterhorns gezeigt hatte. Die Kramerin, die besonders aufgebracht war, weil der Junglehrer das „selbstmörderische Tun" dieser Männer auch noch verteidigte, rief gerade aus, daß man besonders von diesem Matterhorn „immer wieder Unglücke" höre. Diesen Satz bezog Jupp natürlich auf sich, wo doch der Briefträger eben erst den Laden verlassen hatte, jener Briefträger, der ihn gefragt hatte, ob er aufs Matterhorn wolle. Das mit dem Briefträger aber war so, daß dieser in seiner Gewohnheit, einem jeden beim Aushändigen der Post etwas Freundliches zu sagen, beim Blick auf den Absender des Päckchens vom Matterhorn gesprochen hatte, ohne sich dabei etwas zu denken. Er hätte genau so gut vom Montblanc oder vom Eiger sprechen können — nicht allerdings von anderen Bergen, denn er kannte nur diese drei mit Namen; das Matterhorn war also reiner Zufall. Wie auch alle anderen Äußerungen seiner Mitmenschen, die ihm gegenüber in der Zeit bis zu seiner Abreise noch getan wurden, bezog es Jupp aber auf sich und seinen Plan, hatte keinen Zweifel, daß jeder wisse, „daß der Jupp aufs Matterhorn will".

Seite 191:
„Jupps Traumwelt
schuf Wände, Rippen und Steilstufen
unvorstellbaren Ausmaßes."
Foto: J. Winkler

IV.

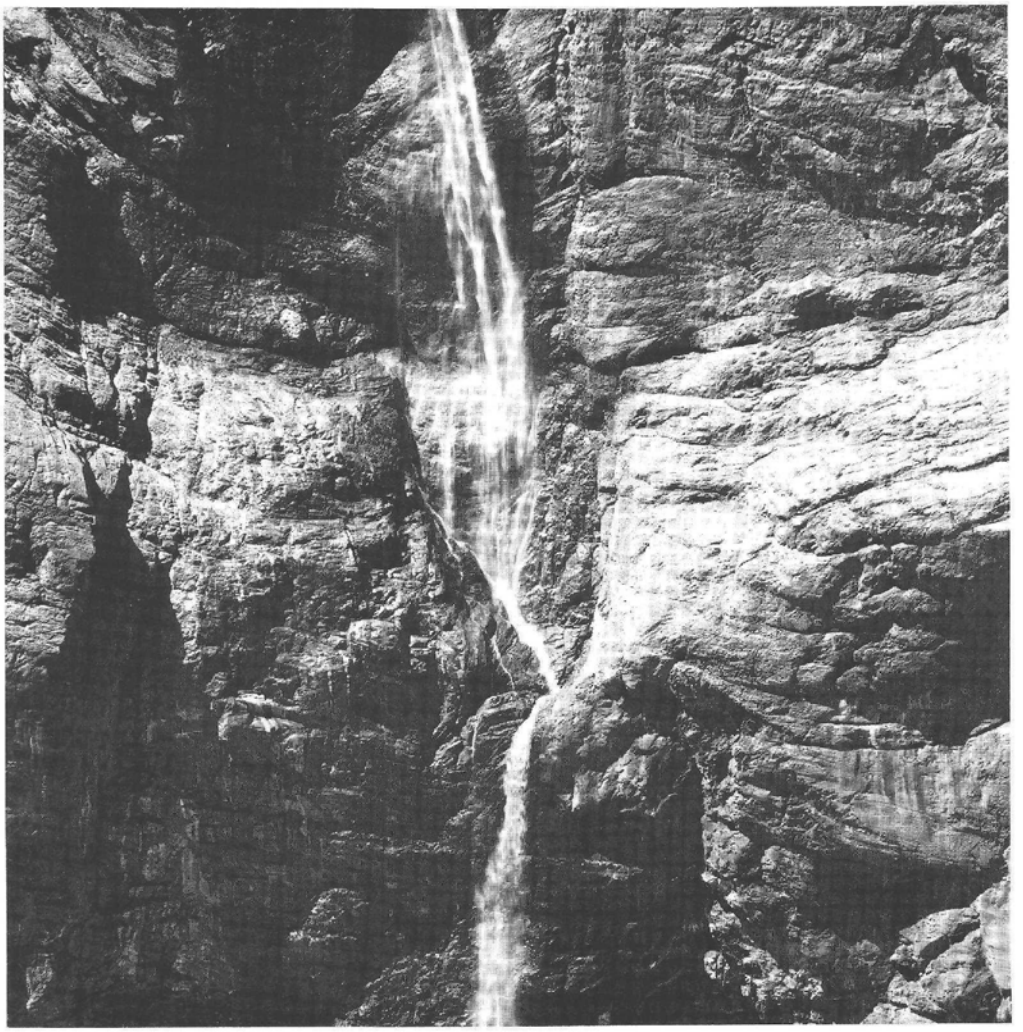
Jupp hatte vor, die spezielle Bergausrüstung, die er sich aus dem Katalog ausgesucht hatte, in München zu kaufen; er würde die Fahrt nach Zermatt dort unterbrechen. Die übrigen Sachen richtete er schon eine Woche vor der Abreise zusammen. Er war ziemlich aufgeregt; denn das Matterhorn war ja schließlich eine ernste Sache für einen, der zwar jeden Urlaub im Bergland verbrachte, aber über Wanderzweitausender eigentlich bisher nicht hinausgekommen war.

V.

Fünf Tage vor der Abreise hatte Jupp seinen ersten Traum vom Matterhorn. Er stand auf einer Felsnase und wußte nicht mehr weiter. Ein armdickes Seil führte straff hundert Meter nach oben auf eine große Plattform. Auf dieser waren alle Einwohner seines Heimatortes versammelt, zogen an dem Seil, gestikulierten heftig und riefen im Chor, er solle heraufkommen, hier, bei ihnen, sei sein Platz. Aber so sehr er sich auch abmühte, es gelang ihm nicht, auch nur einen Zentimeter höher zu kommen. Schließlich ließen die Leute auf der Plattform das Seil los und Jupp fiel in den Abgrund, vorbei an steilen grauen Wänden, in denen der Ruf seiner Mitbürger widerhallte: das hat er nun! das hat er nun! — Ähnliche Träume suchten Jupp von nun an jede Nacht heim.
Vier Tage vor der Abreise wurde Jupp morgens zu seinem Chef gerufen, der ihm sagte, daß seine, Jupps Kalkulationen in letzter Zeit sehr fehlerhaft seien und nach seinem, des Chefs, Eindruck ohne die sonst von ihm, Jupp, gewohnte Konzentration aufgestellt worden seien. Ihm scheine, äußerte der Chef, er, Jupp, habe kein besonderes Interesse mehr an seiner Arbeit, so wie früher, er wolle sich wohl verändern und höher hinaus.
Am Spätnachmittag desselben Tages kaufte Jupp im Textilgeschäft in der Bahnhofstraße einen Wollpullover. Die Verkäuferin, mit der er sich gut verstand, und die er auch schon einigemale ins Kino eingeladen, inzwischen aber ziemlich vernachlässigt hatte, blickte ihn mit großen, traurigen Augen an, sagte aber nichts Persönliches, als sie an der Kasse das Geld für den Pullover kassierte.
Am dritten Tag vor der Abreise sagte Jupp seiner Zimmerwirtin, daß er für zwei Wochen Urlaub mache, und sie möge doch wie voriges Jahr den Gummibaum gießen, dreimal die Woche und nicht zu kalt. Ihre fragende Feststellung, daß er wohl wieder in die Berge fahre, überging Jupp, auch die routinemäßige Warnung, daß er sich „dort drinnen" in acht nehmen solle.
Am nächsten Morgen hob Jupp bei seiner Bank Geld ab und wunderte sich, als der ihm gut bekannte Schalterbeamte auf die Bitte, das Geld umzuwechseln, fragte, in welcher Währung er's denn haben wolle.
Am Abend des letzten Tages vor der Abreise, nachdem er seine Gepäckstücke noch einmal durchgesehen hatte, ging Jupp zum Bahnhof, kaufte seine Fahrkarte, mit „Unterbrechung in München", und gab sein Gepäck auf.
In dieser Nacht hatte er seinen schwersten Traum. Er durchlebte den Aufstieg über den Nordostgrat, den er aus der schon über fünfzigmal studierten Führenbeschreibung kannte, mit so großer Intensität, daß er am frühen Morgen schweißgebadet erwachte. Jupps Traumwelt schuf Wände, Rippen und Steilstufen unvorstellbaren Ausmaßes; der Chor seiner Mitbürger begleitete den Anstieg mit dumpfem Absingen der Termini aus der Beschreibung: Geröllrinne, Couloir, Steinschlag, Kamin, Moseley, Schulter, Dach.

VI.

In München, wo er sich am Bahnhof mit seinem Freund traf, beschaffte sich Jupp wie vorgesehen die Ausrüstung, Seil, Eispickel, Karabiner, Gamaschen. Alles war nun komplett. Die Fahrt mit der Bahn durch die Schweiz, bei schönstem Wetter, wäre ein Erlebnis gewesen, wenn nicht das Matterhorn alles erdrückt hätte; es stand vor Jupp wie ein Schrank, der sich anschickte, auf ihn



zu fallen; es schob sich wie ein fast undurchsichtiges, düsteres Glasbild zwischen die Landschaft und das Wagenfenster; die Sätze der Führenbeschreibung stießen wie aufspringende metallene Registrierkassenschubladen nach ihm; dazwischen tauchte schemenhaft die Kramerin auf mit den „Unglücken" und die Textilverkäuferin mit den großen Augen, die Zimmerwirtin mit dem „drinnen in acht nehmen" und der Chef mit unbeweglich auf ihn gerichteten Augen.

VII.

Als Jupp das Matterhorn zum ersten Mal in Wirklichkeit sah, war es ihm, als treffe er längst Bekanntes, aber nicht solches von der Art, auf das man sich freut, sondern Unangenehmes, dessen Eintreffen man seit langem befürchtet.

Die Nacht in Zermatt verbrachte Jupp schlaflos; er hätte sich erlösenden Schlaf gewünscht, wußte aber, daß die Träume wieder kommen würden; in diesem Zwiespalt fand er keine Ruhe; als der Morgen graute, schien ihm ein Jahr vergangen.

Beim Aufstieg zur Hörnlihütte bekam er Druckgefühle im Magen und Kopfschmerzen; in der überfüllten Hütte, in der Seite an Seite die saßen, die gleich ihm heraufgekommen waren, um auf den Berg der Berge zu steigen, würgte Jupp apathisch am trokkenen Brot.

Der Bergführer riet Jupp von der Besteigung ab. Er ging mit Jupps Freund aufs Matterhorn am nächsten Morgen.

VIII.

Keiner sprach Jupp auf das Matterhorn an, als er wieder zurück war in seinem Heimatort, dem winzigen Flecken im alpenfernen Hessen. Die Kramerin gab ihm hurtig plaudernd seine Zigaretten; sein Chef, dem der Rüffler längst leid tat, begrüßte ihn betont freundlich; die Textilverkäuferin blickte scheu zur Seite, als sie Jupp vorbeigehen sah; seine Zimmerwirtin sagte, sie habe den Gummibaum begossen, dreimal die Woche und nicht zu kalt, und er habe sich ja Gott sei Dank „dort drinnen" in acht genommen; der Schalterbeamte in der Bank, der ihm gut bekannt war, wechselte mechanisch die übriggebliebenen Franken um.

Jupp, der alles auf seinen Matterhornversuch bezog und, wie erwähnt, die gespaltene Denkweise seiner Mitbürger kannte: einerseits das Besteigen der Berge für verrückt zu halten, den, der dabei scheiterte, aber gleichwohl als Versager anzusehen, Jupp vermeinte hinter die scheinbar Unbeteiligten zu sehen: sie taten ihm nur so ins Gesicht, so, als sei nichts gewesen; aber hinter seinem Rücken tuschelten sie sicher über ihn. Denn sie wußten es bestimmt, sie mußten es wissen. Sie hatten es doch gewußt, daß der Jupp aufs Matterhorn wollte, dann wußten sie auch, daß er nicht oben gewesen war, nicht hinauf konnte. Sonst würden sie ihn doch fragen, wie's ihm ergangen war; sie redeten doch sonst immer über alles. Sie wußten es sicher; und sie werden sagen, daß sie es gleich gewußt hatten, daß man eben seine Grenzen kennen solle, daß man so etwas Verrücktes eben gar nicht erst versuchen solle, daß der Jupp eben das bleiben solle, was er immer war, bisher, ein ruhiger, normaler, ein beliebter Mitbürger. Daß das das einzig Richtige sei. Das werden sie hinter seinem Rücken sagen. Jupp weiß es, und er wird sich danach richten; bald wird er es dann auch glauben. Glauben, daß es das einzig Richtige ist, nicht aufs Matterhorn zu wollen, daß er so etwas Verrücktes eben gar nicht erst hätte versuchen sollen.

Verfasser: Franz X. Wagner,
D-8 München 90, Kolumbusstraße 20 a/V

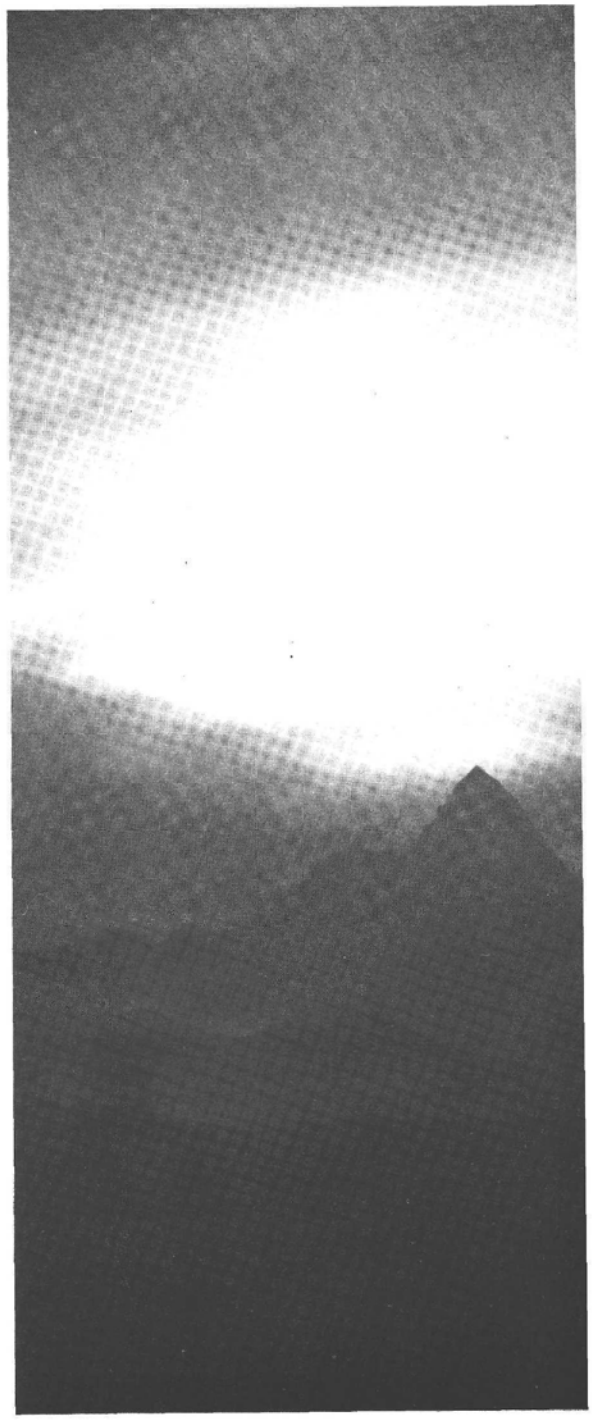
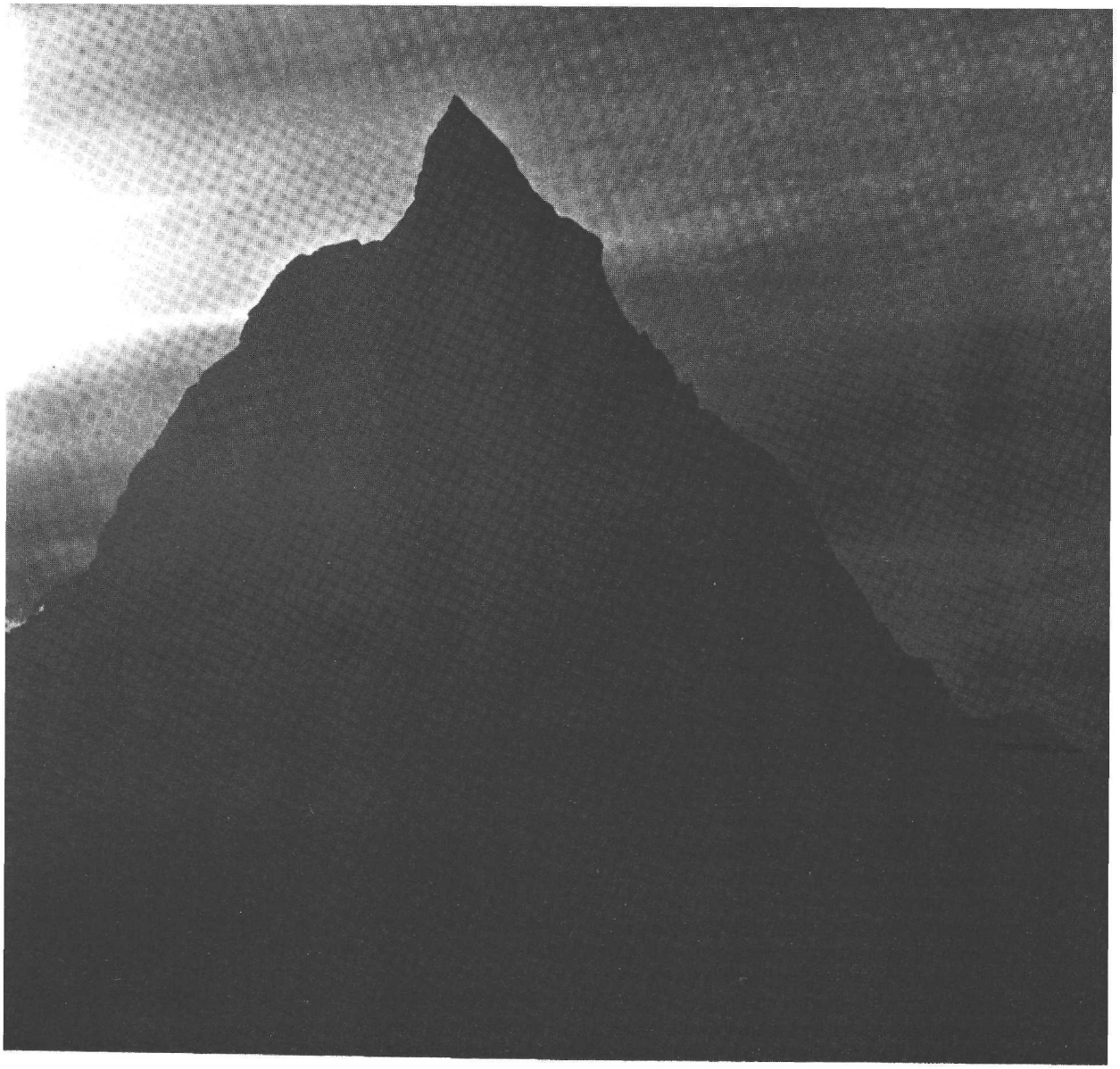


Foto: R. Karl



Dent d'Herens (links) und Matterhorn mit Furggen- (links) und Schweizergrat (Nordostgrat, rechts).
„Fünf Tage vor der Abreise hatte Jupp seinen ersten Traum vom Matterhon. Er stand auf einer Felsnase und wußte nicht mehr weiter ..."

Die Grandes Jorasses von Norden.
Links im Profil der Hirondellesgrat. Deutlich sichtbar die drei markanten Nordwandpfeiler: Walkerpfeiler links; der Mittelpfeiler und der Nordpfeiler der Pointe Margherita (rechts). Helmut Kiene schildert auf den folgenden Seiten die Abenteuer, die er zusammen mit Klaus Werner 1974 am Mittelpfeiler zu bestehen hatte. Im August 1975 ist Klaus Werner an der Aiguille du Plan (Nordwand) tödlich abgestürzt. Uns scheint Helmut Kienes Aufsatz gerade deshalb geeignet, die Erinnerung an Klaus Werner wachzuhalten, weil er gänzlich ohne Ahnung, daß er diese Bedeutung erlangen könnte, geschrieben wurde.

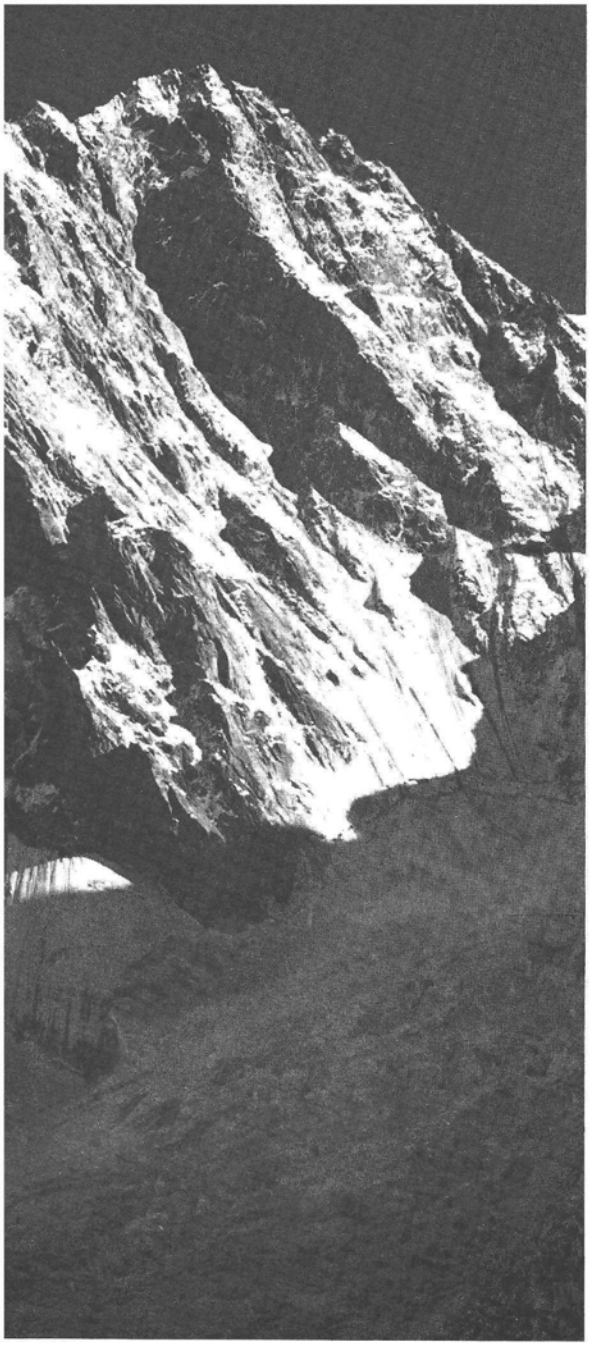


Foto: R. Karl

Erstbegehung an den Grandes Jorasses

Beobachtung, Erlebnisse und Reflexionen

Helmut Kiene

Redigiere ein „Jahrbuch", und du siehst dich den Schwierigkeiten des Schriftleiters gegenübergestellt: Der Form genüge tun, das inhaltliche Soll an Information und Unterhaltung gleichermaßen erfüllen, und Leute auftreiben, die willens sind, sich auf den Schreibstuhl zu zwängen und die alpine Öffentlichkeit in einem Akt der Prostitution an der Intimsphäre ihrer Bergtouren teilhaben zu lassen.
Ist der Schriftleiter raffiniert genug, einem Schreiberling Beine zu machen, gibt er den Schwarzen Peter weiter.
Das Opfer — in diesem Falle ich, Student, 22 Jahre alt und mit einem Teil meiner Person dem Bergsteigen verschrieben — hat nun die Aufgabe, dem Leser die Atmosphäre einer aktuellen Westalpentour nahezubringen.
Als Beispiel wähle ich eine Klettertour in der schönsten Alpenwand, der Nordwand der Grandes Jorasses in der Montblanc-Gruppe, deren Mittelpfeiler ich im Sommer 1974 zusammen mit Klaus Werner zum ersten Mal direkt über die Pfeilerkante erstieg.

Es waren die letzten Julitage, als Klausi und ich in Chamonix am Fuße des Montblanc eintrafen. Chamonix, das Mekka der Alpinisten! Chamonix, das berühmt ist für seine Berge und beliebt ob seiner Kneipen. Rauchende Köpfe hinter verqualmten Theken: Bergsteigen, das Thema Nummer Eins hinten und vorn, wie und wo, ob und ob nicht, warum und darum. Alte, leidige Gesprächsstoffe werden aufgegriffen sowie der neueste Montblanc-Klatsch durchgekaut.
Freund Klausi brilliert und schockiert durch überwältigend neue Einsichten, entpuppt sich als Altmeister wider Willen: Bergsteigen verteufelt er als Sucht süchtig Abhängiger und Bergsteiger als Sklaven der Gemäuer. Manch schwaches Gemüt sieht schon den wackligen Boden der Rechtfertigung für

Seite 197: Die Grandes von den Petites Jorasses. Der firnverbrämte Gipfel links die Pointe Walker. Davon rechts abstreichend der Walkerpfeiler; rechts daneben besonnt das Profil des Mittelpfeilers. Foto: R. Obster

unser tolles Treiben unter dem Hammer seiner Argumente zusammenbrechen, als wir als Resultat unserer tiefschürfenden Diskussionen — trotz allem begeistert — die Westwand der Aiguille Noire erklettern und uns wenige Tage später aufmachen in Richtung Grandes Jorasses, um den Mittelpfeiler der Nordwand hinauf zur Pointe Croz zu durchsteigen.

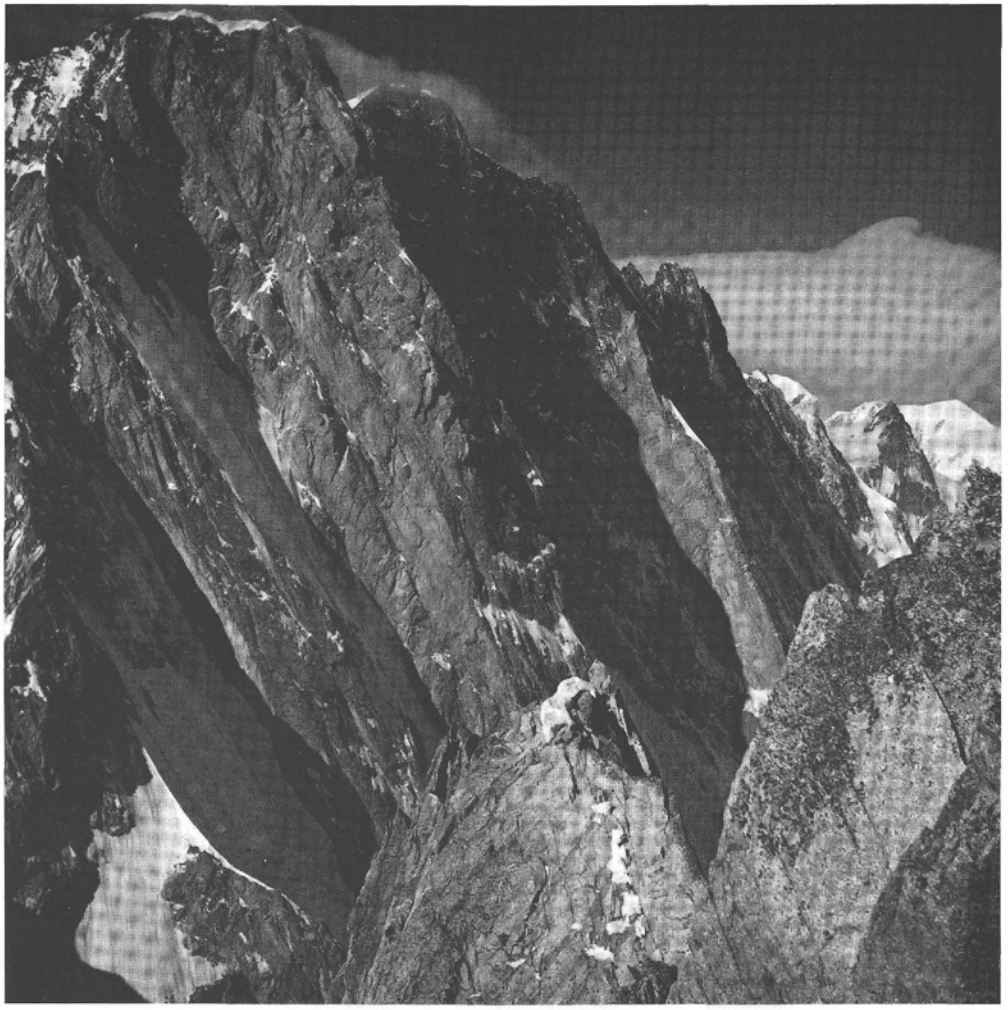
Die Leschauxhütte ist der Stützpunkt für den Crozpfeiler. Aber auch die Anwärter für die Westwand der Petites Jorasses (dreizehn! Seilschaften) und den Walkerpfeiler kämpfen in der kleinen Blechkabine um einen Schlafplatz. Heilige Ruhe der Natur! Der Klügere gibt nach, und — klug — nehmen wir uns Decken, lassen die Bergsteiger im stickigen Mief der Hütte unbedeckt und bereiten uns ein Himmelbett draußen vor der Tür, komfortabel und flauschig warm, zwischen Hütte und Gletscher.
Mit uns erfreuen sich drei Karlsruher Freunde des Luxusbiwaks. Sie möchten morgen die Westwand der Petites Jorasses erklettern und, wie jede der dreizehn Seilschaften, dem Pulk der anderen Stürmer am Einstieg voraus sein. Ihr unendlicher Vorteil, nicht erst um drei Uhr aus den Federn zu springen, wie es einer alpinen Vernunft entspräche, nicht erst um zwei, wenn sich die ganz Schlauen davonschleichen werden, um der Masse eine Nasenlänge voraus zu sein, nein!, schon um ein Uhr werden sie sich vom Lager erheben, ohne daß überhaupt jemand in der Hütte Lunte riechen könnte. Ha, der Klügere gibt nach!

Ein Uhr. Mein kleiner Armbandwecker läutet einen langen Tag ein. Aus Mitgefühl stehen wir mit den Karlsruhern auf. Leise. Nur das Monster in der Hütte nicht wecken!
Da! Die Hüttentüre fliegt auf und heraus quillt mit großem Geschrei ein Wurm von dreizehn Seilschaften. Start frei! Das große Rennen kann beginnen. Auch die Karlsruher springen mit und voran. Einsamkeit der Berge . . .

Die Lichterkette der Stirnlampen hastet hinauf zu den Petites Jorasses, während wir unsere ruhige Spur durch das nächtliche Gewirr der Spalten unter der dunklen, unbestimmten Masse der Grandes Jorasses ziehen. Noch liegt die Wand im Nachtschatten der Erde, als wir den Einstieg erreichen. Wir legen uns aufs Eis und schlafen dem ersten Dämmerschein entgegen.

Unsere Führe soll im untersten Teil der Wand einem Eiscouloir folgen, durch eine Kaminreihe auf die Pfeilerkante führen und dann „im Stile der neuen Zeit nicht mehr von dem Pfeilerrücken abweichen, Turmwände und Turmhöhe in der idealen Linie nehmend".
So jedenfalls entnahmen wir dem „Extremen Fels", von Walter Pause, dem Katechismus der Extremkletterer.
Erst Monate später erfuhren wir, daß diese Routenprojektion auf einer Fehlinformation aus Frankreich beruhte, die Direktführe noch über weite Strecken erstzubegehen war: Erstbegehung aus Versehen.

Was kommen mußte, kam: Die Dämmerung, und mit ihr die wackligen Balanceakte über die hohe, wassereisüberronnene Randkluft hinein in das grausgraue Eiscouloir.
Die Kletterei hat uns jetzt. Wieder beginnt das ernste Spiel der freiwillig Gefangenen. Im Eis steige ich voraus. An Klausis Steigeisen sind die Vorderzacken vom Zahn der Wände schon so kurz genagt, daß sie eigentlich nur noch für verglasten Fels dienlich sind. Dann allerdings plane ich, dem Altmeister den Vortritt zu lassen. Doch manchmal lenkt es anders als man denkt . . .
Das Couloir, tief eingefurcht zwischen steil hervorspringenden Granitstreben, einem Kanonenrohr ähnlich, das auf Eis gebettet ist, führt uns auf eine kleine Scharte und über eine Kaminschlucht letztlich auf den Pfeilerrücken. Drüben am „Walkerpfeiler" können wir Seilschaften sehen. Lächerliche Ameisen am Leibe einer schweigsamen Riesin.



Wir folgen jetzt pedantisch der „Pause"-Empfehlung und halten uns kleinlich knapp an die Pfeilerkante. Begeisternde Kletterei in bestem Fels! Die Seillängen spulen sich ab; es ist eine Lust zu leben! Freund, das Leben ist lebenswert!

Gerade steige ich aus einer Märchenverschneidung aus, da passiert es:
Schmerzerfülltes Schreien! Klausi.
Von faustgroßem Stein am Knie getroffen, ist er außer Gefecht gesetzt. Gefährte, die Bergfahrt ist gefährlich!
Die Verlegenheit ist groß, Klausis weiterer Beitrag zum Gelingen der Tour auf Invalidität zusammengeschrumpft, aber trotzdem entschließen wir uns zu weiterem Aufstieg.

Für Klausi bedeutet der Volltreffer ein wehes Schlotterknie, mir dagegen eröffnet er die Möglichkeit, ohne Ausnahme bis zum Gipfel vorsteigen zu dürfen.
Klausi fügt sich in sein lädiertes Schicksal, ich steige vor — und schon hänge ich weg- und steglos in ausweglosem Gelände! Ich probiere rechts oben, versuche links unten, meine schließlich in einem Anfall von Größenwahnsinn einige Überhänge ignorieren zu können, muß die Seillänge wieder herunter, beginne das Spiel von vorn und von neuem und nocheinmal, während Klausi, meinem schwachen Spürsinn ausgeliefert, wehrlos und kameradschaftlich geduldig auf dem Sicherungsplatz sitzt und auf Zeiten des Fortschrittes wartet.

Ein Biwak braut sich über meiner Langeweile zusammen.

Nach dreistündiger Desorientierung finde ich schließlich doch einen versteckten Piazriß, der, echt nach Vorschrift, haarscharf an der Pfeilerkante in kletterbares Gefilde leitet. Es folgen Kletterstellen gesuchter Eleganz. Ein kleines Dach — das hätte ich einer seriösen Westalpentour nie zugetraut! — verlangt sogar einen frei hängenden Klimmzug!

Dann kommt das Abenteuer am Eisfeld ... In ungefähr zwei Drittel Wandhöhe nistet ein Eisschild, der mit scharfem Grat unsere ominöse Pfeilerkante nach oben hin verlängert.

Ehrlich!, ich habe schon viele Wände durchklettert. Trotzdem falle ich wieder einmal der perspektivischen Verkürzung zum Opfer, die in sehr großen Bergflanken auftritt. Irrtümer sind Wegbereiter für Abenteuer ...

Ich steige los, die Eisschrauben wohlweislich in Klausis Rucksack lassend, da ich sowieso an den Felsen oberhalb des Eises meine Standsicherung anbringen werde. Das Eis ist griffig. Ich bin guten Mutes. Das Leben ist lebenswert!

Gegen „Ende" der Seillänge wird das Eis härter und steiler und mir kommt die Erleuchtung, daß ich das Seil schon knapp unterhalb der Felsen ausgegangen sein werde. So knüpfe ich mich von einem Strang des Doppelseiles los, lasse das eine Seil zu Klausi hinuntersausen, der die Enden zusammenknotet. Die Eisschrauben seile ich „wohlweislich" nicht herauf ...

Am achtzig Meter langen Seil gesichert steige ich weiter. Das Eis wird härter und steiler, die Felsen aber bleiben in respektvoller Entfernung. Mein stumpfes Eisbeil — der Eishammer hat Schonzeit unten bei Klausi — dringt überhaupt nicht ins Eis ein, die Frontalzacken der Steigeisen greifen nur dürftig, die Reibung des überlangen Seiles zerrt am Körper. Heikle Balanceakte scharf rechts des Eisgrates bringen mich zu dem sicheren Gelände der Felsen, gerade als das Seil zu Ende ist. Eisschrauben brauche ich hier nicht mehr zur Standsicherung, aber: wollte ich nicht sowieso in den Felsen Stand machen? Ein 160-Meter-Sturz muß spektakulär aussehen ...

Trotz Verletzung kommt Klausi rasch nach. Über uns bietet ein senkrechtes Bollwerk erneut Überraschungen: Querrisse sind mit Bergkristallen geschmückt, Längsrisse mit Wassereis verzuckert. Wir müssen Zwischenhaken schlagen.

Endgültig erreichen wir leichteres Gelände. Jeden Tag, ist er noch so lang, geht trotz Galilei am Abend die Sonne unter.

Klausi setzt sich einfach auf einen spitzen Stein, um mit erprobtem Biwakphlegma ein profiliertes Souvenir auf der Kehrseite einzuhandeln, während in mir der jugendliche Idealismus glaubt, die Bedingungen der Umwelt verbessern zu müssen: Ich hacke Eis vom Felsen, lasse Felsblöcke in den Abgrund krachen, schicke Schutt hinterher und bin gerade soweit, eine nahezu unschräge Sitzfläche modelliert zu haben, als unter der letzten Eisschicht ein lustiges Rinnsal hervorplätschert. Da packt auch mich das Phlegma!

So sitzen wir, Klausi etwas höher auf einem spitzen Marterpfahl, ich knapp darunter in der Pfütze, die nach Sonnenuntergang gefriert, und versuchen beide ehrlich und anständig dem Morgen entgegenzudösen.

Aber der Geist der Nordwand will das nicht!

Nicht, daß es kalt gewesen wäre. Dagegen wehren Daunen und erwähntes Phlegma. Nicht, daß uns die aufgezwungene Kauer- und Klammerhaltung gestört hätte. Dagegen hilft Müdigkeit. Aber daß uns der phonstarke Einsamkeitslärm die ganze Nacht kein Auge zutun ließ, das erboste uns doch! Der heulende Geist der Grandes Jorasses blies die Backen auf und fuhr knatternd unter die Biwaksäcke, daß wir glaubten, die Nacht frei schwebend verbringen zu müssen. Was hilft körperliche Fitness; was ausgefeilte Klettertechnik? Was hilft Nordwandhärte gegen die Grausamkeit der Ruhestörung?

Musikalische Ohren ertragen den Höllen-

Westalpenbiwak. „— aber: Was für ein Unterschied, um das ‚Warum' des Bergsteigens zu wissen zu meinen, das ‚Darum' aber zu erleben!"

Foto: R. Karl

lärm nicht unbegrenzt. Dann raffen wir in einer Anstrengung der Verzweiflung den Flattersack zusammen, versuchen die Angriffsfläche des Sturmes auf ein Mindestmaß herabzusetzen, sind überrascht von der sanften Stille, die folgt, nicken ein, lockern den ruhegebietenden Griff am Sack, und — mit einem Knall bläht sich der Sack wieder auf. Der Schlaf ist dahin. Immer und immer wieder.

Im Biwak, ist es unangenehm — oder laut, schleicht sich die Frage nach dem „Warum" ein. Ein Tor, der frägt! Welch fragwürdige Frage! Das „Warum", das uns bedroht und herausholen will aus den Wänden, gestellt von Unverständigen, wird auch heute nicht gelöst. Zwar ist der Ansatzpunkt anders als der unserer Väter, und die Wissenschaften unserer Zeit setzen uns zu, behaupten hinter die Fassade unseres Gesichtes zu schauen, unsere Wünsche und Programme zu erkennen, uns im soziokulturellen Zusammenhang zu „erklären" — aber: Was für ein entscheidender Unterschied, um das „Warum" des Bergsteigens zu wissen zu meinen, das „Darum" aber zu erleben! Arme Tröpfe, die Psychoanalytiker und Soziologen! Sie beschreiben mich, ja, das Erlebnis aber können sie nicht nachempfinden.

Ich denke an den Faustriß, in den ich heute die Hand quetschen mußte, um mich festzuhalten; an das Aufstehen vor einer Ewigkeit; an die Möglichkeit, in ungestörtem Fall hundertsechzig Meter den Berg hinunterzusausen, während ich gleichzeitig von der Sicherheit besessen war nicht zu stürzen. Mein Körper vollzieht noch einmal das Ballett der Senkrechten. Ich denke zurück an einen Tag, den ich mit Klausi durchlebte, der alle Fasern meines Seins erfaßte. Ein Höhepunkt im Leben, der das Leben voll macht!

Flucht vor der Wirklichkeit? Ich fliehe gern! Ich fliehe vor meinem Kopf, der dumpf ist oder zuviel denkt, der mir zusetzt, und den ich im Tal lasse.

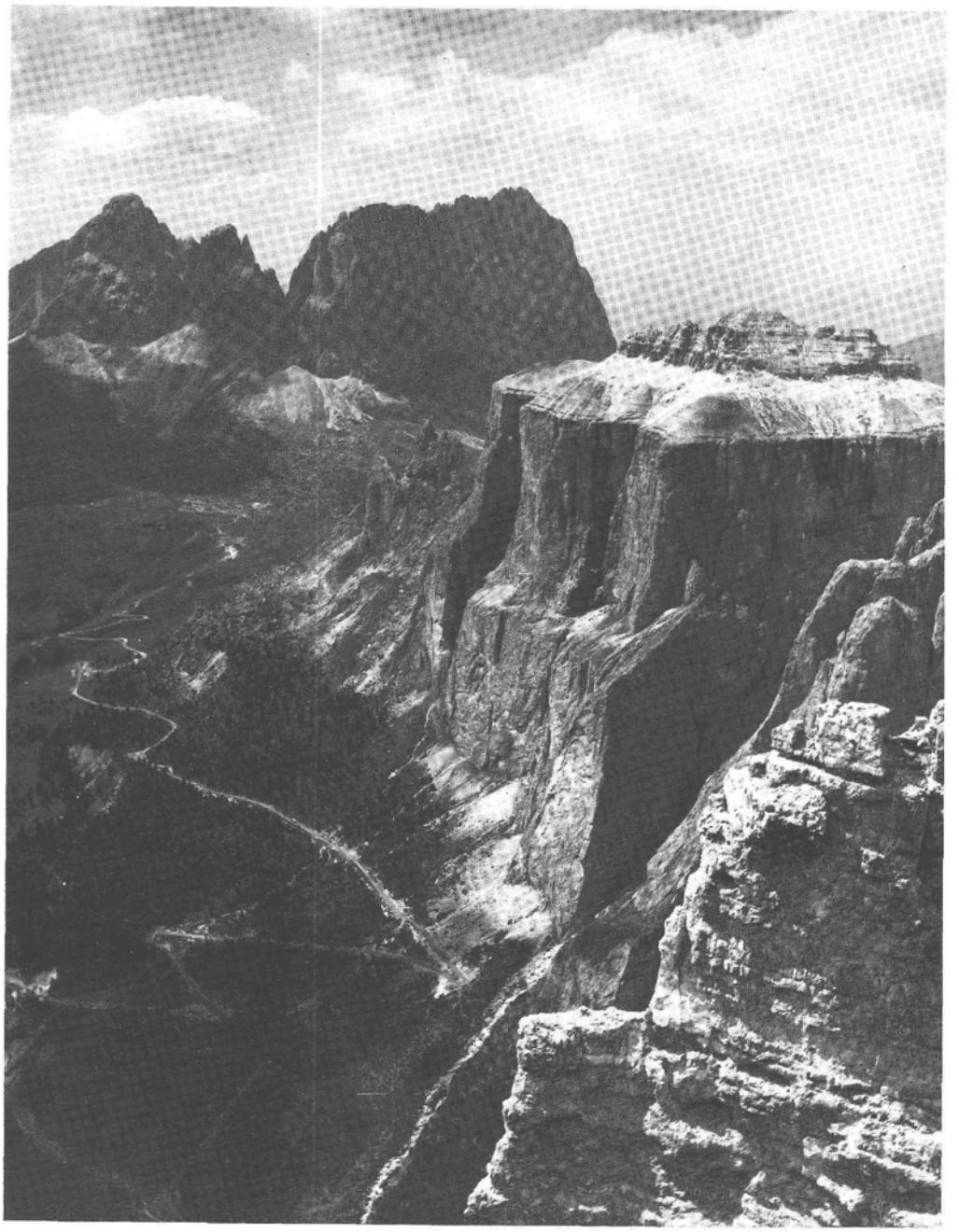
Ich fliehe vor einer Welt, zu der ich keine Lösungen sehe, in der die Tradition lügt und der Fortschritt weh tut.

Und ich finde eine Zuflucht, die mich stark sein läßt am Rande meiner Existenz.

Seichte Schimmer am Horizont melden das Ende des Dunkel.

Wir stehen auf, gehen unseren Weg und finden alte Haken, die uns zum Gipfel begleiten.

Verfasser: Helmut Kiene,
D-886 Nördlingen, Weyrerstraße 2



Blick vom Sass Pordoi auf Sellapaßstraße, Langkofelgruppe
(von links nach rechts: Grohmann-, Fünffingerspitze und Langkofel)
und — rechts davor den Tafelberg Ciavazes.
Die Kante rechts oberhalb der am nächsten an die Wände hinreichenden
Straßenkehre ist die Ciavazes-Südostkante (Abramkante).
Foto: R. Löbl

Südtirol — „ein Land, das zu lieben es viele Gründe gibt ..."

Ludwig Bertle

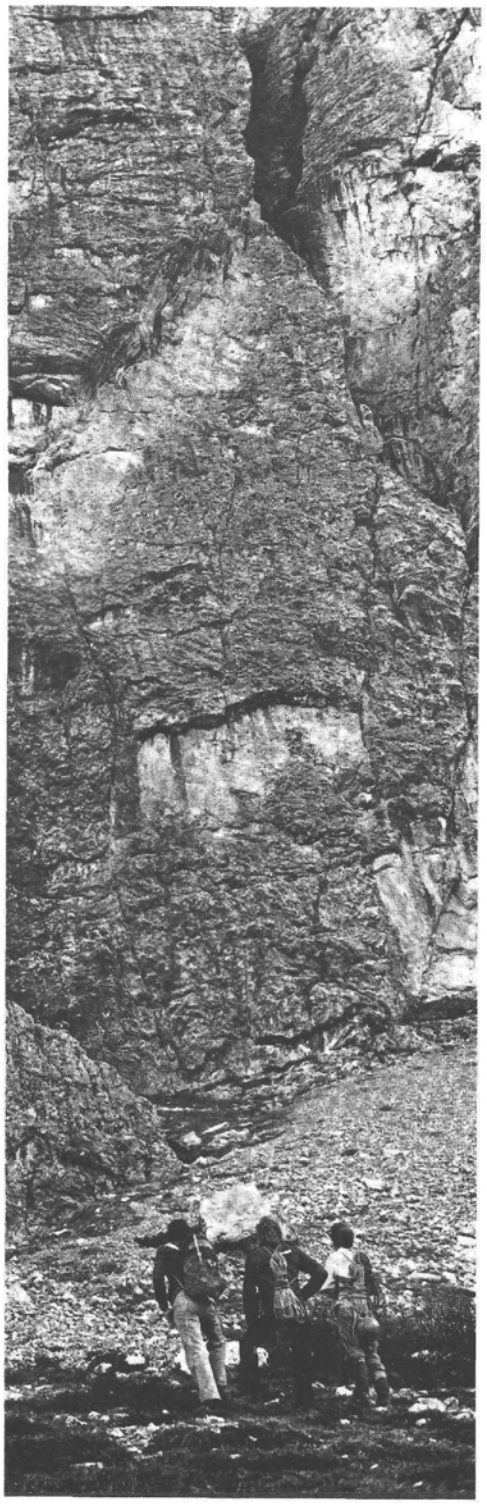
Die Kontakte zwischen der AV-Jugend Südtirols und der des DAV dürfen mit Recht als gut bezeichnet werden. Letztes Jahr, 1974, fanden zwei Lager im Rosengarten statt, deren Wert nicht allein an begeisternden Kletterfahrten zu bemessen ist, sondern zu gleichem Anteil am Erfahren und Verstehen der Menschen aus dem anderen Land, heuer führt die Gegeneinladung ins Oberreintal. Beide Seiten interessieren sich füreinander in einem Maß, das Normales überschreitet und bei Lichte auf Zuneigung schließen läßt. Daran wie an ein Wort Molières, das da fordert, einem Menschen um so weniger zu schmeicheln, je mehr wir ihn lieben, sollte sich der Leser des nachstehenden Beitrags gelegentlich erinnern.

Wir stiegen einen schmalen, bretterbezäunten Feldweg hinauf, genossen die laue Luft eines Frühsommerabends, innerlich jedoch auf unsere Südtiroler Freunde gespannt. Ob sie zu Hause sind? Vielleicht waren sie irgendwo beim Bergsteigen, nützten die Feiertage und das schöne Wetter aus.

Die Begrüßung war stürmisch, von überschäumender Herzlichkeit, als beträte man ein Haus, sonnendurchflutet, alle Türen geöffnet. Lachende Gesichter, wir mußten trinken, bald hatte uns eine bacchantische Stimmung eingefangen. Die Gespräche, ziellos angelegt, pendelten zwischen gemeinsam Erlebtem aus dem vergangenen Jahr und dem Problem des Südtiroler Deutschtums, ohne sich an einem Punkt festzuhaken. Bergsteigergeschichten wurden wie Alltagsware gehandelt, unter Verzicht auf schmückende Ranken, wie es nur der unausgesprochenen Übereinkunft Wissender zukommt. Bei den politischen Fragen waren wir die Kinder, die bei dem Wörtchen „welsch" die Ohren spitzten, im Gedenken der Humanitätsideale eines „Risorgiomento" auch widersprechen wollten, schließlich aber doch, angesichts der Ernsthaftigkeit auf den roten Gesichtern, schwiegen und zuhörten. Wir wollten verstehen. Ein Land, das uns mit seiner Landschaft oft genug zu bezaubern vermochte, ein Garten Eden, wenn man im rechten Moment die Augen zu öffnen und zu schließen vermochte, wollte von uns nicht mit der gefärbten Brille urlaubsschwangerer Touristen gesehen werden.

Am Straßenrand drängen sich Knäuel sonntäglich gekleideter Menschen um die Kotflügel ihrer Autos, die mit gezogenen Handbremsen und eingelegten Gängen in Buchten stehen, den hochgebauten, mit angestrengtem Gebrumme sich vorwärts schiebenden Bussen Platz zu machen. Die Straße ist hier ein grauschwarzes Band, mählich zum Paß hin ansteigend, von großen Felsblöcken und einem schütteren, schon von Latschenbeständen durchsetzten Nadelwald umgeben. Nur 50 m weiter verlieren sich die letzten Fichten, durch die Höhenlage zum Zwergendasein verurteilt, in groben Schuttreisen. Durch Wasserrinnen gegliedert und zu Kegeln aufgeschüttet, lehnen sie mit ihrer Rückseite an eine riesige, in ihrer Flächenhaftigkeit plakativ wirkende Felswand, an die 500 m hoch aufgestellt. Vom Schwarz der Wasserstreifen reicht die Farbskala über das Mausgrau der geneigten Plattenfluchten, dem Gelbrot der überhängenden Wandteile, dem Weiß der letzten Schneebänder, bald von grünen Graspolstern abgelöst, bis zur tintenhaften Bläue des Himmels. Kanten und Schluchten teilen die Fläche in ungleiche Karos, von Symmetrie keine Spur, stattdessen ungebändigte Willkür der Formen.

Vor der letzten Kehre lassen wir das Auto stehen, vertauschen die Turnschuhe gegen die starrsohligen Kletterschuhe und streben unserer, zum Greifen nahe Kante zu. Der touristische Hochbetrieb pfingstfeierlicher Tage läßt großen Andrang auf unsere Führe erwarten. (Ob sie alle der Niederkunft des Heiligen Geistes zuvorkommen, die Distanz zur himmlischen Sphäre verkürzen wollen?) Acht Uhr vormittags, den Sonnenstrahlen gelingt es endlich, indem sie einen höheren



Ausgangspunkt suchen, das Bollwerk des Sass Pordoi zu überwinden, ohne jedoch seine steile, 800 m hoch aufstrebende Westflanke aus ihrem Schattendasein erlösen zu können. Im Nu ist unsere Wand sonnenüberflutet, schlafende Farben erblühen. Wir tun gut daran, nicht lange zu verweilen. Am Einstieg machen sich bereits vier italienische Kletterer zu schaffen, die nächsten sind wohl schon unterwegs.

Die Südostkante der Ciavazes. Durch das abrupte Abhacken der Wand mit einem eigenartig spitzwinklig-scharfkantigen Aussehen bedacht, eine Wirkung, die durch eine östlich unmittelbar anschließende tiefe Schlucht verstärkt wird. Mit der Nähe wächst die Steilheit. Die hoch oben, nahe dem Gamsband liegenden Punkte fliehen nach außen, nach Süden und bedrohen mit ihrer ungeheuren Energie unsere Köpfe, die wir in gutgläubiger Überzeugung mittels roter Plastikhelme davor schützen wollen. Der Anstieg der unteren Kantenhälfte ist klar ersichtlich, steile, grasdurchsetzte Platten führen zum Fuß eines schmalen Risses, der sich zuletzt in einem bauchigen Überhang verliert. An dieser Stelle beginnt das Auge regelmäßig nach Haltepunkten oder gar seitlich verborgenen Fluchtwegen zu suchen, mit dem Erfolg, daß es nichts findet und dem Hirn die Überlegung anheim stellt, es solle sich vorerst keine Sorgen machen, sich an besagter Stelle den Sachverhalt nochmals vorlegen lassen und dann entscheiden.

Die ersten Klettertouren im Jahr erzeugen immer wieder das Gefühl, die Gesetze der Überwindung der Schwerkraft mit Hilfe kleiner Felsvorsprünge, die es zu sehen und in koordinierender Weise zu ergreifen gilt,

Links: Unter den Wänden des Piz Ciavazes. „Die hoch oben, nahe dem Gamsband liegenden Punkte fliehen nach außen, nach Süden und bedrohen mit ihrer ungeheuren Energie unsere Köpfe ...“ Foto: R. Karl

nicht zu kennen. Regelmäßig kehrt das Staunen über das Mögliche wieder, man verharrt zunächst darin, statt es in Ruhe und Gezieltheit der Bewegungen umzusetzen.

Das Klettern macht Spaß, stetig gewinnen wir Höhe, unnahbar aussehende Stellen lösen sind in handliche Griff- und Trittanordnungen auf, wir wissen sie nach einigem Zögern auch zu nutzen, manchmal unbeholfen, gleich tapsigen jungen Bären. Das Latschenfeld am Einstieg verflacht, die Schuttreisen verlieren ihre Grobkörnigkeit, alles wird zu flächigem Grün und Grau. Nur die Autogeräusche, vom monotonen Brummen, das nur an den Kehren an- und abschwillt, bis zum hellen Kreischen kleiner Motoren, die auf diese Weise Aufmerksamkeit erregen wollen, dringen in unsere vertikale Welt ein. Die gleißende Nordflanke der Marmolata, die Pordoi-Wand, riesig und unmittelbar und die ferneren, im Dunst ineinandergeschobenen Gipfel der Rosengartengruppe: Sie bleiben stumme Kulisse, auf den Standplätzen mit Erstaunen ob ihrer unbegreiflichen Schönheit wahrgenommen, in die man sich nach Belieben versenken kann unter Ausschluß der Angst, ihrer je satt zu werden. Der Überhang verliert tatsächlich sein abweisendes Aussehen, je näher wir kommen. Eine kurze Querung nach rechts an die Kante fällt leicht und entläßt uns in eine graue Platte mit verblüffender Griffigkeit. Die Spannung löst sich etwas, der Weiterweg wird leichter, gewundene Seillängen um die Kante führen auf das Gamsband, auf dem ein leichter Wind die Stirn trocknet. Vom Gipfelplateau fallen Bäche von Schmelzwasser, biegen sich im Wind, werden schließlich in feine Tropfen zerstäubt, um wieder in glitzernden Fontänen vereint zu werden. Dem Betrachter des zerlegten Lichts bleibt die Frage, ob seine eigenen Tageseindrücke nicht ebenso zufällig waren, wie die Wasserspiele über ihm oder ob er sich gar betrog.

Auf der Suche nach den Zügen, die man charakteristisch für Südtirol nennen möchte, fällt es schwer, aus der Menge in sich widersprüchlicher Bilder ein stimmiges zu gewinnen. Vielleicht ist die Suche nach Stimmigkeit gar ein Auswahlverfahren, das die schönen Bilder einseitig bevorzugt, die unangenehmen, unpassenden zur Seite stellt. Daß ganz bestimmte Plätze bevorzugt werden, solche der Hermetik, der Unberührtheit, der Ursprünglichkeit, geschieht nicht zufällig. Der Zusammenhang mit Wertvorstellungen, was dieses Land sei und zu sein habe, liegt nahe. Doch welcher Art sind sie? Sind nicht gerade die Fremden, die Besucher geneigt, eine Bestätigung ihrer vorgefertigten Klischees über das Land zu suchen? Verlangen nicht gerade sie, daß Südtirol in seiner kulturellen Substanz Museum zu sein habe, in das man gern dreimal im Jahr ausfliegt? Auch ich retuschiere meine Bilder, bevorzuge eine ganz bestimmte Sorte, weil ich die anderen nicht sehen mag ob ihrer Unerfreulichkeit. Diese ganz bestimmte Sorte:

Hügeliges Wiesengelände, 2000 m hoch gelegen, nach oben begrenzt durch steile Schrofenhänge, die sich rasch zu den Lotwänden des Laurins und denen der Vajolettürme aufsteilten, zum Tal mit seiner lauten Paßstraße hin schützte ein struppiger Wald und eine Stunde Gehzeit. Ebenfalls Wald und tiefeingefressene Wasserrinnen bildeten seitliche Begrenzungen, so daß sich der Eindruck aufdrängte, an einem hermetischen Ort zu lagern. Die Ausdehnung des Areals, vereinzelte, wie zufällig angeordnete Zirben- und Lärchengruppen und die Öffnung zu den Felswänden hin ließen Enge nicht entstehen. Vielmehr meinte man, sich auf einer riesigen Veranda zu befinden, die es erlaubte, in einem Blick die saftgrünen Wiesen des Tierser Tals mit dem dunstbraunen Klotz der Brenta zu vereinen. Die Hälfte des Geländes waren Almen, abgezäunt und durch die Huftritte der Rinder in ringförmig angelegte Terrassen gestuft, die andere Hälfte Wiesen, die im Juligras standen und sich mit einer Fülle von Sommerblumen zierten, verschwenderisch bis zum Grade der Maßlosigkeit. Die Schönwettertage waren streng vom Lauf der Sonne bestimmt. Die kühlen Morgen mit taunassen Gräsern machten frösteln, bis es den ersten Sonnenstrahlen gelang, am Delagoturm vorbei zu spitzen und in Minutenschnelle dem Westhang sein blaugraues Tuch abzunehmen, ihn dafür in Pastellfarben zu kleiden, die, je stumpfer der Strah-

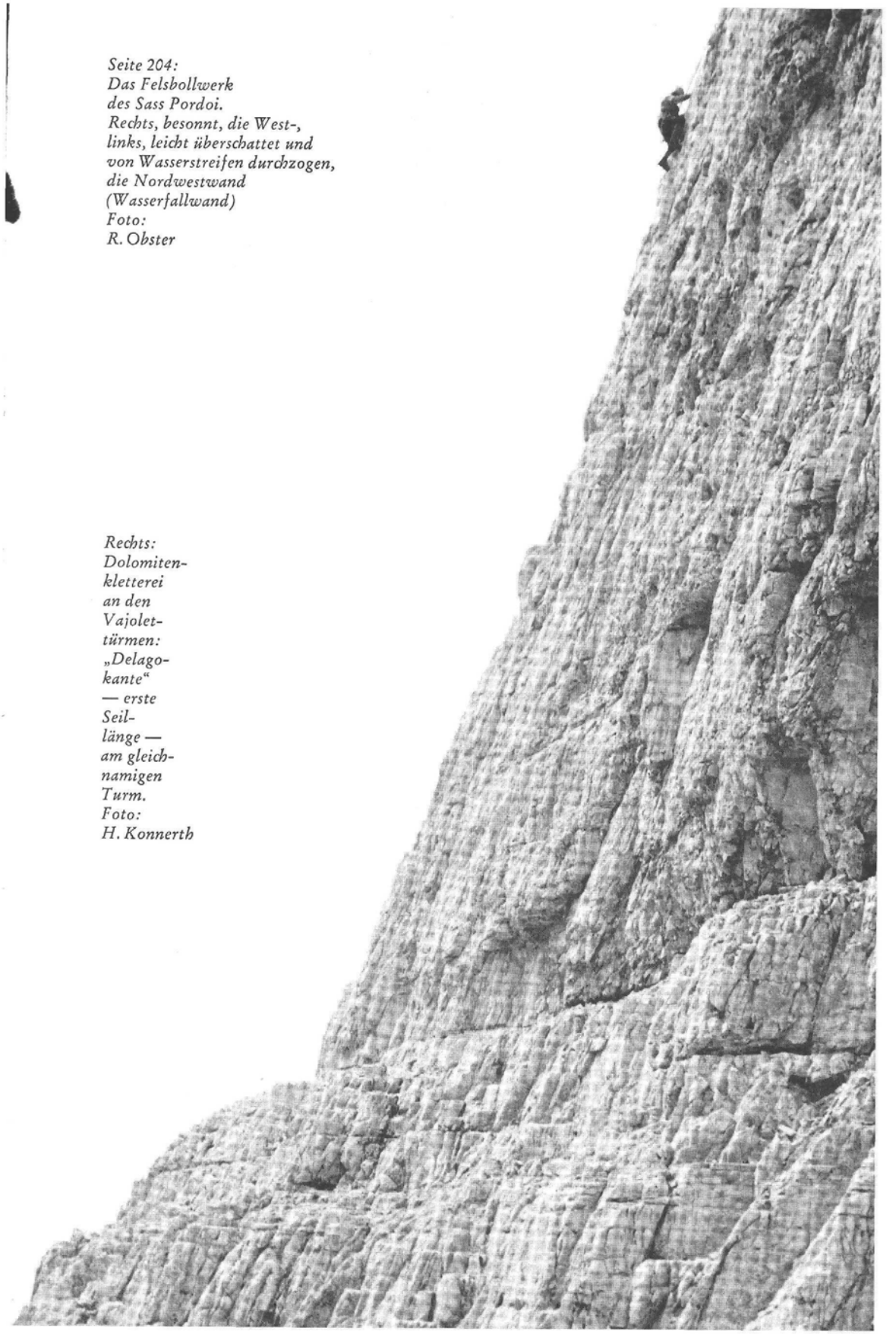
lenwinkel wurde, an Fülligkeit gewannen. An den späten Nachmittagen fanden wir die Märchenwiese wieder, Stengel und Blätter getrocknet, die Kelche geöffnet, die Schatten hatten sich gekehrt, die Schwüle des höchsten Sonnenstandes fand sich nur noch im Wald. Im Südwesten bildete sich eine in der Tiefe verdichtete Dunstmauer, die Täler und niedrige Bergketten einhüllte. Die Sonne, nicht mehr weißglühend wie am Morgen, sondern schon in gedämpftem Gelbrot, drohte sie aufzusaugen und ihr das Licht zu stehlen. Die fingrigen Schatten der Bäume hatten sich hangaufwärts gereckt, waren gegen den leuchtenden Widerschein der Laurinswand gekrochen und hatten diesen letztlich besiegt. Aus dem Tal kamen die Dämpfe der Nacht zu uns herauf, wir ließen uns einhüllen, vereinigten die Müdigkeit unseres Tagwerks mit ihnen.

Die andere Sorte: Ein Gasthof in St. Christina, einer von wenigen, die in der Zwischensaison geöffnet haben. Die geschäftige Zeit des Skilaufs ist vorüber, es blühen bereits die Apfelbäume. Die Phantasie hat leichtes Spiel, sich den Trubel der Osterzeit vorzustellen, all die pompöse Ernsthaftigkeit, mit der die Skiurlauber ihre Zeit verbringen. Die Einheimischen, die — ohne die plappernde Grazie der Italiener — ihre Geschäfte bestellen unter Ausnutzung scheinbarer Bodenständigkeit. Wer kennt nicht die vielen Variationen der Selbstverleugnung des eigenen Wesens, die nötig zu sein scheint, um den ahnungslosen Touristen zu gefallen, die Haßliebe zum eigenen Gewerbe?

Heute finden sich keine drängelnden Autos zwischen mannshohen Schneehaufen, die Schlangen an den Bahnen und Skiliften sind verschwunden. Die Brutstätte touristischer Urlaubswelt ist zum Dorf geschrumpft, dem

Seite 204:
Das Felsbollwerk des Sass Pordoi. Rechts, besonnt, die West-, links, leicht überschattet und von Wasserstreifen durchzogen, die Nordwestwand (Wasserfallwand)
Foto:
R. Obster

Rechts:
Dolomiten-kletterei an den Vajolet-türmen: „Delago-kante" — erste Seil-länge — am gleich-namigen Turm.
Foto:
H. Konnerth



seine alpenländisch aufgemachten „chiuso"-Pensionen wie zu groß geratene Kleider stehen. Die eigentümliche Ruhe des warmen Sonntagnachmittags läßt ahnen, wie es hier einmal gewesen sein könnte. Aber der Eindruck wird von dem Kellner im schwarzen Frack, der hochnäsig und mißmutig die wenigen Gäste bedient, schnell verwischt. Stimmigkeit im Ganzen existiert nicht mehr. Die Freizeitindustrie verfremdet die Züge des Landes, sie prägt sie mehr als die seiner Besucher. Für jene, die in der Landschaft ein unberührtes Paradies, in den Bewohnern die verwurzelten, stolzen Bergbauern suchen, empfiehlt es sich, weite Teile des Landes für einige Monate im Jahr zu meiden. Der Gesamtheit der Bilder wohnt Widersprüchlichkeit inne, die Kluft scheint tief und nicht zu schließen.

Südtirol als Inbegriff der Heimat. Viele Gründe lassen sich dafür anführen, jene, die in der wechselvollen Geschichte des Landes beruhen und andere, die gerne als Mentalität des Volkes bezeichnet werden. Die erbitterten Kämpfe des 1. Weltkrieges, in ihrer globalen Sinnlosigkeit bis heute noch nicht begriffen, verstärkten die Bindung der Bevölkerung an ihren angestammten Wohnort. Überwiegend bäuerlichen Ursprungs, besaß sie immer schon ein engeres Verhältnis zu den Feldern ihrer nächsten Umgebung, die Arbeitsplatz und Lebensinhalt zugleich waren. Die Bindung an die Scholle war verknüpft mit Schollentreue, die wiederum die wichtigste Voraussetzung für die bedingungslose Verteidigung der „Heimat" bildete. Daß auch die Südtiroler vor den chauvinistischen Karren vaterländischer Ideologie gespannt wurden, war nur folgerichtig und ist ihnen, die an höchste Not glaubten, nicht anzulasten.

Der Abwehrkampf gegen das nationalistische Italien, das im Höhenflug seiner Staatwerdung Expansionsbestrebungen entwickelte, die keine Rücksichten auf Minoritäten wie die Südtiroler nahmen, wurde zum Kampf um das politische Überleben. Die Abneigung gegen das Welschtum im Westen wie im Süden besaß jahrhundertelange Tradition. Deutsch-welsch war Ausdruck eines Kulturgegensatzes, der immer wieder Nahrung fand und in der Südtirolfrage eine Aufgipfelung erfuhr. Noch die Gegenwart läßt im Hintergrund der Autonomiebestrebungen das verzweifelte Bemühen um die Bewahrung deutscher, d. h. Südtiroler Eigenart erkennen.

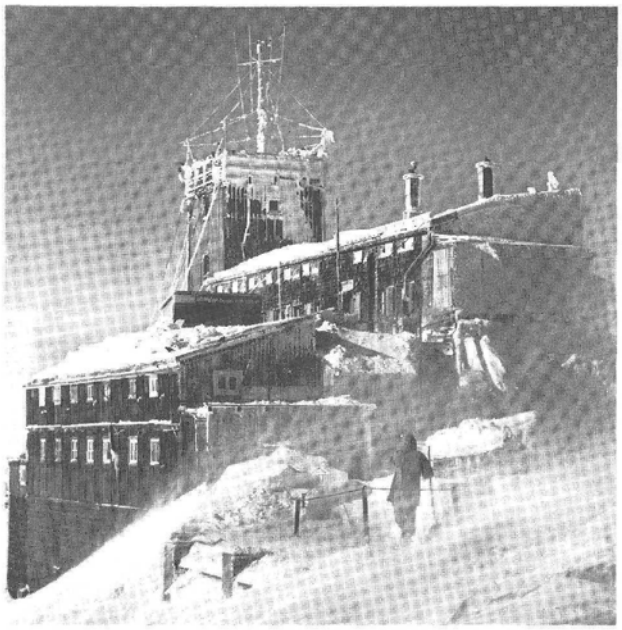
Den Außenstehenden fasziniert die Verbindung von wilder Gebirgslandschaft und dem Wesen der Bewohner, das zweifellos durch die Umweltbedingungen geprägt ist. Das Festhalten an der „Heimat" ist in einer Zeit vermehrten Ortswechsels und zunehmender Beziehungslosigkeit zur Natur ein Phänomen geworden, das interessiertes Nachfragen erwarten darf.

Heimat entsteht aus einer Fülle von Erinnerungen, die zusammengeschmolzen ihre Herkunft nicht mehr erkennen lassen und doch die Gefühlswelt des Menschen beeinflussen. Vor allem Landschaft ist Heimat. Zu fragen, warum Menschen an ihren steilen und oft kargen Bergwiesen oder an ihren unwegsamen Wohnorten hängen, provoziert Antworten aus dem Bereich des Irrationalen. Heimat ist auch Mundart, die Wörter laufen in vertrauten Bahnen. Gemeinsamkeit hat das Gefühl der Zugehörigkeit zur Folge: gemeinsame Landschaft, die gleiche Geschichte der Bedrängnis, die Verteidigung einer engen und dadurch homogenen Kultur, die gemeinsame Herkunft. Heimat ist immer auch ideologiegefährdet. Südtirol bietet auch dafür Beispiele in Fülle. Heimat ist ein Bezirk, in dem durch unbewußte Anpassung die Illusion erzeugt wird, Identität zwischen sich und der Umwelt hergestellt zu haben. Zu fragen bleibt, ob diese Anpassung nicht letztlich doch selbstentfremdet. Identifikation einer Mehrheit aus Angepaßten verhindert die Identität des Menschen mit sich selbst. Eine mögliche Folge davon ist der Chauvinismus: Verzicht auf eigenes Bewußtsein und unkritische Übernahme eines Kollektiven. Man mag darüber Sorge tragen, daß ein Land, das zu lieben es viele Gründe gibt, seinen Menschen hilft, ihre Identität zu wahren oder zu finden. Wir Außenstehende sollten diesem Bemühen Respekt zollen, lernen zu verstehen.

Verfasser: Ludwig Bertle,
D-8 München 81, Oberföhringer Straße 129

75 Jahre Wetterstation Zugspitze

WOLFGANG BRUNNER



Münchner Haus und Wetterturm auf der Zugspitze. Foto: Archiv

Am 19. Juli 1900 fand die Einweihung des neben dem Münchner Haus neuerbauten Turmes der „Kgl. Bayerischen meteorologischen Hochstation" auf der Zugspitze statt. Der erste Beobachter, Josef Enzensberger, war ein bekannter Bergsteiger, von 1886 bis 1887 Vorsitzender des Academischen Alpenvereins. Der Alpenverein war es überhaupt, der den Anstoß zur Erbauung der Station gab und auch einen Teil der Finanzierung übernahm. Die Generalversammlung 1898 in Nürnberg ermächtigte „unter begeisterter Zustimmung", wie es in einem Bericht der Zeitschrift des DuOeAV von 1900 heißt, den Zentralausschuß, „sofort den Bau zu beginnen und die Gesamtkosten vorschußweise den Kassenbeständen zu entnehmen". Die Baukosten beliefen sich auf 20 000 Reichsmark, das wären heute etwa 200 000,— DM nach dem Baukostenindex. Kein kleiner Brocken also für einen Verein, der damals 45 500 Mitglieder zählte! Der bayerische Staat gab dann schließlich 12 000 RM dazu, der Rest von 8000 RM verblieb dem Alpenverein. Von den Kosten entfiel ein Drittel auf die Baumaterialien, ein Drittel auf den Transport und der Rest auf die Bauarbeiten. Das gesamte Material mußte von Trägern zur Baustelle in fast 3000 m Höhe transportiert werden. Für den Weg von Partenkirchen zum Zugspitzgipfel erhielt ein Träger damals 26,— RM pro 100 kg (150,— DM). Der fertiggestellte Turm wurde dann vertraglich „für alle Zeiten" der „Kgl. Bayr. meteorologischen Zentralstation" in München übergeben. Der Deutsche Wetterdienst als Nachfolgeorganisation wohnt noch heute mietfrei in dem äußerlich kaum veränderten Turm auf Deutschlands höchstem Berg!

Was bewog den Vorstand des Alpenvereins wohl damals zu einer so aktiven Förderung einer Sache, die, so würde man heute sagen, Angelegenheit des Staates war und ist? Es soll hier nicht über das unterschiedliche Staatsbewußtsein im Kaiserreich und heute diskutiert werden. Man glaubte jedenfalls, gute Gründe dafür zu haben, die junge Wissenschaft der Meteorologie nach Kräften zu unterstützen. Insbesondere der Zweig, der sich mit dem Klima im Gebirge beschäftigte, erschien wichtig! Kein Wunder, daß die Hochstationen, die in dieser Zeit auf dem Pic du Midi, 2877 m, dem Säntis, 2500 m, dem Sonnblick, 3100 m, und auf der Zugspitze, 2965 m, entstanden, das größte Interesse der alpinen Vereine fanden.

Im Laufe der Entwicklung des Alpinismus wurden die klettertechnischen Schwierigkeiten mit modernen Mitteln immer besser bewältigt. So gibt es heute Bohrhaken für die

ganz Extremen und „Eisenwege" für die Masse der Durchschnittsbergsteiger. Dem Wetter und seinen Unbilden ist heute noch jeder, der in die Berge geht, genauso ausgesetzt wie vor 75 Jahren. Ein Wetterumschlag mit Nebel, Vereisung, Schneefall, Temperatursturz oder Blitzschlaggefahr kann auch heute noch die leichteste Tour zum gefährlichen Unternehmen machen! Abgesehen davon ist eine Bergtour bei schlechtem Wetter einfach kein Genuß! Leider kommen jedoch immer wieder selbst geübte und erfahrene Bergsteiger bei überraschenden Schlechtwettereinbrüchen ums Leben. Keine Chronik zählt die Noch-einmal-Davongekommenen! Jeder, der in die Berge geht, um Erholung oder Entspannung zu finden, oder auch um Aufgaben zur Bewährung zu suchen, sollte sich ebenso gut mit dem Wetter auskennen wie mit seiner bergsteigerischen Ausrüstung! Dies gehört genauso dazu wie Erfahrung und Kondition.

Ein kurzer Blick zum Himmel oder auf das Barometer genügt keineswegs. Auch nicht die Kenntnis einiger primitiver Wetterregeln. Nur Menschen, die dauernd in der freien Natur leben und von ihr abhängig sind, entwickeln einen gewissen Instinkt, der sie zusammen mit einer geschärften Beobachtungsgabe und langjähriger Erfahrung befähigt, das Wetter zu „riechen". Aber selbst Hüttenwirte sind heute meist so stark anderweitig beschäftigt, daß die Voraussetzung für diese Eigenschaften nicht mehr gegeben ist. Trotzdem sollte zunächst den Vorhersagen und Warnungen von Hüttenwirten und Einheimischen größte Beachtung geschenkt werden.

Das Zweite ist die eigene Beobachtung. Man sollte wissen, was Wolken, Windrichtung, Temperatur und Luftfeuchtigkeit und ihre Veränderung bedeuten können. Dafür sind in der Natur immer Anzeichen vorhanden. Als Drittes stehen uns heute umfassende Informationen über die Gesamtwetterlage und ihre Entwicklung zur Verfügung. Es wird oft an der Zuverlässigkeit der offiziellen Wettervorhersagen gezweifelt, zahllose Witze kursieren, und es gibt kaum einen Bergsteiger, der nicht Fälle zu erzählen weiß, bei denen ihn der Wetterbericht „ausgeschmiert" hat! Gerade diejenigen, die in den Bergen die Natur suchen, müssen aber wissen, daß auch das Wetter ein Teil der Natur ist. Es ist genauso vielgestaltig wie ein Bergkamm oder ein zerklüftetes Kar, freundlich wie eine Almwiese oder stürmisch wie ein Bergbach. Natürlich übt die Bergwelt ganz besondere, oft kaum vorhersehbare Einflüsse auf das Wetter aus. Die Wissenschaft, auch die Meteorologie, versucht immer, zu ordnen und Gesetzmäßigkeiten zu finden. Auch das Wettergeschehen läuft nach bestimmten physikalischen Gesetzen ab, allein dafür sind unzählige Faktoren maßgebend, von denen nur einige gemessen und beobachtet werden können.

Seit der Einweihung der Wetterstation auf der Zugspitze hat sich, wie so vieles, auch die Meteorologie gewaltig weiter entwickelt. Sie hat auch von den Fortschritten auf anderen Gebieten, besonders des Nachrichtenwesens profitiert. Von 1900 bis 1930 mußten die Zugspitzmeteorologen noch die ganzen langen Wintermonate allein auf dem Berg verbringen, nur durch das allzu oft ausfallende Telefon und Tastfunk mit der Umwelt verbunden. Nach dem Bau der Zahnradbahn gestaltete sich das Leben der Beobachter erträglicher. Bis 1964 war die Station mit Meteorologen besetzt, die in dieser Höhe unter oft schwierigsten Bedingungen Forschungen betrieben. Heute ist die Zugspitze als Beobachtungsstation in das internationale Netz von Meldestellen eingebaut. Die Beobachter, die sich täglich ablösen, geben alle Stunde über Fernschreiber ihre Meldungen nach München-Riem weiter. Dabei werden die Werte von Windstärke und -richtung, Temperatur und Luftfeuchtigkeit, Luftdruck und -tendenz, Sicht, Wolken und Niederschlag nach einem auf der ganzen Welt gültigen einheitlichen Zahlencode verschlüsselt. Über ein wetterdienstegenes Fernschreibnetz werden die gesammelten Meldungen verbreitet. In den Zentralen zeichnen computergesteuerte sogenannte „Plotter" die Meldungen unverzüglich in Karten ein, die dann den Meteorologen zur Analyse zur Verfügung stehen. Die Wetterkarten werden über Funk ausgestrahlt und können von Faksimilegeräten auf den Empfangsstationen in den Wetterämtern und Flugwetterwarten aufgenom-

men werden. Ebenfalls zu bestimmten Zeiten werden Wetterballons hochgelassen, die über einen kleinen Sender Daten von Temperatur, Feuchte und Luftdruck zur Erde senden. Die Ballons werden mit Radargeräten verfolgt, um aus Richtung und Geschwindigkeit des Abtriebs die Windverhältnisse in der Höhe festzustellen. Auch diese Meldungen stehen den Vorhersagezentralen innerhalb kürzester Zeit zur Verfügung. Auf den Weltmeeren sind Wetterschiffe verankert, die zu den gleichen Zeiten wie die Landstationen Beobachtungen anstellen und die Ergebnisse in das Wetternachrichtennetz einsteuern. Satellitenfotos zeigen Wolkenbildung und Verteilung über der Erdoberfläche. Daraus können Schlüsse auf die Lage und Zugrichtung von Tiefdruckgebieten gezogen werden. Die herrschende Wetterlage kann durch Simulatoren im Zentralamt des Deutschen Wetterdienstes in Offenbach a. M. fortgespielt werden, um so die Entwicklungsmöglichkeiten zu verfolgen. Aus den fast 100jährigen Wetterregistrierungen werden ähnliche Fälle herausgesucht, um festzustellen, wie sich bei gleicher Wetterlage der Weiterverlauf abgespielt hat. Alles in allem ein riesiger Apparat, bei dem modernste Mittel eingesetzt werden und bei dem, das ist hervorzuheben, die internationale Zusammenarbeit in beispielhafter Weise funktioniert! Werden doch alle Faktoren bei der Wetterbeobachtung von der Weltorganisation für Meteorologie, WMO, mit Sitz in Genf genau festgelegt: Die Zeit, die Maßeinheiten, selbst die Höhe, in der das Thermometergefäß über dem Erdboden angeordnet sein soll. Auch der Schlüssel, nach dem die Wettermeldungen weitergegeben werden, ist einheitlich für die ganze Welt festgelegt, so daß ein Fachmann in Rußland ohne weiteres eine amerikanische Wettermeldung lesen kann. Dieser ganze Aufwand ist natürlich mit erheblichen Kosten verbunden. Wird dies nun durch entsprechende Erfolge gerechtfertigt? Sind seit der Zeit der „Kgl. Bayerischen meteorologischen Zentralstation" die Wettervorhersagen zuverlässiger geworden? Die Frage muß positiv beantwortet werden! Es werden heute nicht nur mehr Mittel aufgeboten, es wird auch für den Interessenten mehr geboten!

Das Wichtigste bei jeder Wettervorhersage ist die Aktualität. Das heißt, die Information muß so schnell wie möglich vom Beobachter zum Meteorologen und von dort zum „Verbraucher", an die Öffentlichkeit gelangen. So war die moderne Meteorologie überhaupt erst mit der Erfindung des Telegraphen möglich. Hier gab es auch die größten Fortschritte. Während es um 1900 noch fast einen Tag dauerte, bis eine Vorhersage vom Büro des Meteorologen zur Zeitungsdruckerei und von dort über den Versand zum Leser gelangte, verstreichen heute unter Umständen nur Minuten von der Abfassung des Berichtes bis zur Durchgabe im Rundfunk. 1876 wurde die erste Wetterkarte von der Deutschen Seewarte in Hamburg herausgegeben, sie war nur Fachleuten zugänglich und verständlich. Heute erscheint allabendlich die Wetterkarte im Fernsehen. Über den Rundfunk werden mehrmals täglich die neuesten Wetterberichte gesendet. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Telefonansagen, die Auskunft über die Wetteraussichten in ganz Europa oder auch über Wintersportmöglichkeiten geben. In Garmisch-Partenkirchen kann man z. B. unter der Telefonnummer 5 20 20 das Wetter auf der Zugspitze erfahren. Das gleiche ist in München unter der Nr. 59 84 84 und in Augsburg unter 9 66 80 möglich. All diese Errungenschaften müssen vom Einzelnen, speziell vom Bergsteiger, entsprechend genutzt werden. Dazu gehört Erfahrung und einiges Wissen. Was hilft uns schließlich selbst eine gute Ausrüstung, wenn wir nicht damit umgehen können? So ist es auch mit den vielfältigen Wetterinformationen, die uns heute zur Verfügung stehen. Es muß ja nicht einmal der Wetterbericht sein: Die Autofahrersendungen der Rundfunkanstalten bringen Meldungen über Regennässe auf bestimmten Straßen. Dann sollte man sich z. B. in München überlegen, ob es sich überhaupt lohnt, ins Gebirge zu fahren, wenn es im Westen oder Norden bereits regnet!

Die Wettervorhersage selbst wird um so ungenauer, je größer der Raum und der Zeitraum ist, für den sie gilt. Es ist klar, daß eine Vorhersage für ganz Deutschland die Verhältnisse im Alpenraum nur wenig berücksichtigen kann, wenn sie in einer be-

schränkten Sendezeit verbreitet werden muß. Es wurde schon erwähnt, daß die Vorhersagen in Zeitungen zu lange brauchen, bis sie zum „Verbraucher" gelangen. Außerdem ist zu bedenken, daß bei der Wettervorhersage nur eine Möglichkeit der Wetterentwicklung berücksichtigt werden kann. Oftmals gibt es aber mehrere. Würden sie alle aufgeführt, so wäre jedermann völlig verunsichert. Nur für die Luftfahrt, die ja in besonderem Maße vom Wetter abhängig ist, gibt es Möglichkeiten, verschiedene Wetterentwicklungen und Prozentzahlen der Möglichkeit ihres Eintretens vorherzusagen. Diese Informationen können aber nur von Fachleuten ausgewertet werden!

Für den „Normalverbraucher" bleibt also eine gewisse Unsicherheit. Bei zweifelhafter Wetterlage bleibt der Bergsteiger oder Bergwanderer auch heute noch, trotz aller Technik, im ungewissen, soll er die Tour antreten oder kann es zu gefährlich werden. Die drei hier angeführten Möglichkeiten zur Orientierung über das Wettergeschehen können weiterhelfen: Aussagen von Einheimischen, eigene Kenntnisse und Beobachtungen sowie alle erreichbaren Informationen. Kombiniert man das alles zusammen, so wird ein gewisser Grad von Sicherheit und Übersicht erreicht. Mehr ist in der Natur, die uns immer wieder Überraschungen bieten wird, kaum möglich! Wer die 100%ige Sicherheit anstrebt, sollte nicht in die Berge gehen!

Hier ist nicht der Platz für eine umfassende Wetterkunde. Einige Besonderheiten des Wettergeschehens im Alpenraum sind jedoch so interessant, daß näher darauf eingegangen werden soll:

Die Bergwelt selbst übt natürlich einen eigenen Einfluß auf das Wetter aus. Es läuft im Gebirge anders ab als im Flachland oder über dem Meer. Die sehr vielfältigen besonderen Einflüsse machen die Vorhersage nicht eben einfacher!

Allgemein muß man sich zunächst einmal mit der herrschenden und zu erwartenden Luftströmung vertraut machen. Im Gebirge selbst ist die Windrichtung außerordentlich schwer festzustellen. Bergketten und Talzüge wirken verfälschend, nur auf freistehenden Gipfeln kann die Windrichtung einiger-

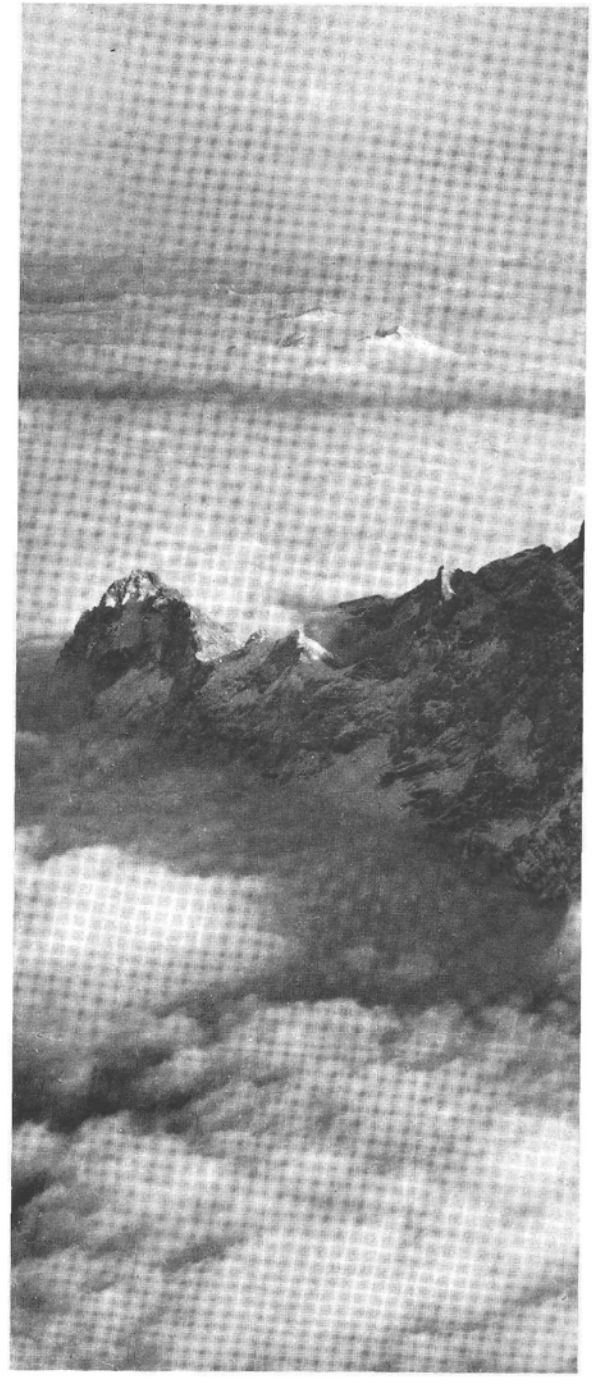


Foto: Bertram Luftbild, München-Riem
Freig. Reg. v. Obb. G 4/5929

Das Zugspitzmassiv über einem Wolkenmeer; ganz links außen der Waxenstein,
der nächste markante Gipfel rechts oberhalb die Alpspitze;
der breite schneebedeckte Gipfel rechts der Bildmitte: der Schneefernerkopf,
rechts von ihm die Wetterspitzen mit Wetterkante.
Über dem Gipfel des Schneefernerkopfes die Dreitorspitzgruppe.
Im Hintergrund das Karwendel.

Seite 213: Der Zugspitzwetterwart bei der Arbeit.
Foto: W. Brunner

maßen genau ausgemacht werden. Aus der Wetterkarte können wir jedoch die Luftströmung leicht herauslesen: Die Windrichtung verläuft im *Hochdruckgebiet* immer parallel zu den Isobaren *im Uhrzeigersinn, im Tief entgegengesetzt.* Die Isobaren sind die Linien gleichen Luftdrucks, durch sie wird die Verteilung von hohem und tiefem Luftdruck auf der Erdoberfläche sichtbar. Sie entsprechen den Höhenlinien auf topographischen Karten. Wenn die Luftströmung also in der angegebenen Weise verläuft, so wird auf der Vorderseite eines im W oder NW liegenden Hochs bei uns eine nördliche Luftströmung herrschen! Auf der Vorderseite eines Tiefs wird dagegen der Wind aus südlichen Richtungen wehen. Zieht das Tief nun im N vorbei und überqueren seine Schlechtwetterfronten unser Gebiet, so dreht der Wind plötzlich von SW oder S auf N bis NW. Wir nennen das den Windsprung beim Durchzug einer Schlechtwetterfront. Über seine besondere Bedeutung am Nordalpenrand wird noch zu sprechen sein! Ziehen Tiefdruckgebiete in relativer Nähe, d. h. über Mitteleuropa hinweg nach Osten, so wird der Wind bald wieder von N auf W zurückdrehen. Liegt der Tiefdruckkern aber weit entfernt im N, so wird auf der Rückseite der Störung noch länger eine nördliche Strömung erhalten bleiben. Dies waren nur einige Beispiele, die zu weiterem Nachdenken Anlaß geben sollten! Für das Nordalpengebiet kann generell gesagt werden:

Mit nördlichem oder nordwestlichem Wind wird Kaltluft aus polaren Breiten gegen die Alpen geführt. Abkühlung und oft länger anhaltende Stauniederschläge sind die Folgen!

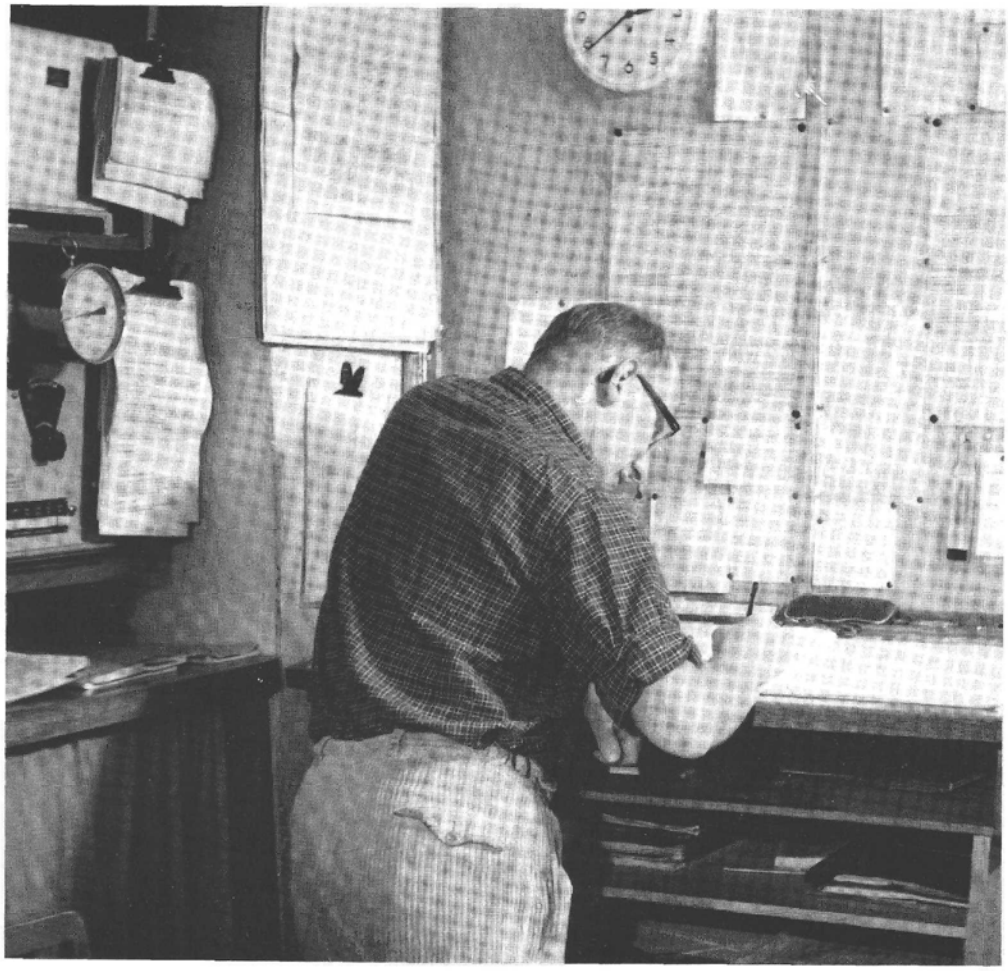
Von W her erreicht feuchte Meeresluft unseren Raum. Eine Westströmung führt nicht zu stärkerer Abkühlung, das Wetter wird sich wechselhaft gestalten mit einzelnen Niederschlägen, aber nicht beständig schlecht!

Von S und SW wird warme Luft über die Alpen geführt, dazu kommt die Föhnwirkung. Ausnahme: Tiefdrucktätigkeit über dem Mittelmeerraum, speziell über Oberitalien, kann bei uns eine südliche Höhenströmung auslösen, mit der Warmluft auf die in den Tälern und über dem Vorland lagernde kältere Luft aufgleitet. Ergiebige Niederschläge sind die Folge!

Von Osten wird in der Regel kühle Festlandsluft herangeführt. Ostwind, der bei uns fast nur bei Hochdrucklagen auftritt, deutet auf beständiges Wetter hin.

Zwei Begriffe wurden erwähnt, die besonderer Erläuterung bedürfen: Der Stau und der Föhn. Beide Erscheinungen, die häufig am Nordalpenrand auftreten, beruhen auf denselben physikalischen Gesetzen: Werden Luftmassen angehoben, das ist beim Überqueren von Gebirgszügen zwangsläufig der Fall, so kühlen sie sich allein durch die Druckverminderung ab. Der Luftdruck nimmt ja mit der Höhe ab. In Garmisch-Partenkirchen, 700 m Meereshöhe, liegt z. B. das Luftdruckmittel bei 705 mm, auf der Zugspitze, 2965 m, beträgt es 530 mm. Die Abkühlung durch Druckverminderung nennt man „adiabatische Abkühlung". Nun kann kühlere Luft weniger Feuchtigkeit aufnehmen als warme Luft. Bei stetiger Abkühlung wird einmal der Punkt erreicht, an dem die Luft mit Wasserdampf gesättigt ist. Die überschüssige Feuchtigkeit kondensiert dann. Zunächst bilden sich Wolkentröpfchen, schließlich fällt Niederschlag aus. Bei ansteigenden Luftmassen kommt es also zunächst zu starker Bewölkung, man spricht auch von Staubewölkung, dann zu anhaltendem, oft ergiebigem Niederschlag. Verständlich, daß gerade am Nordalpenrand, wenn sowieso schon Kaltluft herangeführt wird, die Stauwirkung besonders kräftig in Erscheinung tritt. Hier halten die Niederschläge oft noch tagelang an, wenn sich bei steigendem Luftdruck über dem Flachland längst Hochdruckeinfluß durchgesetzt hat.

Erreicht die Luftmasse unter solchen Umständen den Kamm des Gebirges, so ist die Feuchtigkeit weitgehend ausgefallen. Dann beginnt das Absinken. Der umgekehrte Vorgang spielt sich ab. Durch Druckzunahme erwärmt sich die Luft. Allerdings erwärmt sich die trockene Luft nun stärker, als sich die feuchte Luft abgekühlt hatte. Das ist das



„Geheimnis" des Föhns! Auf der Nordseite der Alpen sinken bei südlicher Luftströmung Luftmassen ab, aus denen im Süden bereits der Großteil der Feuchtigkeit ausgefallen ist. Von der Zugspitze sind bei Föhn die mächtigen Haufenwolken auf der Südseite des Alpenhauptkammes deutlich zu erkennen. Man spricht von einer „Föhnmauer". Die Luftfeuchtigkeit ist bei uns auf einige Prozent zurückgegangen. Diese trockene Luft stürzt dann in die Täler und zum Vorland hin ab. Sie erwärmt sich dabei unverhältnismäßig stark! Daher der kräftige Temperaturanstieg bei Föhn! Die trockene, staubfreie Luft ist klar und durchsichtig! Auch beim Föhn entsteht die besondere Wirkung am Nordalpenrand dadurch, daß von Süden in der Regel wärmere Luft herangeführt wird. Eine Südströmung tritt bei uns hauptsächlich auf der Vorderseite von Schlechtwetterfronten auf, die von W heranziehen. Er kündigt also schlechtes Wetter an. Der Föhn kann aber so stark sein, daß er Störungen von unserem Gebiet nach Norden abdrängt. Sein Eintreten kann im allgemeinen vorhergesagt werden, Dauer, Intensität und Zusammenbruch sind aber äußerst schwer im voraus zu erkennen! In der einschlägigen Literatur wird oft vor Bergtouren bei Föhn gewarnt. Allerdings werden mehr als ein Drittel der Touren im Nordalpengebiet bei Föhn gemacht. Dabei ist jedoch dem Wettergeschehen besondere Aufmerksamkeit zu widmen: Wenn die Wolkendecke schnell absinkt und sich unter einer höheren Wolkenschicht in tieferen Lagen Wolken

oder Wolkenfetzen bilden, so ist mit dem Zusammenbruch des Föhns und damit einem Schlechtwettereinbruch zu rechnen. Im Frühjahr und im Herbst hält der Föhn oft tagelang an, im Hochsommer ist kaum mit Föhn zu rechnen.

Eine weitere Besonderheit des Wetters im Alpenraum ist die Bewölkung im Hochsommer. Die Luft erwärmt sich über Felsen und Berghängen schneller als über der Ebene. Da wärmere Luft leichter ist als kältere, haben wir bei sommerlichen Hochdrucklagen im Bergland bereits am frühen Vormittag aufsteigende Luftbewegung. Wie schon erläutert, kühlt sich die Luft beim Aufsteigen ab und der in ihr gespeicherte Wasserdampf kondensiert. Es kommt zu Haufenwolkenbildung. Diese steigen rasch höher und vergrößern sich. So ist z. B. der Gipfel der Zugspitze im Sommer ab Mittag meist in Wolken gehüllt. Die stärkere Haufenwolkenbildung im Sommer im Hochgebirge ist stets zu berücksichtigen, im Nebel wird die Orientierung oft zum Problem! Steigen die Haufenwolken weiter an, so erreichen sie schließlich ein Niveau, in dem Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt herrschen. Das Oberteil der Wolke vereist! Es bekommt zunächst ein streifiges Aussehen, dann verbreitert es sich und zerfranst, es steht dann wie ein Amboß über der Wolke. Die Gewitterwolke ist fertig! In der Wolke, deren Oberteil jetzt aus Eisteilchen besteht, treten Verwirbelungen auf. Es kommt zur elektrischen Aufladung. Die Eisteilchen wachsen, wenn sie durch die Wolke gewirbelt werden, zu Graupel- und Hagelkörnern heran. Für den Bergsteiger gilt es nun, schleunigst Spitzen und Grate zu verlassen. Wasserführende Rinnen und Lacken sind genauso gefährlich wie alle Metallteile, Stahlseile, Haken und Karabiner. Oft genug kann man sich nur notdürftig in Sicherheit bringen. Besser ist es auf jeden Fall: 1. Touren im Sommer immer so frühzeitig wie möglich zu beginnen und 2. bei drohender Gewittergefahr umzukehren und in einer Hütte oder, wenn nicht anders möglich, in wenig ausgesetztem Gelände Schutz zu suchen. Im äußersten Fall ganz einfach in einer Vertiefung flach auf den Boden legen. Dies jedoch nur am Beginn eines Gewitters, denn wenn sich die Vertiefung mit Wasser füllt, wird sie ebenfalls den Blitz anziehen, abgesehen davon wird es dann auch unangenehm! Hier war von Wärmegewittern die Rede, die an jedem Sommertag, auch bei günstiger Wetterlage, örtlich auftreten können. Anders ist es bei „Frontgewittern". Sie entstehen beim Einbruch einer Kaltfront. Die Kaltluft schiebt sich keilförmig in die vor ihr liegende Warmluft hinein, dabei kommt es zur Anhebung von Luftmassen und es können auf breiter Front Gewitter ausgelöst werden. Unter einigermaßen günstigen Umständen ist eine solche Gewitterfront schon von weitem an einer Wand von mächtigen Haufenwolken zu erkennen, die oft schnell heranzieht. Frontgewitter sind weitaus gefährlicher als Wärmegewitter, da sich bei ihnen zusätzlich eine starke Abkühlung einstellt, der Niederschlag länger anhält und oft genug in höheren Lagen in Schneefall übergeht.

Das Hereinbrechen von Gewitterfronten und extreme Wetterstürze können heute zuverlässig vorhergesagt werden. Auf solche Vorhersagen ist zu achten. In der heißen Jahreszeit ist kaum darauf zu hoffen, daß ein Schlechtwettereinbruch durch Föhn verzögert wird!

Alle diese Erkenntnisse wurden im Laufe der Jahre gewonnen. An ihrer Erforschung haben die Zugspitzmeteorologen einen bedeutenden Anteil. Fünf Doktorarbeiten und zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen wurden von ihnen erstellt. 1950 wurden die gesamten Forschungsergebnisse von Dipl.-Met. H. Hauer zusammengefaßt und in einem Jubiläumsband zum 50jährigen Bestehen der Station herausgegeben. So wie die Arbeit der Beobachter heute in das internationale Netz von Meldestellen eingebunden ist, so sind auch die früheren wissenschaftlichen Arbeiten ein Teil der weltweiten meteorologischen Forschung. Ihre Ergebnisse dienen mit dazu, dem Bergsteiger von heute mehr Sicherheit zu geben! Es wäre zu hoffen, daß sie entsprechend genutzt werden!

Verfasser: Wolfgang Brunner,
D-81 Garmisch-Partenkirchen,
Breitenauerstraße 5

Ein Vorschlag zur Verbesserung der Führerliteratur

Drei verschiedenartige Beschreibungsmöglichkeiten stehen zur Wahl

Pit Schubert

Rückblick

Die auch heute noch überwiegend gebräuchliche Form der Routenbeschreibung in Haupt- und Nebensätzen stammt aus der Anfangszeit der Breitenentwicklung des Alpinismus. Eine andere Form der Wiedergabe eines Routenverlaufs gab es seinerzeit nicht. Zeichnungen von Bergen mit eingetragenem An- oder Abstiegsverlauf wurden erst später in die Führerliteratur aufgenommen. Die Fotografie steckte in ihren Kinderschuhen, erst recht die Bergfotografie, denkt man an die unhandlichen Apparate, an das Verdunkelungszelt und sonstige gewichtige und voluminösen Gerätschaften, die seinerzeit zum Fotografieren noch notwendig waren. So nimmt es nicht wunder, daß nahezu ausnahmslos während der Entstehungsphase der Führerliteratur und über viele weitere Jahrzehnte hinweg nur das geschriebene Wort zur Wiedergabe eines An- oder Abstiegs Verwendung fand.

Dies hat sich mit erstaunlicher Hartnäckigkeit bis in unsere Tage erhalten. In die Führerliteratur werden zwar hie und da Zeichnungen von Bergansichten mit eingetragenem Routenverlauf aufgenommen, auch das immer problemlosere Fotografieren erlaubt die Bereicherung der Führerliteratur durch vermehrte Verwendung von Bergfotos, ebenfalls mit eingezeichnetem Routenverlauf, doch der Großteil aller Führerautoren hing und hängt heute noch nahezu ausschließlich an der überlieferten Art von Routenbeschreibung. Und gerade diese herkömmliche Art gibt sehr häufig Anlaß zu Verhauern, sei es durch unklare Ausdrucksform, sei es durch mißverständlichen Satzaufbau oder sei es einfach durch allzu subjektiv beeinflußte Wiedergabe des An- und Abstiegsverlaufs in Schriftform. Die weit eindeutigere und übersichtlichere Routenskizze, seit etwa zwei Jahrzehnten bekannt, seit Mitte der sechziger Jahre vermehrt verwendet, konnte die in so vielen Punkten mangelhafte Routenbeschreibung herkömmlicher Art bis heute nicht verdrängen.

Soll dem abgeholfen werden, so muß nach einer besseren Routenbeschreibungsform gesucht werden und — vor jeder Kritik — nach den Gründen, die bis dato die Erstellung besserer Routenbeschreibungen verhindert haben. Diese müssen analysiert werden. Verbesserungsvorschläge müssen auch diese Verhinderungsgründe mit einschließen. Letztendlich kann es kein übermenschliches Kunststück darstellen, einen Routenverlauf exakt klar und unmißverständlich wiederzugeben, eine Art Gebrauchsanweisung eines An- oder Abstiegs niederzuschreiben, kann man doch auch Koch- und Backrezepte eindeutig und leicht verständlich verbreiten.

Voraussetzungen für optimale Routenbeschreibung

▷ Wer einen Bewegungsvorgang oder einen technischen Ablauf — nichts weiter ist das Bergsteigen und Klettern — beschreiben will, muß den Vorgang bzw. Ablauf (die Route) erst einmal gründlich kennen. Sinnvoll begeht der Führerautor den An- oder Abstieg mit Bleistift und Papier und macht sich schon während des Kletterns alle wichtigen Notizen.

▷ Sodann muß der Autor in der Lage sein, den Routenverlauf, die Schwierigkeitsangaben und alle notwendigen Einzelheiten möglichst objektiv wiederzugeben, ohne sich von besonderer Steilheit, Ausgesetztheit, Schwierigkeit oder widerlichen Verhältnissen (Wettersturz, Vereisung usw.) beeinflussen zu lassen.

▷ Der Autor muß den An- oder Abstieg chronologisch aufzuzeigen wissen.

▷ Des weiteren muß der Autor markante Geländepunkte und Kletterstellen von weniger wichtigen und auffälligen trennen können.

▷ Der Autor muß nicht zuletzt eine klare, ungekünstelte Ausdrucksform sein eigen nennen.

▷ Letztendlich muß dem Autor eine Beschreibungsmöglichkeit bekannt sein, die von ihrer Art her möglichst wenig Anlaß zu Irrtümern gibt.

▷ Sind alle vorgenannten Bedingungen erfüllt, wird daraus zwangsläufig eine brauchbare Routenbeschreibung resultieren. Je weniger Bedingungen dagegen erfüllt sind, desto mehr muß eine Routenbeschreibung Anlaß zu Unklarheiten und damit zu Verhauern bieten.

Gründe, die zu fehlerhaften Routenbeschreibungen führen:

▷ Es kann — so wünschenswert dies auch wäre — von keinem Autor verlangt werden, daß er jeden An- und Abstieg eines von ihm erstellten Kletterführers begangen hat. Damit ist bereits für die Beschreibung aller jener Routen, die der Autor nicht selbst aus eigenem Erleben kennt (meist der überwiegende Teil eines Kletterführers), eine breite Fehlerquellenbasis gegeben. Setzt man voraus, daß der Autor einen An- oder Abstieg objektiv zu beurteilen und zu beschreiben weiß, ebenso wie das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen in der Lage ist und daß er eine klare und ungekünstelte Ausdrucksform beherrscht, so ist dies nicht von jedem Bergsteiger, Kletterer oder Erstbegeher zu erwarten, der den Autor mit Angaben und Routenbeschreibungen unterstützt. Autor und Verlagsredaktion werden deshalb immer bestrebt sein, zugesandte Routenbeschreibungen in ein nach ihrer Meinung gutes Deutsch und in eine zu Mißverständnissen weniger Anlaß bietende Schriftform umzuformulieren. Dabei müssen zwangsläufig — so wenig dies auch gewollt sein mag — Unklarheiten und Unrichtigkeiten in der Routenbeschreibung entstehen.

▷ Sollten zwischen Autor und Lektor Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich klarer und ungekünstelter Ausdrucksform herrschen, und sollte sich der Lektor durchsetzen, so ist abermals die Möglichkeit gegeben, daß Unklarheiten und Unrichtigkeiten in die Routenbeschreibung einfließen.

▷ Übersetzungen von Routenbeschreibungen aus einer Fremdsprache glücken nicht immer optimal und führen so zu unrichtiger Wiedergabe von Routenbeschreibungen, vor allem dann, wenn auch der Originaltext in langen, ineinander verschachtelten Satzfolgen abgefaßt ist.

▷ Wählt der Autor Orientierungspunkte, die von der Stelle, wo sie erwähnt werden, nicht auszumachen sind, hat die Orientierungsangabe ihren Sinn verloren. Als klassisches Beispiel möge die Angabe im AV-Führer „Kaisergebirge" von Leuchs/Nieberl für den Anstieg „Totenkirchl-Westwand (Dülferweg)" gelten. Hier heißt es „... nach links zu einer Mulde. In dieser, immer rechts haltend, etwa 30 m aufwärts auf die herabstreichenden Rippen, die unmittelbar zum 17-m-Riß führen." Aus der genannten Mulde ist der 17-m-Riß nicht zu erkennen, folglich können auch die erwähnten Rippen, die unmittelbar zum 17-m-Riß führen, nicht ausgemacht werden. Aus der Mulde führen viele Rippen hinauf zum steileren Teil der Westwand, nur eine einzige ist die richtige. Reichlich Verhauerhaken mit Abseilschlingen, verteilt über den breiten, unteren Bereich der Westwand, sind Zeugnis von der Unklarheit der Routenbeschreibung.

▷ Nicht selten auch ist es die späte Wiedergabe eines Routenverlaufs, womöglich Wochen oder gar Monate nach einer Begehung, die Einzelheiten verschwimmen läßt und zu Unklarheiten in der Beschreibung führt.

▷ Von den Beschreibungsmöglichkeiten ist die der herkömmlichen Art am meisten mit Fehlerquellen behaftet.

Wie kann ein Kletterführer verbessert werden?

Geht man davon aus, daß von keinem Autor verlangt werden kann, jeden An- und Abstieg eines von ihm zu erstellenden Kletterführers selbst zu begehen, die unterste Grenze jener Führen, deren Begehung ihm zugemutet werden kann, andererseits nicht zu niedrig gewählt werden sollte, so bietet sich als Kompromiß nur folgende Lösung an: Der Führerautor sollte es sich nicht nehmen lassen, alle Führen, die — unabhängig vom Schwierigkeitsgrad — häufig begangen werden (Modetouren), mit Bleistift und Papier selbst zu begehen und zu beschreiben. Zu diesen Anstiegen zählen beispielsweise der Kopftörlgrat und die Fleischbank-Ostwand im Wilden Kaiser, die Dachstein-Südwand in der Dachsteingruppe und die Langkofel-Nordkante, sowie der Normalweg auf die Kleine

und Große Zinne in den Dolomiten, um nur einige wenige zu nennen. Überschlägig kann festgestellt werden, daß es etwas mehr als die Hälfte aller An- und noch mehr Abstiege eines Kletterführers sein dürften. Eine andere Möglichkeit besteht darin, erfahrene Kletterer, die bereit sind, den Autor zu unterstützen, in die Kunst der Erstellung exakter Routenbeschreibung einzuweisen. Liegen Routenbeschreibungen anderer Kletterer vor, kann der Autor durch gezielte Nachfragen meist noch vieles in Erfahrung bringen, Unklarheiten beseitigen und die Beschreibung exakter gestalten.

Die Fähigkeit eines Autors objektive Routenbeschreibungen zu erstellen, hängt zu einem beträchtlichen Maß von seiner alpinen Erfahrung ab. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Autor nach wie vor das extreme Fels- und Eisklettern beherrscht; wichtig ist lediglich, daß er in jüngeren Jahren sich den für die Erstellung eines Kletterführers notwendigen Überblick auch in schwierigem Fels und Eis erworben und seitdem nicht verloren hat.

Auch die UIAA hat sich des Problems eindeutigerer Informationen innerhalb der Führerliteratur angenommen. Unter der anfänglichen Leitung von Jean Juge (derzeit Präsident der UIAA) und der späteren von Fritz Wiessner (USA) hat die Schwierigkeitsbewertungskommission der UIAA Anfang dieses Jahrzehnts Richtlinien für die Routenbeschreibung erarbeitet und diese im Herbst 1973 unter dem Titel „UIAA-Regeln und Vorschriften für Schwierigkeitsbewertung und Routenbeschreibung" herausgegeben (siehe Literaturverzeichnis). Diese Richtlinien geben klare Auskunft über die für eine Routenbeschreibung notwendigen *allgemeinen charakteristischen* Angaben, die im sogenannten Beschreibungskopf eines jeden An- oder Abstiegs zusammenzufassen sind. Im einzelnen sind dies — je nach Charakter der Führe — Angaben über

▷ Namen der Erstbegeher und Datum der Erstbegehung.

▷ Schwierigkeitsgrad, wobei die Angabe der schwierigsten Kletterstelle erfolgt. Sind die meisten Passagen leichter, soll dies dahinter vermerkt werden. Wenn die Route freie und künstliche Kletterei aufweist, findet das durch römische Ziffern für die freien Schwierigkeitsgrade und durch die A-Einstufung für die künstlichen Schwierigkeitsgrade seinen Ausdruck. Das Überwiegende in einer Route, sei es freie oder künstliche Kletterei, ist an erster Stelle zu nennen. Das Sekundäre, weniger typische oder weniger schwierige des Anstiegs an zweiter Stelle. Damit wird bereits eine wesentliche Aussage zum Charakter der Route gemacht.

▷ Anzahl der Standardhaken, -keile usw. für den Anstieg. (Unter Standardhaken, -keile usw. ist die Anzahl der Haken, Keile usw. zu verstehen, die eine gute, verantwortungsbewußte Seilschaft unter normalen Bedingungen benötigt.)

▷ Erläuterungen zur Beschaffenheit der Route und weitere Erklärungen über die zu erwartenden Schwierigkeiten, z. B.: Anstrengend (physisch und psychisch), schlechte Sicherungsmöglichkeiten, stark überhängend, ausgesetzt, Riß- und Reibungskletterei, Stein- oder Eisschlag, Wasserfall, wasserüberronnener Fels mit häufiger Wassereisbildung usw. Besondere Wettersturzgefahr, Orientierungsschwierigkeiten, schwieriger Rückzug, der sogar oberhalb eines bestimmten Punktes unmöglich werden kann.

▷ Wandhöhe und Gesamtlänge der Route (ist nicht das gleiche) mit Länge der Schlüsselstellen und Angabe von Biwakplätzen.

▷ Das zur Mitnahme empfohlene Material (Haken, Karabiner, Schlingen usw.) und empfohlene Länge der Seile. (Anmerkung des Autors: Um Wiederholungen in Führerwerken zu vermeiden, empfiehlt es sich, die Länge der Seile pauschal mit 40 m und dem Hinweis anzugeben, daß bei Routen mit erforderlichen Seillängen über das Normalmaß hinaus diese Angabe separat erfolgt.)

▷ Durchschnittszeit für den An- bzw. Abstieg.

▷ Beste Jahreszeit. (Anmerkung des Autors: Auch diese Angabe kann meist im Vorwort pauschal mit dem Hinweis erfolgen, daß bei besonderen Führen, die in der pauschal angegebenen Jahreszeit nicht empfohlen werden können, diese Angabe separat erfolgt.)

▷ Allgemeine Beurteilung wie: Großartige Szenerie, sehr schöne Route, genußreiche Kletterei, fester Fels. Vergleiche — besonders bei langen und schwierigen Anstiegen —

mit einer bekannten Route entsprechender Schwierigkeit im gleichen Gebiet sowie einer ähnlichen, international berühmten Route in einer anderen häufig besuchten Gebirgsgruppe. (Anmerkung des Autors: Um auch hier Wiederholungen zu vermeiden, empfiehlt es sich — was sich bereits eingebürgert hat — im Vorwort eine Vergleichstabelle anzuführen mit Anstiegen aus dem behandelten Gebiet und aus anderen häufig besuchten Alpengruppen, z. B. Dolomiten, Montblanc-Gruppe usw.).

▷ Lage und Zugänge zur Führe.

▷ Nach dem Beschreibungskopf folgt die nähere Beschreibung der Führe. (Näheres, besonders über die getrennte Schwierigkeitsbewertung freier und künstlicher Kletterei siehe die zitierte UIAA-Broschüre.)

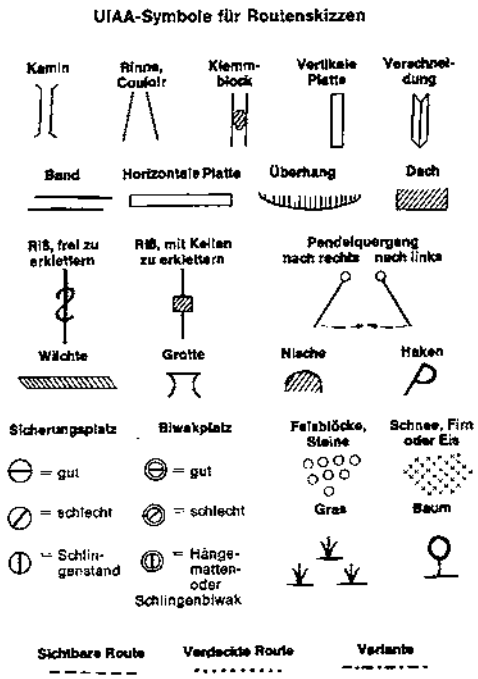
Darüber hinaus ist über die Abfassung der eigentlichen Routenbeschreibung nichts weiter ausgesagt, sieht man von der Forderung nach Schwierigkeitsgradangaben auch einzelner Teilstrecken der Führe ab.

Von den Routenbeschreibungsmöglichkeiten ist diejenige im Telegrammstil und die Routenskizze der Routenbeschreibung herkömmlicher Art bei weitem überlegen, da eindeutiger, prägnanter, unmißverständlicher und nicht zuletzt auch meist kürzer. Die Routenskizze ist noch übersichtlicher als die Beschreibung im Telegrammstil und bei Verwendung von UIAA-Routensymbolen auch für den internationalen Gebrauch in anderen Sprachbereichen verwendbar.

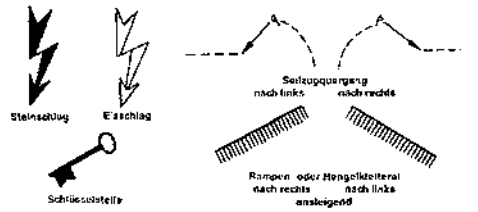
Bei der *Routenbeschreibung im Telegrammstil* werden die einzelnen Kletterpassagen in einer Folge kurzer Aufzählungen aneinandergereiht. Der Autor wird gezwungen, die einzelnen Kletterpassagen dem chronologischen Ablauf der Kletterei entsprechend zu beschreiben. Ein Beispiel:

„Vom Stand durch Riß 8 m gerade hinauf (V, 2 Haken), ansteigende Querung auf Rampe 10 m nach rechts zu Kamin (IV, eine Stelle V+, 1 Haken, brüchig) durch diesen hinauf zu Absatz (A 1/VI, 3 Haken/insges. 35 m)."

Dabei empfiehlt es sich, jede Seillänge mit *einem* Satz zu beschreiben. Den einzelnen Kletterpassagen folgen, in Klammern gesetzt, die Schwierigkeitsgradangabe nach UIAA, die Anzahl der Haken, Holzkeile



Weitere Symbole haben sich eingebürgert:



usw. (deren Bezeichnung abgekürzt werden kann) und weitere besondere Angaben wie „brüchig", „häufig naß und/oder vereist", „Schlüsselstelle", „Steinschlag", „Eisschlag", „Biwakplatz" usw. (für die vier letztgenannten können auch die entsprechenden Symbole für Routenskizzen Verwendung finden). Im letzten Klammerausdruck eines jeden Satzes (also einer jeden Seillänge) folgt sinnvoll als letzte Angabe die gesamte Kletterlänge dieser Seillänge in Metern, zum Beispiel (siehe oben): „. . . . 3 Haken/insges. 35 m)." Zur besseren Übersicht können die einzelnen Seillängen (bzw. Sätze) sinnvoll am Anfang eines Satzes numeriert werden, zum Beispiel: „5./ Vom Stand durch Riß . . ." Sind mehrere leichtere oder im Anstiegsverlauf nicht zu verfehlende Seillängen zu beschreiben, zum Beispiel drei gleichförmige Kaminseillängen oder leichtere Seillängen

im Zustieg oder unterhalb des Gipfels oder ist der Anstieg grundsätzlich kaum zu verfehlen, erübrigt sich eine Beschreibung einzelner Seillängen in einzelnen Sätzen. Es können mehrere Seillängen — falls es sich um aufeinanderfolgende handelt — in einem Satz zusammengefaßt werden, dem, wieder in Klammern gesetzt, die Länge der einzelnen Seillängen in Metern, die Schwierigkeitsgradangabe (den einzelnen Seillängen zugeordnet) und nennenswerte Besonderheiten folgen, zum Beispiel:

„Drei Seillängen durch markante, links aufwärtsziehende Rinne hinauf zu Terrasse (30 m, I u. II/40 m, II u. III, brüchig/35 m, II)."

Auch die Angabe der gesamten Kletterlänge mit der Schwierigkeitsgradangabe der Reihenfolge nach ist in diesem Fall möglich, zum Beispiel: „95 m, I, II, III, brüchig, II." Sollen auch bei mehreren Seillängen innerhalb eines Satzes diese zur besseren Übersicht numeriert werden, so erfolgt dies zum Beispiel: „10./11./12./ über Schrofen 3 Seillängen in nördlicher Richtung zum Gipfel." Für die Abstiegsbeschreibung gilt sinngemäß das für die Anstiegsbeschreibung Gesagte, zum Beispiel:

„Eine Seillänge schräg links (nördlich) abwärts zu Abseilhaken (40 m, III, brüchig). Abseilen (2× 20 m). Auf Band waagrecht nach links zu Rinne (30 m, I, Vorsicht Steinschlag!), durch diese hinab zum Kar (70 m, I u. II, im Frühjahr häufig naß und vereist)."

Die Terminologie der Fachbegriffe darf bei Führerautoren als bekannt vorausgesetzt werden. Der Autor scheue sich nicht, Wortkombinationen zu gebrauchen, die eine Felsgliederung besser und kürzer charakterisieren als es durch Nebensätze (die vermieden werden sollen) möglich ist, zum Beispiel: „Rißkamin", „Kaminverschneidung", „Rißverschneidung" oder auch „Rißkamin-Verschneidung", wenn der Riß teilweise Kaminbreite annimmt und sich in einem Verschneidungsgrund befindet.

Die *Routenskizze* ist übersichtlicher als jede Art von Beschreibung. Der Betrachter hat auf einen Blick den gesamten, wie auch den in Seillängen aufgeteilten Routenverlauf vor Augen. Die Haken sind an den einzelnen Stellen eingezeichnet, ebenso die Schwierigkeitsgradangaben und alle anderen markanten Besonderheiten eines An- oder Abstiegs, zum Beispiel Biwakplätze, Steinschlag usw. Rechts oder links des Anstiegsverlaufs werden die einzelnen Seillängen mit einer von Seillänge zu Seillänge schwarz/weiß differierenden Balkenlinie kenntlich gemacht, bei der auch die Angabe der Seillänge (Kletterlänge) in Metern erfolgt. Leichtere, zusammenhängende Seillängen, die keine besonderen Angaben erforderlich machen, können — mit einer entsprechenden Bemerkung — auch verkürzt, zusammenhängend (ohne Angabe von Standplätzen) dargestellt werden.

Gleichermaßen für die Beschreibung im Telegrammstil wie für die Routenskizze gilt für eine ausgeklettерte Seillänge die Angabe von 40 m, auch wenn die wahre ausgeklettерte Seillänge etwas kürzer ist, da für das Anseilen etwas Seil verloren geht (bei Verwendung von Klettergürteln, für zwei Seilpartner, etwa 1 bis 1,5 m).

Ist geplant, Fotos mit eingezeichnetem Routenverlauf ins Führerwerk aufzunehmen, so empfiehlt es sich, den An- oder Abstiegsverlauf so bald wie irgend möglich nach der Begehung einzuzeichnen. Oft reichen wenige Wochen oder Monate, die während der Beschaffung der Fotos verstreichen, um besondere Einzelheiten eines An- oder Abstiegsverlaufs aus der Erinnerung verwischen zu lassen. Die Einzeichnung sollte vom Autor persönlich mit möglichst dünner Strichstärke vorgenommen werden. Wird der Anstiegsverlauf vom Autor nur auf einem über dem Foto liegenden Transparentblatt und später von einem Graphiker eingezeichnet, ergeben sich unweigerlich Fehlerquellen, die dem Foto jeden besonderen Informationswert nehmen.

Zum Vergleich der drei verschiedenen Beschreibungsmöglichkeiten ist auf den folgenden Doppelseiten der Dülfer-Anstieg an der Fleischbank-Ostwand (Wilder Kaiser) in der herkömmlichen Art, im Telegrammstil und in Routenskizzenform wiedergegeben. Der Text der herkömmlichen Beschreibung wurde mit freundlicher Genehmigung des Bergverlags Rudolf Rother dem vorgenannten AV-Führer „Kaisergebirge" entnommen.

Zuvor zum Vergleich der einleitende Absatz aus dem genannten AV-Führer und der Beschreibungskopf nach UIAA.

Aus dem AV-Führer Kaisergebirge:

Die mauerglatte Ostwand durchkletterten 1912 H. Dülfer, W. Schaarschmidt. Die 300 bis 400 m hohe Ostwand ist von einer Glätte und Geschlossenheit, wie man sie selten findet; sie erscheint senkrecht, nach der Karte beträgt ihre Neigung im Durchschnitt 70°. Die 1. Durchkletterung dieser Mauer war eine bewundernswerte Leistung. Der Anstieg bewegt sich fast in der Fallinie des Gipfels; schöne Kletterei in festem Gestein, die immer wieder unterschätzt wird. Schlüsselstelle im oberen Wandteil. Zwar fast durchweg besonders schwierig (V) und anstrengend, aber für solche, die den Schwierigkeiten gewachsen sind, genußvoll.

Beschreibungskopf nach UIAA:

Erste Begehung durch H. Dülfer und W. Schaarschmidt, 1912. (Eine Woche zuvor hatten G. Sixt und A. Deye den unteren Wandteil bis zum Ende des 1. Quergangs [Seilquergangs] erstbegangen, damit war das eigentliche Problem gelöst.)

Schwierigkeitsgrad V/A 0 (etwa 80 m), überwiegend IV, teilweise III, wird leicht unterschätzt.

Alle notwendigen Zwischenhaken (32 Stück) vorhanden, ebenso alle Standhaken (13 DAVAS-Haken = gebohrte Ringschrauben, einer davon als Querganghaken, 2 Normalhaken), Stand Herbst 1974.

Teilweise etwas ausgesetzte und anstrengende Kletterei an überaus festem, meist gutgriffigem „Kaiserfels". Überwiegend Wand-, Riß- und Reibungskletterei, im oberen Wandteil zwei Riß- und Kaminseillängen (letztere im Frühling und Spätherbst meist vereist). Nicht immer ganz leicht zu finden (Verhauermöglichkeit am Beginn des Seilquergangs). Nicht steinschlaggefährdet. Für Notfälle besteht Rückzugsmöglichkeit auch nach Passieren des Seilquergangs durch zweimaliges Abseilen mit 40-m-Seilen durch den sogenannten Rhomberg-Riß, der vom Ende des 1. Quergangs leicht linkshaltend (im Sinne des Abstiegs) hinab auf den Originalanstieg führt.

Wandhöhe 350 m, Kletterlänge über 600 m, die beiden o. a. Riß- und Kaminseillängen bilden die Schlüsselseillängen (insges. 76 m, keine Ausweichmöglichkeit). Zwei 40-m-Seile, Haken nur für Notfälle, ca. 15 Karabiner, bei den Schwierigkeiten entsprechendem Trainingsstand keine Trittleitern erforderlich.

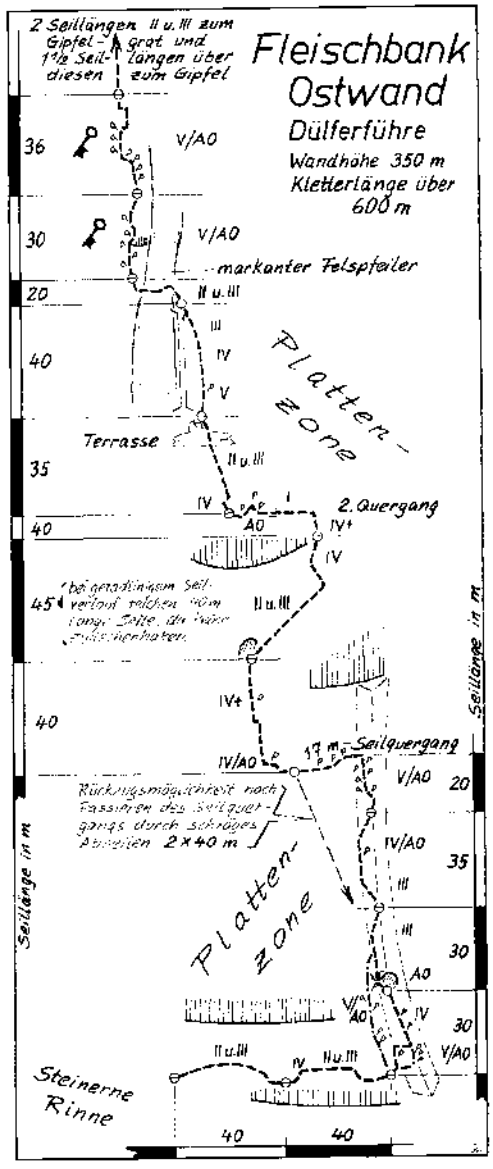
4—6 Stunden, ¾ Stunden für den Abstieg. Je nach Vereisungsgefahr der Ausstiegsrisse (-kamine) von Anfang Mai bis Mitte September, nach milden Wintern auch eher, bei hochsommerlichen Verhältnissen auch später noch möglich.

Ebenso schöner wie berühmter Anstieg, großartige Genußkletterei (durchschnittliche Begehungszahl pro Jahr: über 100 Seilschaften).

Seite 221: Der erste Quergang in der Fleischbank-Ostwand (Dülferführe). Der Seilerste fotografiert den Zweiten, der am Geländerseil nachkommt. Der Dritte der Seilschaft wartet im Verschneidungswinkel im Hintergrund. Die Ausrüstung der Bergsteiger (kein Helm, Kletterpatschen, rundovale Eisenkarabiner) lassen auf eine Begehung während der „50er"-Jahre schließen. Foto: R. Löbl

Beschreibung aus AV-Führer Kaisergebirge:
Etwas rechts der Fallinie des Gipfels, 160 m V. unter dem Ellmauer Tor, zieht ein eigenartiges Band aus der Steinernen Rinne in die Ostwand hinein. Über dieses — in der Mitte eine Unterbrechung — auf- und absteigend etwa 50 m nach rechts; schließlich auf den Kopf einer 6 m hohen und 1 m breiten plattigen Rippe am Anfang eines längeren schmalen Risses (Aneroid 1840 m). Nach rechts um die Kante (H) und an senkrechter Wand mit Benützung eines guten Griffes auf eine schmale Leiste. Auf ihr 1½ m nach rechts, dann über die Platte schräg ansteigend zu dem Riß rechts, der besonders schwierig nach 10 m in eine kleine Höhle leitet (1855 m) (Fiechtl stieg mit Frl. Rhomberg durch einen Riß vor der Höhle unmittelbar zum Ende des 1. Quergangs an, 1923, und benannte ihn Rhombergriß). Mit Steigbaum oder Steigbügel oder auch frei über den sie abschließenden Überhang und weiter etwa 55 m empor (zuerst etwas leichter über grasdurchsetzte Platten, dann [V] rechts durch zwei enge seichte Risse) zum Beginn des ersten Seilquergangs (1915 m), etwa 20 m unter einem großen Überhang. An glatter Platte 2 m nach links, 2 m abwärts, und horizontal 15 m (V) nach links zu einem Stand. Ein paar Schritte abwärts und noch 5 m sehr schwierig nach links. Nun 4 m empor und um die Rippe links, nach weiteren 6 m links um die Kante und hinauf zu einem kleinen Schuttfleck (1930 m).

Der große, 30 m höher ansetzende Überhang, der von einem auffallenden Riß durchzogen ist, wird rechts umgangen, indem man erst über die Rampe rechts, dann über steile Platten etwa 40 m V. ansteigt zum Beginn des zweiten Quergangs (1970 m), der bereits knapp oberhalb des Überhanges von rechts nach links zieht. Das Mittelstück des 20 m langen Quergangs ist ein eigenartiges, in die glatte Platte eingelassenes Grasband; die Unterbrechungsstelle am Anfang (ungefähr 5 m) sehr schwierig, die am Ende (ebenfalls 5 m) besonders schwierig. Nun etwas leichter 25 m links haltend hinauf zur 2. Schutterrasse (1995 m), die rechts vom Fuße eines 55 m hohen, besonders von unten auffallenden Wandpfeilers liegt. In und neben den rechts von ihm eingeschnittenen engen Kaminstücken 40 m empor; dann links 5 m hinauf und leicht um den Pfeiler herum (2035 m). Der hier ansetzende, 20 m hohe und überhängende Kamin wird entweder direkt erklettert oder über die plattige Wand links umgangen (schwierigste Stelle). Weiter besonders schwierig in dem folgenden stark überhängenden Riß (am besten wohl Rücken



links); nach etwa 15 m aus ihm nach links hinaus und noch 35 m — zuerst 4 m links, dann ein Stück im Kamin rechts — hinan auf leichteren Fels (2100 m). Durch das die Fortsetzung der Kaminreihe bildende Rinnensystem, oben möglichst links haltend, zum Ausstieg, 15 m nördl. des Gipfels. — Wandhöhe 350 m, 4—6 st E. (Dülfer.)
V. = Vertikalabstand, E (hinter einer Zahl) = über dem oder vom Einstieg ab gerechnet.

Seite 222: Skizze der Dülferführe durch die Fleischbank-Ostwand (Schubert).
Seite 223: Teilansicht der Fleischbank-Ostwand mit eingezeichneter Dülferführe. Foto: T. Hiebeler

Beschreibung im Telegrammstil:

Übersicht: Etwas rechts der Gipfelfallinie zieht ein nicht zu übersehendes, balkonähnliches Band ca. 80 m nach rechts (Einstiegsquergang) in die Ostwand bis hin zum Beginn der Riesenverschneidung, die den linken (oberen) vom rechten (unteren) Teil der riesigen, breiten Ostwand trennt. Teilweise in der Verschneidung, meist jedoch links davon führt der Anstieg hinauf bis ca. 20 m unter einen sperrenden Riesenüberhang. Hier 1. Quergang (Seilquergang). Der Riesenüberhang wird links umgangen. Ein markantes Grasband vermittelt den 2. Quergang. Linkshaltend hinauf führt der Anstieg durch den Ausstiegskamin in leichtes Gelände und weiter direkt hinauf zum Grat.

Zustieg: Aus der Steinernen Rinne zum Beginn des balkonähnlichen Bandes.

Führe: 1./ Über das balkonartige Band nach rechts und wenige Meter hinab in eine kleine Guffel (II u. III, insgs. 40 m). 2./ Aus der Guffel rechts hinauf (eine Stelle IV) und weiter queren, teils ab- und wieder aufsteigend, zum Ende des Bandes (II u. III, insges. 40 m). Hier Beginn der Schwierigkeiten. Nun 3 Möglichkeiten: 3./ Vom Stand 1½ m nach rechts durch Riß hinauf zu schmaler Leiste (V/A 0, 1 H.), auf dieser nach rechts zu links aufwärtsziehendem Riß, durch diesen hinauf zu kleiner Nische (IV+ u. IV, 2 H./insges. 30 m). Oder 3./ Vom Stand 4 m nach rechts (IV) und durch Riß (A 0, 3 H.) hinauf zum o. a. links aufwärtsziehenden Riß und durch diesen zur Nische (insges. 30 m). Oder 3./ Vom Stand durch Riß direkt hinauf (V/A 0, 4 H.) in die nächste Seillänge (insges. 40 m, nicht empfehlenswert).

4./ Aus der Nische links heraus über Überhang (A 0, 1 H.) und weiter hinauf, anfangs etwas links-, dann wieder rechtshaltend, zu Grasabsatz (III/insges. 30 m). 5./ Weiter hinauf, etwas linkshaltend über gestuften Fels (III), durch einen Riß gerade hinauf (IV/A 0, 1 H.) und rechts aufwärts zu gutem Stand direkt in der Verschneidung (IV/insges. 35 m).

6./ Den Haken, anfangs im rechten, dann im linken Riß folgen zum Quergangshaken (V/A 0, 20 m, 6 H.; Achtung! Nicht weiter hinauf den Haken folgen, Verhauer), Seilquergang 17 m nach links zu schmalem Absatz (A 0, 3 H./insgesamt 37 m). 7./ Weiter wenige Meter nach links, dann weiter sehr ausgesetzt nach links (IV/A 0, 1 H.) in eine kleine Gufel, anfangs an der linken Begrenzungsrippe, dann an der folgenden Kante hinauf (IV+/insges. 40 m).

8./ Schräg rechts über gestuftes Gelände hinauf zu kleiner Terrasse (II u. III) und über ein kleines Wandl zu Stand (IV/insges. 45 m Kletterlänge; da ohne Zwischenhaken reichen 40 m lange

Seile bei geradliniger Seilführung). 9./ Wenige Meter hinauf zum 2. Quergang und nach links zu Beginn des markanten, in eine riesige Platte eingelagerten Grasbandes (IV−), über dieses nach links (I) zu Haken, mit Hilfe dieser (Seilzug, A 0, 3 H.) weiter nach links zu Stand (insgesamt 40 m). 10./ Nicht durch den Riß hinauf, sondern 1 m links über die Schuppe, dann sofort nach rechts in den Riß (IV), durch diesen leicht linkshaltend zu Grasabsatz, weiter hinauf auf einen Block zu Stand (II. u. III/insges. 35 m). 11./ Nicht nach links in den Kamin (Originalführe, wenig begangen), sondern vom Stand gerade hinauf (V, 1 H.) und weiter hinauf, geringfügig linkshaltend, in Verschneidungswinkel (III u. IV/insges. 40 m). 12./ Nach links um den Pfeiler zum Beginn des Ausstiegskamins (II u. III/insges. 20 m). 13./ Über die steile Rampe hinauf zu Überhang, über diesen hinweg und weiter gerade hinauf zu Absatz (V/A 0, 5 H./insges. 30 m). 14./ Durch den engen Kamin hinauf, an seinem Ende nach links und weiter gerade hinauf durch einen Riß zu Stand in Rinne (V/A 0, 7 H./insges. 36 m). 15./16./ Zwei Seillängen durch Rinnen und über Absätze, nahezu direkt hinauf zum Grat (mehrere Möglichkeiten, 40 m, II/30 m, II u. III). 17./18./ Über den Grat zum Gipfel (60 m, II u. eine Stelle III).

Schlußbetrachtung

Auch dann, sollten die hier empfohlenen Verbesserungsvorschläge von den Führerautoren als vorteilhaft erkannt werden und sich mit der Zeit durchsetzen, wird es Jahrzehnte dauern, bevor das alpine Führerwerk überarbeitet ist. Dies geht um so schneller, je mehr Bergsteiger und Kletterer sich durch diesen Beitrag angesprochen fühlen und Kritik an vorhandenen Routenbeschreibungen üben. Sachliche Kritik ist immer förderlich. Autoren und Verleger würden sich selbst das Wasser abgraben, wären sie nicht für jede Anregung und Ergänzung dankbar. Der als Führerverlag bekannte Bergverlag Rudolf Rother, München, zeigt sich für eingesandte Ergänzungen und Routenbeschreibungen nicht nur schlicht und einfach dankbar, er bietet dem Einsender bei Neuauflage des betreffenden Führers ein Exemplar zu halbem Preis an.

In der Zwischenzeit aber müssen wir noch mit dem derzeitigen Stand der Führerliteratur leben, sprich klettern. Um auch mit weniger brauchbaren Routenbeschreibungen den zeitlich längsten Verhauern zu entgehen, ist es immer gut, sich nicht zu sehr an die Routenbeschreibung zu klammern, schon gar nicht jedes einzelne Wort auf die Waagschale zu legen. Ein gutes Maß an Erfahrung, gepaart mit kritischer Selbstsicherheit, ist bei allen Routenbeschreibungen in herkömmlicher Schriftform angebracht. Dabei ist es sinnvoll, noch folgendes zu beachten: Wie lang ist eine Routenbeschreibung im Verhältnis zur Länge (Höhe und zeitliche Dauer) eines Anstiegs? Daraus kann der Kletterer zuerst einmal erkennen, ob es sich bei der Beschreibung nur um einen gröberen Überblick handelt, was für gewisse kürzere, naturgegebene und übersichtliche Anstiege völlig ausreicht, oder ob die Beschreibung auf eine Vielzahl von Einzelheiten eingeht. Demzufolge muß die Beschreibung während der Kletterei genau verfolgt werden, oder der Kletterer kann großzügig über kürzere Passagen, die sich nur schwer mit der Routenbeschreibung in Einklang bringen lassen, hinwegsehen.

Sind die Hauptkriterien eines Anstiegs bekannt (wenn nach UIAA-Regeln beschrieben, dann im Beschreibungskopf angeführt), möge sich der Kletterer grundsätzlich von der Vorstellung freimachen, die geplante Führe wiederholen zu wollen. Er versetze sich vielmehr in die Lage der Erstbegeher, die in einem vermuteten (für Wiederholer bekannten) Schwierigkeitsbereich den Gipfel möglichst rasch und ohne allzu viele Umwege, in möglichst idealer Linienführung erreichen wollen. Ist von den wenigen Kriterien noch bekannt, in welchem Jahr die Erstbegehung erfolgte, kann ungefähr die zu Zeiten der Erstbegehung übliche Steilheit, Ausgesetztheit, Anzahl und Länge besonders schwieriger Kletterstellen abgeschätzt werden. Dieses erprobte Patentrezept, basiert jedoch vornehmlich auf der alten Weisheit: Nur Übung macht den Meister.

Verfasser: Pit Schubert,
D-8152 Feldkirchen, Jägerweg 14

Literatur

„UIAA-Regeln und Vorschriften für Schwierigkeitsbewertung und Routenbeschreibung", Union Internationale des Associations d'Alpinisme, Genf, 1973. „Tätigkeitsbericht des Sicherheitskreises 1969/70 und dito 71/73", Sicherheitskreis im DAV, München, 1971 und 1974.

Universitäts-Bibliothek